

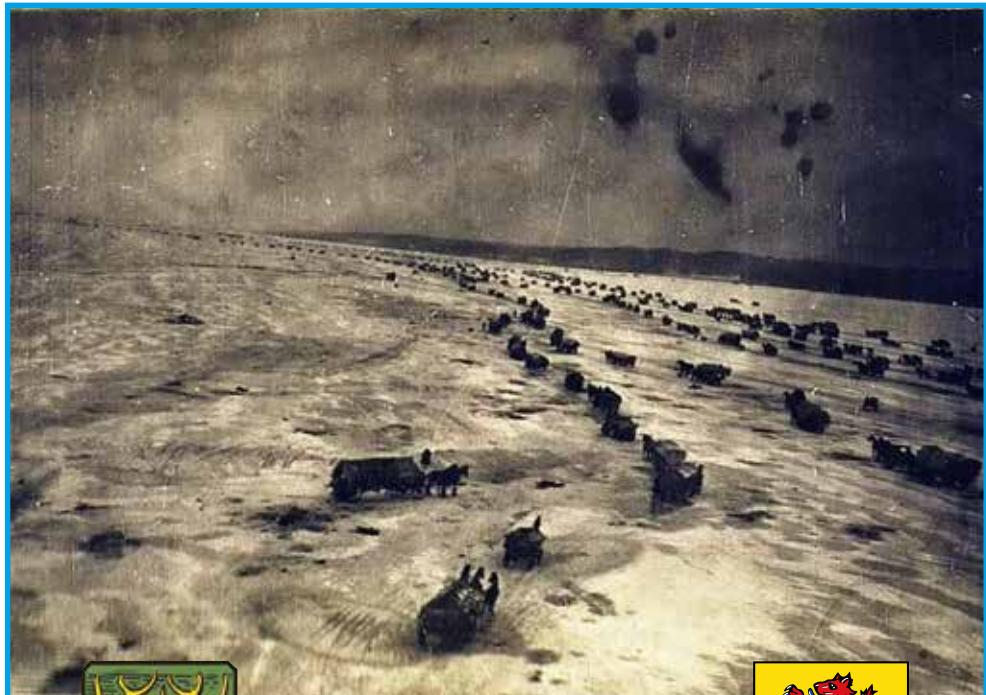


Wehlauer Heimatbrief



Sonderausgabe 2025

80 Jahre Flucht und Vertreibung
1945 – 2025



Wehlau

70 Jahre Kreispatenschaft
1955 - 2025

Versuch einer Bilanz



Diepholz

Kreisgemeinschaft Wehlau e. V.

(Herausgeber)



**Das Recht muß
nie der Politik,
wohl aber die Politik
jederzeit dem Recht
angepaßt werden**

Immanuel Kant (1724-1804)

Danke für die Zuwendungen

Die Ausgabe eines Sonderhefts zum Wehlauer Heimatbrief wurde dankenswerter Weise mit Zuwendungen gefördert von:

Landschaftsverband Weser-Hunte e.V.

Landesaufnamebehörde Niedersachsen

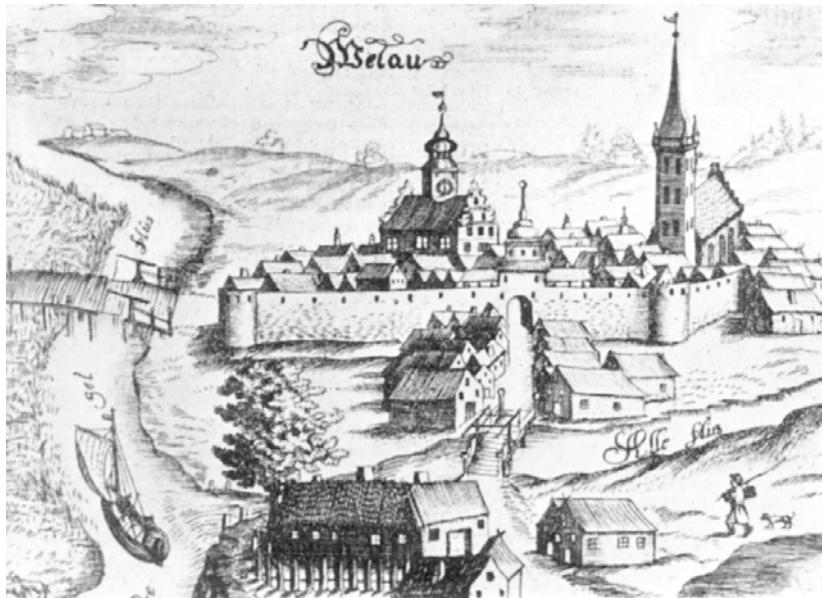
Dienststelle Grenzdurchgangslager Friedland

und der Kreissparkasse Diepholz

Nachdruck, auch auszugsweise nur mit Zustimmung der
Kreisgemeinschaft Wehlau e.V.



Wehlauer Sonderausgabe



Kreisstadt Wehlau - altes Stadtbild



Allenburg



Tapiau



Wehlau



Diepholz



Музей города
Нойштадт

Inhaltsverzeichnis

In dieser Sonderausgabe lesen Sie:



Editorial	Redaktion	4
Grußworte Kreisvertreterin	M. Löwe	6
Grußworte Landrat	V. Meyer	8
Grußworte Landsmannschaft	S. Grigat	10
Grußworte BdV Niedersachsen	E. Westmann	12
Grußworte Stadt Syke	S. Laue	14
Grußworte Stadt Bassum	C. Porsch	15
Grußworte Stadt Hoya	A. Wasner	17
Geschichte der Kreisgemeinschaft	U. Taenzer	18
Kalender 1945 – 2025	S. Kabela	29
Der Landkreis Wehlau	S. Kabela	39
Das Ostpreußenlied	G. Seifert	45
Vorbereitung unserer Flucht	S. Kabela	47
Erinnerungen an die Flucht	Ewert	51
Nie wieder Krieg	A. Zilian	62
Überleben in Ostpreußen 1945-1948	B. Broszies	69
Wehlau – Tapiau – Allenburg		78
Gefangen und verschleppt	I. Hermann	81
Zurück in Allenburg 1945	U. Bäsmann	96
Schicksal der Kirche Groß Engelau	S. Kabela	109
Fluchtbericht eines Wolfskindes	E. Sakalin	114
Betrachtungen	G. Gohlke	115
Abschied von Allenburg	H. Mörke	119
Innehalten	G. Gohlke	123
Wehlauer Künstler	S. Kabela	126
Lovis Corinth	S. Kabela	130
Ostpreußenreise im April 2024	U. Bäsmann	133
Günter Grass	M. Schemmerling	150
Die Aktiven der Kreisgemeinschaft	Redaktion	152
Die Zukunft der Kreisgemeinschaft	Kabela/Gohlke	162

Anhang

Ostpreußenkarte	Patenschaftsurkunde Hoya
Kreiskarte	Gedenkstein Wehlau
Heimatbrief	Gedenkstein Tapiau
Wohnorte nach Kriegsende	Gedenkstein Allenburg
Wohnorte nach Kriegsende	Gedenkstein Goldbach
Kirchspiele	Charta der deutschen Heimatvertriebenen
Patenschaftsurkunde Bassum	Impressum
Patenschaftsurkunde Syke	

Editorial

Mit dieser dritten Sonderausgabe zu unserem Wehlauer Heimatbrief soll an das Ende des zweiten Weltkrieges am 8. Mai 1945 erinnert werden. Vordringlich sollen gesammelte Zeitzeugenberichten von den Strapazen der Flucht, Vertreibung, Zwangsarbeit und Gefangenschaft berichten. Die genannten Einzelschicksale stehen für 12 Millionen Heimatvertriebene, von denen 2 Millionen ihr Leben verloren haben.



Im Jahre 2025 besteht die Kreispatenschaft des Landkreises Diepholz für den ostpreußischen Landkreis Wehlau 70 Jahre. Hieran möchten wir nicht nur erinnern, sondern auch herzlich „Danke“ sagen für die umfangreichen Hilfen, Zuwendungen und dem Verständnis für unser Vertreibungsschicksal. Der Dank gilt auch unseren Patenstädten Bassum, Hoya und Syke. Diese Ausgabe wird auch unseren regelmäßigen Spender gewidmet, ohne deren großzügige Hilfe könnte die Kreisgemeinschaft ihre Aufgaben nicht erfüllen. Ein besonderer Dank gilt allen Aktiven, die sich für unsere Gemeinschaft ehrenamtlich engagieren und engagiert hatten. Ohne diese ehrenamtliche Arbeit gäbe es die umfangreichen Wehlauer Sammlungen und das Wehlauer Heimatmuseum im Kreismuseum Syke nicht.

Wir wollen mit dieser Sonderausgabe den Weg aufzeigen, den die Kreisgemeinschaft Wehlau in den letzten Jahren gegangen ist, an unterschiedlichste Leiden erinnern, die Schicksalsgefährten ertragen mussten. Dafür hat uns in dankbarer Weise Frau Bäsmann Zeitzeugenberichte zur Verfügung gestellt, die sie in einem bereits vergriffenen Buch: „Flucht, Rückkehr, Vertreibung“ gesammelt hatte. Alle Zeitzeugenberichte sollen erzählen wie es den Menschen ergangen ist, die nach dem Ende des Krieges in Gefangenschaft gerieten, verschleppt wurden und Zwangsarbeit leisten mussten. Um deren Schicksal ausreichend zu würdigen und ihr Andenken in Ehren zu halten, sind vielseitige und wahrheitsgemäße Berichte erforderlich. Wir hoffen, dass unsere ausgewählten Beiträge dem ein wenig gerecht werden.

Eigentlich hätten wir im Jahre 2025 vordringlich an das Bestehen der 70-jährige Kreispatenschaft erinnern sollen, um in einer gemeinsamen Feierstunde, wie in den Jahren 2005 und 2015, Danke zu sagen. Wir können unseren Dank deshalb nur in kleinerer Runde aussprechen, weil für unsere Mitglieder und Angehörigen das Reisen im Alter zu beschwerlich geworden ist.

Ob während unserem diesjährigen Kreistreffen eine Begegnung mit unseren Partnern stattfinden kann, steht noch nicht fest. Die 70-jährige Zusammenarbeit mit unserem Patenkreis und unseren Patenstädten ist eine Erfolgsgeschichte, die

von der Kulturwissenschaftlerin Ulrike Taenzer in dem Beitrag: „Die Geschichte der Kreisgemeinschaft, der Patenschaft und des Museums“ erzählt wird. Auch der langjährigen harmonischen Zusammenarbeit mit den Leitern und Mitarbeitern des Landkreises und den Patenstädten gehört ein Dankeschön, besonders denen des Kreismuseums.

Die Sonderausgabe zu unserem Heimatbrief bietet uns Gelegenheit, den aktuell tätigen Vorstand und die wesentlichsten Aufgabenträger vorzustellen. Sie alle sind bemüht, die Kreisgemeinschaft in die eine erfolgreiche Zukunft zu führen. Der amtierende Vorstand würde sich freuen, wenn es trotz der schnelllebigen Zeit in unserem Mitglieder- und Freundeskreis, Bereitschaft zur ehrenamtlichen Mitarbeit bestände. Unsere Wehlauer Sammlungen und das Wehlauer Heimatmuseum sind es Wert begleitet und weiter entwickelt zu werden.

Der Reisebericht von 2024 schildert, wie es in unserer Heimat heute aussieht und wir wissen nicht, welche Folgen der Ukrainekrieg für den Norden Ostpreußens haben wird. Vielleicht können wir an die von 1990 bis 2020 begonnene Verständigungsarbeit anknüpfen, sobald es wieder ein gegenseitiges Vertrauen gibt. Die Wunschvorstellung, dass aus der Patenschaft eine Partnerschaft mit den heute im Landkreis Wehlau lebenden Menschen wird, erscheint erfahrungsgemäß unrealistisch, weil selbständige Zivilgesellschaften in Russland wenig ausgeprägt sind. Lediglich in kirchlichen und kulturellen Begegnungen gibt es regelmäßige Veranstaltungen und gegenseitige Besuche.

Mit dieser Sonderausgabe möchten wir gerne ein wenig für unsere Gemeinschaft werben und würden es begrüßen, wenn der Wehlauer Heimatbrief im Familienkreis auch an andere Interessierte, besonders den Nachwuchsgenerationen, weitergegeben würde.

Letztlich wagen wir einen Blick in die Zukunft unserer Kreisgemeinschaft.

Schriftleiter

A handwritten signature in blue ink, appearing to read "Axel Schäfer".

Grußwort Margot Löwe - Kreisvertreterin

Liebe Wehlauer und liebe Nachkommen,
liebe Freunde des Kreises Wehlau,

dieses Jahr wird wieder viel geschrieben über 80 Jahre Flucht und Vertreibung. Von namhaften Autoren, Historikern, von Journalisten – warum bringen auch wir wieder eine Sonderausgabe des Wehlauer Heimatbriefs dazu heraus? Weils alle tun? Weil „man das so macht“? Mit Sicherheit nicht. Nichts wiegt schwerer und ist intensiver als die Berichte der persönlich Betroffenen und die dauerhaften Nachwirkungen in den Familien Geflüchteter, Vertriebener und Zwangsumgesiedelter. Das beweisen alleine die bisherigen 112 Heimatbriefe. In der Sonderausgabe 2005 zu 60 Jahren Vertreibung adressierte der damalige Vorsitzende Joachim Rudat in seinem Vorwort, das ich nochmals zum Nachlesen sehr empfehle, seine „Landsleute und Schicksalsgefährten“. Schauen wir mal etwas näher auf diese Zahl heute: 80 Jahre ist es her – und auch wenn die Ostpreußen in der Regel sehr alt werden, wird die sog. Erlebnisgeneration immer kleiner und in wenigen Jahren ganz verschwunden sein. Und schon diese Überlebenden und Schicksalsgefährten haben Ostpreußen nur kurzzeitig als Kleinkinder „erlebt“. Dafür können sie sich an die Nachkriegswirren und die schwere Zeit der Eingliederung und des Aufbaus sehr gut erinnern und davon erzählen. Mit dem immer schnelleren Schrumpfen dieser Generation wird eine komplette Veränderung in der Erinnerungskultur an Ostpreußen einhergehen. Denn wir jetzt Aktiven kennen die Geschichten ja auch nur noch vom Hörensagen und haben sie in Erinnerung gehalten, Traditionen übernommen und sie bestenfalls an unsere Kinder und Enkel weitergegeben. Und nun? Nicht selten hören wir „ja, das ist ja ganz nett zu wissen, wo die Großeltern herkommen, aber da können wir eh nicht mehr hin und das ist so lange her.“ Und in der Schule? Fehlanzeige und Fehlinterpretation. Als Fazit des 2. Weltkriegs bekamen wir schon in meiner Schulzeit in den 70ern (im „Westen“) vorgehalten, „alle Eure Väter und Großväter waren ohne Ausnahme Nazis und Verbrecher.“ Flucht und Vertreibung waren gar kein Thema oder wurden mit einem Schulterzucken als „selbst schuld“ quittiert. Das haben viele, die keinen Flucht- oder Vertreibungshintergrund hatten oder kannten, so unreflektiert aufgesogen. Umerziehung gelungen. Derzeit wird von unserer Regierung lautstark der Zusammenhalt der Gesellschaft beschworen – das brauchte nach dem 2. Weltkrieg niemand. Die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in die bestehenden Systeme in Ost und West erfolgte nach anfänglichem Widerstand der jeweils Einheimischen – beeindruckend dokumentiert in der aktuellen Ausstellung im Kreismuseum in Hoya – dann doch eher lautlos. Durch das Mit-Anpacken und Aufbauen durch Flüchtlinge und Vertriebene, durch ihren Fleiß und ihr Können, konnte ab den 50er Jahren das Wirtschaftswunder entstehen. In Mitteldeutschland wurde das Thema nicht nur ein-



fach tabuisiert, sondern regelrecht unterdrückt. Bis zur Wende 1989 durften sich die Flüchtlinge und Vertriebenen nicht öffentlich zusammentun, für ihr Recht eintreten und ihre Traditionen pflegen. Ansonsten wurde die Befreiung vom Faschismus gefeiert. Jedes Jahr gemeinsam mit dem Besitzer. Feiern durften wir im Westen nicht – unsere Politiker haben uns alle an dem Tag höchstens nochmal selbst gegeißelt. Und die West-Alliierten haben sich als Sieger gefeiert. Ohne Entschuldigung eigener Greueltaten. Und überhaupt: alle reden vom „Osten“ und auch im Fernsehen wird von Ostdeutschland gesprochen, obwohl alle Mitteldeutschland meinen – vollkommen geschichts- und geographievergessen. Der 1991 gegründete MDR (Mitteldeutscher Rundfunk) heißt auch nicht so, weil er zwischen Berlin und Erzgebirge ausstrahlt. Dann wäre Hessen auch irgendwie Mitteldeutschland – aber so weit geht die Liebe ja nicht... In den meinungsmachenden Medien ist also längst ein Schlußstrich über die wahre ostdeutsche Geschichte gezogen und durch eine Zoo-artige Betrachtung des „neuen Ostens“ ersetzt worden – und genau deshalb ist es umso wichtiger, daß wir an Ostpreußen erinnern und auch mahnen. Denn es handelt sich hier nicht um Folklore aus Liedern und Rezepten, sondern die Vermittlung deutscher erfolgreicher Geschichte, Wissenschaften, Wirtschaft und Kunst, viel viel älter und nachhaltiger als die totale Reduzierung Deutschlands auf unsägliche 12 Jahre. Deshalb danken wir auch unserem Patenkreis Diepholz (als heute übergeordnete Institution) für die Schaffung einer dauerhaften Heimatstube sowie die mannigfaltige Unterstützung seit 1955 aufs Herzlichste! Der neue heimatliche Mittelpunkt für alle über ganz Deutschland versprengten Flüchtlinge und Heimatvertriebenen aus dem Kreis Wehlau war und bleibt stets Anziehungspunkt, auch für familiäre Nachforschungen. Nach der Versendung des letzten Heimatbriefes erhielten wir mehrere Nachrichten über das Ableben langjähriger Leser – in einer schrieb eine Tochter: „Danke für Euer Engagement, die Zeitzeugnisse und Erinnerungen an Wehlau aufrecht zu erhalten.“ Das wollen wir gerne – und was ist mit den eigenen Nachkommen? Mit jedem Verlust einer Leserin oder eines Lesers wird unsere Aufgabe schwieriger. Eine schwierige, aber lohnenswerte Aufgabe wird für uns, die bis kurz vor Corona aufgebauten Aktivitäten im Kreis Wehlau vor Ort in Ostpreußen wieder aufzunehmen, sobald es die Lage wieder erlaubt. Wenn unsere Kontakte Menschen vor Ort mußten sich inzwischen anders arrangieren. Was werden sie in Zukunft von uns erwarten? Denn auch das ist eine der wichtigen Aufgaben unseres Engagements: Erinnerung an das ostpreußische Leben und die Sprache in der Heimat für die nun dort Ansässigen und vor allem Völkerverständigung ohne jegliche Ressentiments! Und deshalb gelten die Erfahrung und das erlittene Leid der Schicksalsgefährten als stete Mahnung: Krieg bringt nur Tod und langes Leiden. Das galt schon früher und das ist auch heute nicht besser. Egal wer die Propaganda bezahlt.

Ich wünsche eine interessante und im besten Sinne besinnliche Lektüre!

Ihre Margot Löwe
(Kreisvertreterin, Vorsitzende)

Grußwort für die Sonderausgabe des Heimatbriefs der Kreisgemeinschaft Wehlau e. V.

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Mitglieder der Kreisgemeinschaft Wehlau,

im Jahr 2025 blicken wir auf zwei bedeutsame historische Ereignisse: den 80. Jahrestag des Kriegsendes und das 70-jährige Bestehen der Patenschaft unseres Landkreises Diepholz für den ostpreußischen Landkreis Wehlau. Diese Anlässe laden dazu ein, sich unserer Geschichte bewusst zu werden und Verantwortung für die Werte zu übernehmen, die uns verbinden.

Die Patenschaft zwischen der damaligen Grafschaft Hoya – dem Rechtsvorgänger des heutigen Landkreises Diepholz – und der Kreisgemeinschaft Wehlau wurde bereits im Jahr 1955 geschlossen und offiziell am 27. August desselben Jahres im Kreismuseum Syke übernommen. Herr Dr. Siebert-Meyer, damaliger Oberkreisdirektor, überreichte die Patenschaftsurkunde an Herrn Forstmeister a. D. Bernhard Amoneit als Vertreter der Kreisgemeinschaft. Ziel war es, den heimatvertriebenen Landsleuten, die nach dem Zweiten Weltkrieg aus Ostpreußen und anderen ehemaligen deutschen Ostgebieten vertrieben wurden, eine neue Heimat und Unterstützung zu bieten.



Die Geschichte dieser Patenschaft steht exemplarisch für das Engagement im Dienste der Völkerverständigung, des kulturellen Austausches und der gegenseitigen Unterstützung. Vor dem Hintergrund aktueller Geschehnisse ist diese langjährige Verbindung ein wertvolles Zeichen für Zusammenhalt und friedliche Kooperation über Regionen hinweg.

Mit der späteren Verwaltungsreform übernahm der neu gebildete Landkreis Diepholz nicht nur die Aufgaben der Grafschaft Hoya, sondern auch die intensive Verbundenheit zur Kreisgemeinschaft Wehlau. Diese Verbundenheit wurde durch weitere Patenschaften ergänzt, wie etwa zwischen Bassum und Tapiau oder Syke und Wehlau, die in den 1970er Jahren geschlossen wurden. Orte wie die Heimatstube im Ochtmannier Speicher als Teil des Kreismuseums in Syke, gefüllt mit Erinnerungsstücken und Treffpunkt für Versammlungen, wurden für viele Vertriebene zu einem kleinen Stück Heimat in der Ferne.

Die Patenschaft bedeutet nicht nur eine formale Verbindung, sondern auch die Übernah-

me einer besonderen Fürsorge – ein Ausdruck des Zusammenhalts, der über Jahrzehnte hinweg durch ehrenamtliches Engagement und gemeinschaftliche Anstrengungen lebendig gehalten wurde. Dank des fortwährenden Einsatzes konnten Kultur und Geschichte bewahrt und Generationen miteinander verbunden werden.

Die enge Zusammenarbeit und Pflege der Patenschaft ist ein herausragendes Beispiel für gelebte Solidarität und den Erhalt kulturellen Erbes.

Ich möchte all jenen danken, die durch ihr Engagement einen Beitrag dazu leisten, dass diese wertvollen Verbindungen nicht nur Bestand haben, sondern auch für zukünftige Generationen Bedeutung behalten. Mein Dank gilt ebenfalls den Förderern und Partnern, die diese Arbeit unterstützen. Danke auch im Namen des Kreistages an alle Beteiligten, die zum Erfolg der Patenschaft beigetragen haben.

Ihr Volker Meyer
Landrat



Grußwort der Landsmannschaft Ostpreußen

Herzlich gratuliere ich zum 70-jährigen Patenschaftsjubiläum zwischen dem Landkreis Diepholz und der Kreisgemeinschaft Wehlau. Ich verbinde diese Gratulation mit einem Wort des Dankes und mit meinen guten Wünschen für die Fortsetzung Ihrer erfolgreichen Arbeit. 2025 jährt sich die Vertreibung von etwa 15 Millionen Deutschen aus den Ostprovinzen des Deutschen Reiches und aus den Siedlungsgebieten in Ostmittel- und Südosteuropa zum achtzigsten Mal. Ordnungsgemäß und human, wie im Protokoll der Potsdamer Konferenz vom Juli und August 1945 behauptet, war daran gar nichts. Es war ein Massenexodus biblischen Ausmaßes und stellt den größten Bevölkerungstransfer in der jüngeren europäischen Geschichte darin Schleswig-Holstein hatte sich die Bevölkerung 1946 verglichen mit 1939 um 67 % vergrößert. Neben dem nördlichsten Bundesland verzeichnete Niedersachsen den zweithöchsten Anteil an Vertriebenen. Noch 1955 gab es in Niedersachsen 1.000 Vertriebenenlager mit 100.000 Lagerinsassen, so der offizielle Sprachgebrauch. Die Westdeutschen standen dem Zustrom aus dem Osten häufig ablehnend, ja feindselig gegenüber. Willkommenskultur haben die Vertriebenen 1945 nicht erlebt. Das Zusammentreffen von Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft, Konfession und Bildung, musste zwangsläufig zu Spannungen führen. Oft kamen im Osten beruflich erfolgreiche Fachkräfte aus Handel, Handwerk und Industrie als Habenichtse in entlegene Bauerndörfer. Ehemals selbstständige Gutsbesitzer und Bauern mussten sich als Knechte oder Landarbeiter verdingen. Eine „Stunde Null“ nach dem totalen Zusammenbruch Deutschlands im Frühjahr 1945 hat es in Wirklichkeit nie gegeben. Denn diejenigen, die ihren Besitz weitestgehend gerettet hatten, sollten nun teilen mit den Millionen Heimatlosen aus dem Osten. Als Zeichen der Solidarität mit den Vertriebenen ist es zu werten, dass sich verantwortungsvolle Kommunalpolitiker nach der Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1949 dafür eingesetzt haben, Patenschaften für ostdeutsche Gemeinden, Städte und Kreise zu übernehmen. Den in den Landsmannschaften

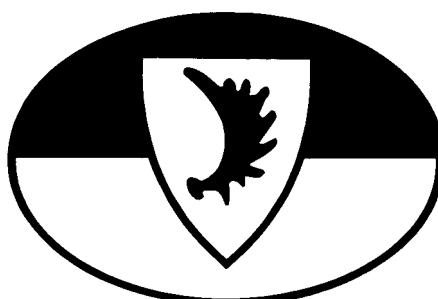


zusammengeschlossenen, heimatlos gewordenen ostdeutschen Landsleuten, wurde eine helfende Hand angeboten. Die Bundesvereinigung der kommunalen Spitzenverbände hat 1953 Richtlinien für die kulturelle Betreuung der Heimatvertriebenen und die Pflege ihres Kulturgutes beschlossen. Zahlreiche Patenschaften über ostdeutsche Kommunen - so auch zwischen dem Kreis Wehlau und der Grafschaft Hoya, dem heutigen Landkreis Diepholz - sind damals begründet worden. Hierbei handelte es sich um einen Akt praktizierter Solidarität zwischen den Angehörigen eines Volkes, wie sie die Ostpreußen bereits im Rahmen des Wiederaufbaus nach dem Russeneinfall im Ersten Weltkrieg erfahren hatten. Die Patenschaften haben wesentlich dazu beigetragen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Heimatvertriebenen in Anknüpfung an das geistige Erbe des deutschen Ostens zu stärken und das Bewußtsein der kulturellen Bedeutung des deutschen Ostens wachzuhalten. Auch waren sie - was manchmal heute gern vergessen wird - Ausdruck eines gesamtdeutschen Bekenntnisses. Anders als partnerschaftliche Beziehungen, die meist auf gleicher Ebene eingegangen werden und die sich je nach dem Zweck der Verbindung jederzeit lösen lassen, liegt den ostdeutschen Patenschaften der dem kirchlichen Bereich entstammende Obhutgedanke zugrunde. Danach begibt sich der Pate aus freiem Willen in eine von gegenseitigem Vertrauen getragene Beziehung dauerhaften Bestands. Die Menschen hängen an ihrer „Patenschaft“, sie ist ein Ort der Geborgenheit, wo sie sich treffen und Gemeinschaft bekunden, weil sie sich anerkannt fühlen. Auch für den Patenschaftsträger sind die Patenschaften eine Bereicherung, weil aus dieser Gemeinschaft Anregungen und Anstöße über den kommunalen Alltag hinaus erwachsen und sie zur kulturellen Vielfalt in den Patengemeinden beitragen. Patenschaften zu den früheren ostdeutschen Kommunen und partnerschaftliche Beziehungen des Patenschaftsträgers zu heutigen Kommunen in der Heimat schließen sich nicht aus.

Möge das 70-jährige Jubiläum dazu beitragen, die Patenschaft auch zukünftig mit Leben zu erfüllen.

In heimatlicher Verbundenheit grüßt Sie

Stephan Grigat
Sprecher



Grußwort der Niedersächsischen Landesvorsitzenden des Bundes der Vertriebenen e. V.

Lieber Mitglieder und Freunde der Wehlauer Kreisgemeinschaft, meine sehr geehrten Damen und Herren, in diesem Jahr blicken wir auf das Ende des Zweiten Weltkrieges vor 80 Jahren zurück. Das ist eine lange Zeit und es ist mir bewusst, dass sich die Anzahl der Personen, die das Ende dieses grausamen Krieges miterlebt haben, unaufhaltsam verringert. So müssen wir erkennen, dass es in absehbarer Zeit keine Zeitzeugen mehr geben wird, die die Erinnerungen an die alte so schmerzlich verlorengangene Heimat, an die unvorstellbaren Schrecken des Krieges, an die oft traumatisierenden Erfahrungen von Flucht und Vertreibung, an das ernüchternde Ankommen und den harten und arbeitsreichen Neubeginn, an das nagende Heimweh und die unerfüllte Sehnsucht wachhalten und den Erhalt der wertvollen Heimatsammlungen mit all dem kostbaren Kulturgut überwachen werden. Manch einer fragt sich vielleicht, ob die Jahrzehnte lange Arbeit rund um das kulturelle Erbe aus den ehemaligen deutschen Gebieten sinnvoll gewesen ist, wenn doch irgendwann niemand mehr da sein wird, der sich für diese Hinterlassenschaft einsetzen möchte. Ich verstehe die Zweifel derer, die mit diesen Gedanken hadern, doch ich bin zutiefst davon überzeugt, dass das Engagement der Bewahren, der Erinnernden und der Erklärenden von unschätzbarem Wert für die Zukunft unserer Gesellschaft ist.

Leider wird das nicht in allen Teilen unserer Gesellschaft so gesehen. Das sollte uns aber nicht davon abhalten, alles daran zu setzen, dass dieser wichtige Teil unserer Geschichte nicht vergessen wird, denn damit würde ein Stück unserer Identität verlorengehen. Dafür konnten in den letzten Jahren wichtige Weichen gestellt werden, wie beispielweise die Integration der Heimatsammlungen in öffentliche Museen.

Mit großer Freude kann ich feststellen, dass immer öfter junge Menschen nach ihren Wurzeln suchen und dabei auf die mühsam zusammengetragenen Informa-



tionen der Landsmannschaften, Kreisgemeinschaften und des BdV zurückgreifen. Ich danke dem Landkreis Diepholz für die Kreispatenschaft, die nun schon 70 Jahre besteht und möchte die Verantwortlichen dazu ermuntern, die Patenschaft und das kulturelle Erbe der Wehlauer mit großer Verantwortung weiterzuführen. Erlauben Sie mir einen Hinweis: Es wäre so wichtig, einzelne Informationen zu digitalisieren, damit jungen Interessierten der Zugang zu den Themen ermöglicht wird. Es kann so spannend sein, sich mit diesen Zukunftsprojekten zu befassen. Auch dazu möchte ich alle ermutigen, die an entsprechenden Stellen tätig sind. Der BdV-Niedersachsen ehrt jedes Jahr junge Menschen, die sich in besonderer Weise mit den unterschiedlichen Themen rund um Heimatverlust und Neubeginn im Zuge des Zweiten Weltkrieges befassen. Wie schön wäre es, wenn auch im Landkreis Diepholz ein Projekt mit und vielleicht sogar von jungen Leuten ins Leben gerufen werden könnte, das eines Tages beim Tag der Heimat in Hannover vorgestellt werden könnte.

Ich blicke mit Stolz und Bewunderung auf die so unterschiedlichen Aktivitäten der Wehlauer Kreisgemeinschaft und danke allen von Herzen für ihre Arbeit und ihren vielfältigen Einsatz. Aus Ihren Heimatbriefen habe ich viel lernen dürfen. Aus den Gesprächen, insbesondere mit Herrn Gohlke, konnte ich viele Impulse gewinnen. Ihr Umgang mit Vergangenheit, Erinnerung und Zukunft ist beispielhaft. Sie tragen die alte Heimat im Herzen, sind Brückenbauer und Mentoren – auch noch 80 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

Und so hoffe ich, dass all das, was Sie so unermüdlich erarbeitet haben, auch in Zukunft gewürdigt wird und für nachfolgende Generationen zugänglich bleibt.

Mit herzlichen Grüßen

Ihre

Editha Westmann
Vorsitzende des BdV- LV-Niedersachsen



Suse Laue – Bürgermeisterin

Grußwort

In diesem Jahr dürfen wir auf 80 Jahre Frieden in Deutschland blicken. Hierauf können wir stolz sein. Gleichzeitig bedeutet dies aber auch, dass wir nicht aufhören dürfen, der Opfer des Krieges und des Nationalsozialismus zu gedenken. Wir sind gefordert, Erinnerungen zu bewahren, persönliche Erinnerungen, die Erinnerungen unserer Familien. Sie sind Teil der Geschichte unseres Landes. Diese Erinnerungen machen deutlich, was die Befreiung, was der 8. Mai für unser Leben bedeutet.

Wenn wir auf 70 Jahre Kreispartnerschaft mit den Bürgerinnen und Bürgern der ehemaligen Kreisstadt

Wehlau blicken, bedeutet dies, dass vor 70 Jahren die Verbundenheit zu den Wehlauer:innen bekundet wurde. Gleichzeitig bedeutet dies auch, dass die Erinnerungen aufrechterhalten und bewahrt werden. Der Speicher im Kreismuseum Syke erinnert an das Leben in Wehlau, an die Flucht und das Ankommen in der neuen Heimat. Wenn Sie über Ihre persönlichen Erinnerungen berichten, wird ein Teil der jüngsten Geschichte erlebbar. Ich bin dankbar, dass Sie uns zeigen, wie fragil der Frieden, wie fragil die Heimat sein kann. Ich bin dankbar dafür, dass Sie uns so die Bedeutung der Wahrung des Friedens in dem wir leben dürfen deutlich vor Augen halten.

Suse Laue
Bürgermeisterin
Stadt Syke



Stadt Bassum – Grußwort

Liebe Leserinnen und Leser,

vor 80 Jahren endete der Zweite Weltkrieg, ein Ereignis, das die Welt für immer veränderte. Mit dieser Sonderausgabe des Wehlauer Heimatbriefes wird der Millionen von Menschen, die während dieser dunklen Zeit unermessliches Leid erfahren mussten gedacht. Dieses Gedenken soll an die unzähligen Opfer die ihr Leben verloren haben erinnern.

Das Ende des Krieges markierte nicht nur das Ende einer beispiellosen Zerstörung, sondern auch den Beginn eines mühsamen Weges hin zu Frieden, Versöhnung und Wiederaufbau. Nach dem Krieg wurde Bassum, wie viele andere Städte in Niedersachsen, zu einem wichtigen Zufluchtsort für geflüchtete Deutsche aus den Ostgebieten. Die plötzliche Zunahme der Bevölkerung durch diese Zuwanderung stellte eine erhebliche Herausforderung für die Stadt dar. Die Integration der Neuankömmlinge, die in Bassum eine neue Heimat suchten, war eine der dringendsten Aufgaben der Nachkriegszeit.

Die Zuwanderung hatte auch erhebliche wirtschaftliche Auswirkungen auf Bassum. Durch die hohe Zahl an Neuankömmlingen stieg die Nachfrage nach Wohnraum und Arbeitsplätzen erheblich. Viele Geflüchtete fanden in der Landwirtschaft und im Handwerk Arbeit.

Die handwerklichen Fähigkeiten und das unternehmerische Wissen, das viele Vertriebene mitbrachten, waren wertvoll für den Wiederaufbau der Stadt und ihrer Umgebung. Diese neuen Impulse trugen dazu bei, dass sich Bassum nach den Kriegsjahren wirtschaftlich relativ schnell erholen konnte.

Langfristig führte die Aufnahme der Geflüchteten zu einer stärkeren sozialen Kohäsion und einem Gefühl des Zusammenhalts in der Stadt. Die Integration war nicht immer einfach, aber durch gemeinsame Anstrengungen gelang es, eine Gemeinschaft zu formen, die die verschiedenen kulturellen Hintergründe und Erfahrungen der Bevölkerung zu einer neuen, gemeinsamen Identität verband. Diese Zeit prägte die Stadt und ihre Bevölkerung auf vielfältige Weise und hatte



tiefgreifende Auswirkungen auf die gesellschaftliche, wirtschaftliche und städtebauliche Entwicklung Bassums. In den vergangenen acht Jahrzehnten hat sich die Welt gewandelt, und viele von uns leben heute in einem Umfeld, das von Freiheit und Wohlstand geprägt ist. Doch dieser Wohlstand und dieser Frieden sind keine Selbstverständlichkeiten. Sie wurden von den Generationen vor uns hart erkämpft und müssen von uns allen bewahrt und verteidigt werden.

Möge dieser besondere Wehlauer Heimatbrief dazu beitragen, dass wir uns nicht nur an die Vergangenheit erinnern, sondern auch unseren Blick in die Zukunft richten. Mögen wir uns stets bemühen, die Werte des Friedens, der Toleranz und der Menschlichkeit in unserer Gesellschaft zu fördern und zu verteidigen.

In diesem Sinne danke ich allen, die zur Entstehung dieser Festschrift beigetragen haben, und allen, die sich an die Opfer des Krieges erinnern und sich für den Frieden einsetzen.

Mit tiefem Respekt und in stillem Gedenken,

Christian Porsch
Bürgermeister der Stadt Bassum



Grußwort Stadt Hoya (Weser)

1945-2025

Unsere deutsche Geschichte ist geprägt von einer bewegten und teils dramatischen Vergangenheit. Flucht, Vertreibung und der Verlust der Heimat haben im letzten Jahrhundert tiefe Wunden hinterlassen. 80 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs blicken wir auf die Zeit zurück, eine Zeit der Erinnerungen, des Wiederaufbaus, des Ankommens, der Hoffnungen und auch des Friedens. Erinnerungen und deren Weitergabe sind ein Teil unserer Erinnerungskultur, um die Ereignisse des Kriegsendes und die Folgen des Krieges nicht zu vergessen und die Nachkriegszeit in ihrer Entwicklung einzuordnen. Zahlreiche Gedenkstätten, Denkmäler und Bildungsprogramme haben es sich zum Ziel gesetzt, Geschichte lebendig zu halten und zukünftigen Generationen das Bewusstsein für die Bedeutung von Frieden und Versöhnung zu vermitteln. Der Wehlauer Heimatbrief ist eine wichtige Dokumentation unserer Vergangenheit. Mit den sehr persönlichen Berichten ist es eine wertvolle Zusammenstellung von Texten, die es nur aus dem Erlebten heraus geben kann. Wir danken allen sehr, die sich die historische Aufarbeitung über so viele Jahre zur Aufgabe gemacht haben, nicht nur um die Erinnerung an Allenburg und die alte Heimat wach zu halten, sondern um diesen Teil unserer Geschichte für die nachfolgenden Generationen zu bewahren. Deutschland ist ein Einwanderungsland, eine Vielvölkergemeinschaft, in der gegenseitige Akzeptanz und Achtung ein friedliches Miteinander ermöglicht. Es ist ein Land mit vielen kulturellen Gemeinsamkeiten und gemeinsamen Wertvorstellungen, aber es ist auch ein Land mit Gegensätzen. Die Zukunft hängt davon ab, ob und welche Lehren wir aus der Vergangenheit ziehen und welche Gemeinsamkeiten gestärkt werden können. Es ist wichtig, weiterhin Bildungsarbeit zu leisten und sich gegen jede Form von Hass und Intoleranz zu stellen. Nur so können wir in einer friedlicheren und gerechteren Welt leben und unsere Demokratie stärken. Im April 1972 hat die Stadt Hoya die Patenschaft für die ostpreußische Stadt Allenburg, Kreis Wehlau übernommen.



Wir danken für die lange und freundschaftliche Zusammenarbeit.

Anne Sophie Wasner
Bürgermeisterin Stadt Hoya

Die Geschichte der Kreisgemeinschaft, der Patenschaft und des Museums

(Ulrike Taenzer)

1. Einführung

In den 2010er Jahren sind zahlreiche Aufsätze zur Geschichte der Patenschaft und des Wehlauer Museums veröffentlicht worden. Ergänzt durch jüngere Erkenntnisse ist dieser Aufsatz eine Zusammenfassung der vorangegangenen Texte. Auf die Ursprungstexte wird zu Beginn eines jeden Kapitels hingewiesen, es ist gleichzeitig auch der Hinweis auf vertiefende Texte.

In diesen Ausführungen sind zahlreiche Personen genannt, die eine Rolle für die Geschichte der Kreisgemeinschaft Wehlau spielten. Zahlreiche weitere Personen wurden hier nicht genannt, einerseits weil es immer noch Lücken in der Forschung gibt, andererseits sich dieser Aufsatz auf einzelne Stränge der Geschichte und die damit verbundenen Personen beschränkt. So ist an dieser Stelle allen Personen zu danken, die sich, sei es in Einzelaktionen oder über einen längeren Zeitraum, für die Kreisgemeinschaft engagiert haben.

2. Gründung der Kreisgemeinschaft Wehlau

Infolge des 2. Weltkrieges kam es 1945, noch bevor die Provinz offiziell evakuiert wurde, zur vermehrten Flucht aus Ostpreußen. Wer als Deutscher in Wehlau verblieben war, wurde in den Folgejahren ausgewiesen. Die Bevölkerung aus dem Landkreis Wehlau kam mit der Zeit in allen Teilen des von den Siegermächten besetzten Deutschlands unter, vielfach im Norden Deutschlands, zog zum Teil aber auch weiter in andere europäische und außereuropäische Länder. Wer über Dänemark geflüchtet war, wurde dort am Ende des Weltkrieges interniert und bis 1949 an der Weiterreise gehindert.

Bereits unmittelbar nach Kriegsende begann nicht nur die Suche nach verschollenen Angehörigen, sondern auch nach Freuden und Nachbarn. Eine wichtige Funktion übernahmen dabei die Pfarrer, die nach dem Verbleib ihrer Gemeindeangehörigen suchten und Kontakte herstellten.

Durch das Engagement für Ihre Landsleute (z.B. als Gewährpersonen für Grundstücke im Landkreis Wehlau) fanden sich in Hamburg bald einige Engagierte aus dem Kreis Wehlau, die sich als Kreisgemeinschaft zusammen taten. Die ersten Kontakte standen noch unter dem Eindruck der Vorbehalte der hier britischen Besatzer, bei denen insbesondere für Vertriebene Vereinsbildungen zunächst verboten waren. 1948 lud Carl Emil Gutzeit-Seeckshof zum „1. Treffen der Heimatlosen aus Stadt u. Kreis Wehlau in Hamburg“ ein. Das Treffen fand am 07.06.1948 in Hamburg in „Planten un Blomen“ statt.

Die ersten zehn Jahre, mit den ersten Treffen sowie der Übernahme der Kreis-

patenschaft, sind ein wichtiger Teil der Geschichte der Kreisgemeinschaft. Die Eintragung ins Vereinsregister des Hamburger Amtsgericht erfolgte allerdings erst 1959 auf Basis einer Satzung aus dem Jahr 1957.

3. Die Kreisgemeinschaft und ihre Patenschaften

3.1 Die Gründung der Patenschaften

Mit der Zeit fanden sich zahlreiche Stadt- und Kreisgemeinschaften, z.B. mit ost- und westpreußischer aber auch schlesischer Herkunft zusammen. Von Seiten der westdeutschen Verwaltungen sowie der Besatzer wuchs das Interesse, diese gezielt zu fördern und zu lenken. Angelehnt an die Ostpreußenhilfe aus der Zeit des Ersten Weltkrieges entstand um 1950 die Idee, dass westdeutsche Städte und Kreise Patenschaften übernehmen sollten. Es ging sowohl um den Ausdruck menschlicher Solidarität, als auch ganz praktisch um finanzielle und ideelle Unterstützungen. Diese wiederum sollten sowohl bei der Erinnerung an die Heimat und damit der Bewältigung des Vertreibungsschicksals helfen, wie auch bei der Akzeptanz und der Integration in die Bundesrepublik Deutschland. Verschiedene kommunale Spitzenverbände gaben Richtlinien zur Übernahme von Patenschaften heraus.

Im Fall der Kreisgemeinschaft Wehlau half der entsprechende Beauftragte der Landsmannschaft Ostpreußen bei der Suche nach einem geeigneten Patenkreis. Durch den Landkreis Nienburg war er 1954 auf den „Agrarkreis“ Grafschaft Hoya aufmerksam gemacht worden. Nach erfolgreicher Kontaktaufnahme gab es bereits am 27.08.1955 im Kreisheimatmuseum Syke einen kleinen feierlichen Akt mit geladenen Gästen und am Folgetag das erste Heimatkreistreffen in dem neuen Patenkreis.



Organisatorisch lag die Patenschaft beim Landkreis Grafschaft Hoya in den Händen des Amtes für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, aber auch zahlreiche Amtsträger wie beispielsweise der Oberkreisdirektor Erhard Siebert-Meyer setzen sich persönlich dafür ein, diese Patenschaft mit Leben zu füllen. Die Bestrebungen, auch Patenschaften zwischen den Städten, bzw. den Stadtgemeinschaften, anzubauen, wurden erst 25 Jahre später umgesetzt: 1970 übernahm die Stadt Bassum die Patenschaft für Tapiau, 1972 folgte Hoya mit der Patenschaft für Allenburg und 1973 Syke mit der Patenschaft für Wehlau. Die Urkunde zur Übernahme der Kreispatenschaft (1955) drückte noch die Hoffnung

aus, dass der Kreis Wehlau bald wieder zu Deutschland gehören solle. Gemäß der politischen Veränderungen, inzwischen gab es die Ostverträge, beschränkten sich die Städtepatenschaftsurkunden darauf, ihren Patenkindern einen heimatlichen Mittelpunkt zu bieten. Mit der Kreisreform von 1977 übernahm der neue Landkreis Diepholz die Patenschaft für den Landkreis Wehlau, die bis heute ihre Gültigkeit hat.

3.2 Die Ausgestaltung der Patenschaften

Der Patenkreis Landkreis Grafschaft Hoya zeigte sich bei der Ausgestaltung der Patenschaft von Beginn an engagiert. Zu den Kreistreffen wurden Privatquartiere organisiert und in Härtefällen auch einzelne Wehlauer unterstützt, um ihnen die Teilnahme an den Veranstaltungen zu ermöglichen. Der Aufbau des ersten Heimatzimmers wurde maßgeblich vom Patenkreis betrieben. 1956 wurde in einem Syker Neubaugebiet die Wehlauer Straße nach dem Patenkreis benannt. Später wurde das Straßenschild um einen Hinweis auf die Patenschaft ergänzt. Zu Beginn waren es sowohl humanitäre als auch gesellige Aktionen, die vom Patenkreis und den Patenstädten durchgeführt wurden. Neben Aktivitäten, die den Patenkindern im Kreis Grafschaft Hoya, bzw. Kreis Diepholz und den Städten Hoya, Syke und Bassum einen heimatlichen Mittelpunkt boten, waren es konkrete Unterstützungen, die den ehemaligen Bewohnern des Kreises Wehlau halfen. Im Rahmen der weit verbreiteten Paketaktionen in die DDR, in den 1950er Jahren, wurden nachweislich bis in die 1970er Jahre vom DRK und den Schulen des Kreises Grafschaft Hoya Pakete speziell an die ehemaligen Bewohner des Kreises Wehlau verschickt. Darüber hinaus gibt es in den Unterlagen Hinweise auf eine unbürokratische Einladung bedürftiger Wehlauer zu einem Erholungsurlaub in den Kreis Grafschaft Hoya. Verschiedene Anmerkungen geben Hinweise darauf, dass nicht alle Aktivitäten aktenkundig geworden sein müssen und damit auch Vieles in Vergessenheit geraten sein könnte.

Wie weit sich aus den Patenschaftskontakten private Kontakte ergeben haben, ist heute nicht mehr bekannt. Zeitzeugengespräche die um 2010 geführt wurden, verweisen auf die Bedeutung der neu geschaffenen Erinnerungsorte in Syke und den anderen Patenschaftsorten für die gebürtigen Wehlauer. Daraus wird erkennbar, dass die Patenschaft für die gebürtigen Wehlauer zum Teil ein Leben lang von ideeller Bedeutung ist oder war. In diesem Kontext sind die Gedenksteine zu nennen, die in öffentlichen Anlagen von Syke, Bassum und Hoya zu finden sind und die bis heute Beachtung finden. So wurde der Gedenkstein am Syker Kreishaus bei notwendigen Baumaßnahmen zwar versetzt, aber auch in die neue Gartenanlage einbezogen und mit einer Informationstafel ergänzt.

Die Pflege des kulturellen Erbes wurde beispielsweise durch die Unterstützung beim Druck des Heimatbriefes (seit 1969) und der Heimatbücher (1975, 1989) sowie bei der Einrichtung der Heimatstube geleistet.

Als Beispiel einer lange aktiv gepflegten Patenschaft ist Hoya zu nennen. Hier regelmäßige stattfindende Allenburger Treffen wurden von Seiten der Stadt un-

terstützt. Ganz bewusst stand das Heimatmuseum Grafschaft Hoya als Ort für die Treffen zur Verfügung „Dort stehen Ihnen [den Allenburgern] Räumlichkeiten mit Charme zur Verfügung. Auch hat sich die evangelische Kirchengemeinde in den letzten Jahren immer wieder eingebracht.“ W. Rustemeyer und E. Seidel (Stadtdirektor und Bürgermeister von Hoya, Patenstadt Allenburgs) Auch der Stadtarchivar begleitete diese Treffen und resümiert 2010 „Hier gibt es Verbindungen, man kennt sich persönlich, und dann läuft das auch ganz gut!“ Aus Altersgründen treffen sich die Allenburger inzwischen nur noch im Rahmen der Kreistreffen, aber auch hier wurde zuletzt 2024 eine Fahrt nach Hoya organisiert.

3.3 Die Patenschaften in jüngster Vergangenheit

2010 gab es im Kreismuseum Syke die Ausstellung „Wir Patenkinder. Patenschaften in Niedersachsen am Beispiel des ehemaligen Landkreises Grafschaft Hoya, seit 1977 im Landkreis Diepholz“. Die Umsetzung der Ausstellung im Kreismuseum Syke war einerseits eine erste Aufarbeitung der Patenschaftsgeschichte und andererseits auch eine Wertschätzung der Patenschaft. Dr. Vogeding wies bei der Eröffnung der Ausstellung auf das Alter der Patenkinder hin, zudem resümierte er, dass sich die Patenschaft im Kontext des Museums zu einer Beziehung auf Augenhöhe entwickelt habe. Die Zusammenarbeit in musealer Hinsicht wurde in den Folgejahren noch intensiviert und kann für die 2010er Jahre als zentrale institutionelle Säule der Patenschaft benannt werden. Die gleichzeitig dort und in der Sammlung getätigten Grundlagenarbeit wurde auch so verstanden, dass sie eine Basis für eine Zeit bieten kann, in der der Generationenwechsel seit Gründung Patenschaft als abgeschlossen betrachtet werden muss und noch nicht absehbar ist, welche Folgen dies für die Patenschaft zukünftig haben wird. Bei dem Blick auf gegenwärtige Patenschaftsaktivitäten wurden 2010 insbesondere die Aktivitäten vor Ort, wie beispielsweise der Aufbau einer Informationstafel am Tapiauer Stein in Bassum genannt. Die politischen Vertreter der Kommunen wiesen aber auch auf gemeinsame Reisen zu den heute russischen und polnischen Gemeinden hin, die der Kontaktplege aber auch dem Wissenserhalt um die Herkunft der Patenkinder dienten. Der Kreisvorsitzende Hans Schlender formulierte es in einer Ansprache 2010 so „Der Gedanke der Patenschaft ist nicht überholt. Es ist wichtig, Zeichen in Europa zu setzen. Es gibt Kontakte der ehemaligen Tapiauer zu ihrer Heimatstadt. Wir wollen durch unsere Arbeit die Erinnerungen für unsere Nachkommen wach halten und das Zukünftige gemeinsam gestalten!“

Heute, fünfzehn Jahre danach, haben sich die politischen Bedingungen wieder geändert. Erneut sind Reisen in das russische Ostpreußen problematisch. Eine Herausforderung für die Kreisgemeinschaft Wehlau, aber auch für die Zukunft der Patenschaft.

4. Vom Wehlauer Zimmer zum Heimatmuseum

4.1 Die Anfänge: ein erstes Wehlauer Zimmer

Mit der Entstehung der Patenschaften gab es Empfehlungen, Heimatstuben oder Heimatmuseen in den Patenstädten zu gestalten. Diese Idee wurde auch im Landkreis Grafschaft Hoya aufgenommen und mit der Patenschaftsübernahme wurde im damaligen Kreisheimatmuseum Syke ein erstes Wehlauer Zimmer eröffnet. Vor Ort war Herr Jakubowski (Kreis Grafschaft Hoya, Amt für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte) unter anderem für die notwendige Betreuung und Koordination des Wehlauer Zimmers zuständig. Ohne Unterstützung der Wehlauer wäre ihm diese Arbeit aber nicht möglich gewesen. In einer Pressemitteilung aus dem Jahr 1955 ist zu lesen: "Durch [zahlreiche] Gaben [der Wehlauer] war es möglich, dem Wehlau-Zimmer von Anfang an eine eigene Note zu geben, die durchaus den Charakter der ostpreußischen Landschaft atmet. Sehr gut gelungen sind die Wappen der ost- und mitteldeutschen Provinzen und Länder, die ebenfalls einen sinnvollen Beitrag für die Ausgestaltung des Wehlau-Zimmers darstellen. Diese Wappen sind dankeswerterweise von Schülern der Schulen in Syke, Hoya und Bassum unter Anleitung ihres Lehrers angefertigt worden." Von zentraler Bedeutung war auch das Engagement des gebürtigen Allenburgers, Regierungs- und Oberbaurates Kurt Dieckert. Dieser recherchierte Bilder und Bücher und organisierte entsprechende Reproduktionen. Seine Arbeit floss später auch in das Wehlauer Heimatbuch ein.

Wie lange dieses erste Wehlauer Zimmer im Bauernhaus des Kreisheimatmuseums existierte, ist nicht eindeutig geklärt. Aus dem Gesamtkontext der Quellen ist anzunehmen, dass dieses Zimmer zwischen 1956 und der ersten Hälfte der 1960er Jahre aufgelöst wurde. Zur Auflösung trugen sowohl Raummangel, als auch geringer Zuspruch an der Ausstellung bei. Hinzu kommt wohl der Umstand, dass eine der treibenden Kräfte am Aufbau des Zimmers und der Sammlung, Baurat Dieckert, 1959 verstorben war. Die Sammlung wurde ins Kreishaus ausgelagert und das Wehlauer Zimmer geriet in Vergessenheit.

4.2 Die Wehlauer Heimatstube im Ochtmannier Speicher

Einen ersten belegten Anlauf der Kreisgemeinschaft Wehlau, wieder ein Heimatzimmer einzurichten, gibt es aus dem Jahr 1966. Ab den 1970er Jahren intensivierten sich diesen Anfragen unter der Federführung von Werner Lippke, der die Aktivitäten der Kreisgemeinschaft im Bereich kultureller Belange in dieser Zeit maßgeblich bestimmte. Es war das Bestreben der Kreisgemeinschaft, wieder dauerhaft ein Zimmer mit Erinnerungsstücken und Ausstellungselementen einzurichten. Bereits 1974 wurde eine erste Erinnerungsausstellung im Syker Museum gezeigt, aber ebenso wie die Ausstellung zum Patenschaftsjubiläum im Jahr 1980 wurde danach noch keine dauerhafte Lösung gefunden. Es folgte ein längeres Ringen um mögliche Räumlichkeiten in dessen Verlauf sogar die Patenschaft in Frage gestellt wurde. Zugleich gingen die Ambitionen der Kreisgemeinschaft über die Ziele des Patenkreises hinaus, so wollte man ostdeutsches Kulturgut

retten und eine regional übergreifende Dokumentation schaffen.

Erst 1983 kam eine Lösung in Sicht, als der Kreisheimatpfleger Salfer den Ochtmannier Speicher auf dem Museumsgelände zur Nutzung durch die Wehlauer anbot. Dieser Vorschlag wurde von allen Beteiligten aufgegriffen und 1984 mit der Einrichtung eines Heimatzimmers, bzw. einer Heimatstube umgesetzt. Später wurde diese als Erinnerungsausstellung charakterisiert. Darin befanden sich zahlreiche Modelle wichtiger ostpreußischer und Wehlauer Gebäude. Neben Werner Lippke werden in Publikationen der Kreisgemeinschaft auch Gerda und Ursula Weiß als Mitwirkende an dieser Ausstellung genannt.

Trotz des Standortes auf dem Gelände des Museums, das inzwischen Kreismuseum genannt wurde, blieb diese Erinnerungsausstellung dem alltäglichen Museumspublikum verschlossen. Etwa fünfzehn Jahre lang war die „Wehlauer Heimatstube“ nur auf vorherige Anfrage geöffnet. Auch institutionell gab es zwischen der Kreisgemeinschaft und dem Museum nur wenige Annäherungen, obwohl diese durchaus eingefordert und beklagt wurden.



4.3 Von der Heimatstube zum Heimatmuseum

1998 übernahm das langjährige Mitglied der Kreisgemeinschaft, Klaus Schröter, Oberstleutnant a.D., wohnhaft in Münster, im Auftrag der Kreisgemeinschaft die Verantwortung für die Ausstellung im Ochtmannier Speicher. Unter seiner Federführung wurde 1999 und 2000 aus der Erinnerungsausstellung, die den Mitgliedern der Kreisgemeinschaft vorbehalten war, eine den Museumsbesuchern zugängliche, informative Präsentation. Im Erdgeschoss des Ochtmannier Speichers lag der Schwerpunkt auf der Geschichte Ostpreußens und der erste Stock war der Geschichte des Kreises Wehlau vorbehalten. Gleichzeitig knüpfte er neue Kontakte zum Kreismuseum und sorgte einerseits dafür, dass alle Exponate in Vitrinen gesichert wurden, andererseits für Absprachen, so dass das Kreismuseum nun erstmals das Museum auch für seine Besucher öffnen konnte. „Er hat aus einer Heimatstube ein Heimatmuseum gemacht“.

Seiner Aktivität waren auch verschiedene Sonderausstellungen zu verdanken. Die Ausstellung „Menschen und Pferde. Schicksalsgefährten in guten und in schlechten Tagen“ wurde 2001 im Kreismuseum gezeigt. 2003 folgte die Ausstellung „Unser Heimatkreis. Prägegrund herausragender Künstlerpersönlichkeiten: Lovis Corinth, Ernst Molenhauer, Erich Behrendt“ die aber ebenso wie die Ausstellung „Die Russen in Ostpreußen 1914“ im Jahr 2004 nur auf dem Hauptkreistreffen der Wehlauer in Bad Nenndorf gezeigt wurde.

Parallel zur Ausstellungsarbeit im Museum wurde in dieser Zeit eine weitere Aufgabe in Angriff genommen: Gemeinsam mit dem BdV-Kreisverband Syke

richtete die Kreisgemeinschaft im Kreishaus Arbeits- und Archivräumlichkeiten ein, für die im Museum selbst kein Platz war.

Im April 2005 wurde die Kreisgemeinschaft von der Nachricht erschüttert, dass im Wehlauer Heimatmuseum ein Feuer ausgebrochen sei und die Ausstellung einige Schäden davon getragen habe. Nach dem ersten Schock und der Klärung von Formalien rund um die Brandstiftung von Unbekannten, machte sich Klaus Schröter an den Wiederaufbau der Ausstellung. Durch professionelle Bild-Texttafeln und auch einige andere Veränderungen hat die Ausstellung von dem Schaden sogar profitieren können. Die Wiedereröffnung erfolgte am 27. August 2005, zum 50. Jahrestag der Kreispatenschaft. Das erfolgreiche Engagement Schröters endete unerwartet im Folgejahr durch seinen Tod im Mai 2006.



4.4 Das Wehlauer Heimatmuseum als Bestandteil des Kreismuseum Syke

4.4.1 Neuanfang 2009

Bereits seit längerem hatte die Kreisgemeinschaft mit Gerd Gohlke Kontakt, einem gebürtigen Königsberger, der in Bassum lebt und dort langjährig als Lokalpolitiker aktiv war. Im Rahmen seines Engagements hatte er unter anderem eine Reise nach Gwardeisk organisiert. Darüber hinaus teilte er sich als Vertreter des BdV-Kreisverbandes auch Archivräumlichkeiten mit der Kreisgemeinschaft und damit mit Klaus Schröter. Im Rahmen der Zusammenarbeit zwischen BdV und Kreisverband entstand auch die Sonderausstellung zum 350. Jahrestag der Unterzeichnung des Wehlauer Vertrages, die 2007 im Kreismuseum gezeigt und von Gerd Gohlke und dem neuen Kreisvertreter, Hans Schlender, erarbeitet wurde. Als Gerd Gohlke 2006 im Auftrag der Kreisgemeinschaft die ehrenamtliche Museumsleitung übernahm, stand erneut die Zukunft der Einrichtung in Frage. Von Seiten des Landkreises Diepholz gab es Zweifel an dem Konzept einer übergreifenden Ausstellung über Ostpreußen. Gemeinsam mit dem Vorstand der Kreisgemeinschaft und den Verantwortlichen des Kreismuseums mussten neue Weichen für die Zukunft gestellt werden. Ein neues Konzept sollte den inhaltlichen Bogen von Wehlau in den Landkreis Diepholz schlagen und Flucht und Vertreibung ebenso mit einbeziehen wie das Thema der die Integration aller Vertriebenen in den damaligen Landkreis Grafschaft Hoya. Es wurde die Chance genutzt, die Wehlauer Einrichtung noch mehr in das Kreismuseum zu integrieren, zu professionalisieren und für einen weiteren Besucherkreis zu öffnen. Nach der Einwerbung von Fördermitteln wurde das Museum mit professionellem Anspruch neu gestaltet.

In der Kurzfassung auch Wehlauer Museum genannt, befasst sich die am 10.02.2009 eröffnete Ausstellung im Erdgeschoss des Ochtmannier Speichers mit den Herkunftsregionen Ostpreußen und Wehlau sowie auch mit den anderen

ostdeutschen Provinzen und endet hier mit der Thematik von Flucht und Vertreibung, die im Obergeschoss in den Landkreis Grafschaft Hoya führte: mit einem Einblick in das Schicksal der Flüchtlinge und Vertriebenen und ihre Aufnahme in den heutigen Landkreis Diepholz bis hin zu den Themen Neuanfang, Aufbau, Integration und Wiedersehen, Verstehen und Versöhnen. Damit war es auch gelungen die Ausstellung, die vorher nicht in das Konzept des Kreismuseums passte, nun zu einem festen Bestandteil des Kreismuseums werden zu lassen. Parallel zur Neugestaltung wurden Grundlagen in der Zusammenarbeit mit dem Kreismuseum gelegt. Ein Kooperationsvertrag verpflichtet beide Partner, Ergänzungen und Veränderungen nur gemeinschaftlich vorzunehmen. So konnte das Heimatmuseum nicht nur erhalten, sondern auch ein Meilenstein zur Sicherung des gesammelten Kulturguts gesetzt werden.



4.4.2 Ausstellungs- und Sammlungsarbeit in enger Zusammenarbeit mit dem Kreismuseum

Auf Basis der neuen Kooperation sollten nun auch wieder Sonderausstellungen im Kreismuseum gezeigt werden. Zum Patenschaftsjubiläum 2010 ging es im Foyer des Kreismuseums um die Geschichte der Patenschaften. Da die Freiberuflerin, die die Neugestaltung begleitet hatte, nach einer beruflichen Veränderung nicht mehr zur Verfügung stand, wurde hierfür die freie Kulturwissenschaftlerin Ulrike Taenzer engagiert. Projektbasiert entstand hier eine langjährige Zusammenarbeit zwischen Gerd Gohlke, Dr. Ralf Vogeding und Ulrike Taenzer, in deren Rahmen viel Wissen zur Geschichte der Wehlauer, zur Patenschaft und auch zur Sammlung generiert wurde.

2010 / 2012 / 2013 Sonderausstellungen zu den Patenschaftsjubiläen im Kreismuseum Syke, im Heimatmuseum Grafschaft Hoya sowie im Rathaus der Stadt Syke.

2014 Sonderausstellung im Foyer des Kreismuseums „Besetzt, zerstört, unterstützt und wieder aufgebaut“ zum Ersten Weltkrieg in Ostpreußen parallel zur Ausstellung zum Ersten Weltkrieg im Kreismuseum.

2015 Gemeinschaftsausstellung mit dem Kreismuseum zur Nachkriegszeit: „Die Not vor Augen. Europa im Blick.“

2017 Sonderausstellung „Evangelische Kirchenbauten im Kreis Wehlau und im nördlichen Ostpreußen. Von der Reformation bis heute“ im Foyer des Kreismuseums im Rahmen des Lutherjahres

Für alle Projekte wurde das gemeinsame Archiv der Wehlauer Kreisgemeinschaft und des BdV-Kreisverbandes genutzt. Dieses befand sich seit Anfang der 2000er Jahre im Kreishaus Syke, war allerdings kaum sortiert und nur rudimentär nutzbar, zumal mit dem Tod von Klaus Schröter viel Wissen um die Sammlung verloren gegangen war. Um diesem Umstand Abhilfe zu verschaffen, wurden in der zweiten Hälfte der 2010er Jahre die Bestände sortiert und dokumentiert. So entstand das Handbuch zu den Wehlauer Sammlungen, das auch zur Grundlage eines 2020 geschlossenen Depositionalvertrages mit dem Kreismuseum und dem Kreisarchiv, zur langfristigen Sicherung der archivalischen Bestände, wurde. Als vorläufig letzter Schritt folgte 2022/2023 die Inventarisierung des musealen Bestandes, um auch diesen dokumentiert zu sichern. Einerseits befinden sich die Exponate in Räumlichkeiten, die inzwischen auch vom Kreismuseum genutzt werden, andererseits wurde die Inventarisierung in der Datenbank des Kreismuseums gesichert.



4.4.3 Die Überarbeitung der Dauerausstellung

Im Rahmen der gemeinsamen Ausstellungsprojekte in den 2010er Jahren wurden im Wehlauer Museum inhaltliche und technische Lücken ersichtlich. In Anbetracht neu gewonnener Erkenntnisse, der verbesserten Kenntnis der Wehlauer Sammlungen sowie dem anstehenden Generationenwechsel in der Museumsleitung des Kreismuseums und des Wehlauer Heimatmuseums, wurde eine Überarbeitung ins Auge gefasst. Bei Beihaltung der Grundgestaltung sollten die Inhalte behutsam aktualisiert sowie gestalterische und technische Optimierungen zur Verbesserung der Aufenthaltsqualität vorgenommen werden: Konkret war dies die Verbesserung der Beleuchtung sowie der Akustik, die Vereinheitlichung der

Objektbeschriftungen und die Überarbeitung einer Medienstation. Inhaltlich wurde die Exponatauswahl überarbeitet, einzelne Themeneinheiten erneuert und auch ergänzt. Beispielhaft sei die Themeneinheit „Neuanfänge und Existenzaufbau“ genannt, in die nun zahlreiche Archivalien integriert wurden. Anhand dieser wurde auch der Bezug zur Patenschaft und damit zum Kreis Grafschaft Hoya bzw. dem Landkreis Diepholz hergestellt. Aufgrund der Corona-Pandemie konnte die neu gestaltete Ausstellung 2021 nur im kleinen Rahmen wiedereröffnet werden. Inzwischen ist seit 2022 der neue Museumsleiter des Kreismuseums, Nils Meyer, im Amt, der mit seinem Team an den partnerschaftlichen Kontakten anknüpft. Aus demographischen Gründen, von Seiten der Kreisgemeinschaft, folgten seitdem eher kleinere Projektkooperationen. 2024 beteiligte sich die Kreisgemeinschaft mit einer kleinen Forschungsarbeit zu Nachkriegssiedlungen im ehemaligen Landkreis Grafschaft Hoya an dem Projekt „Siedlungen und Siedlungsbauten im heutigen Landkreis Diepholz vom 18. Jahrhundert bis 1970“ das 2025 als Ausstellung „Raum ist in der kleinsten Hütte – Siedlungen und Siedlungsbauten im heutigen Landkreis Diepholz vom 18. Jhd. bis 1970“ auch im Kreismuseum gezeigt wird. Ebenfalls 2025 wird es, im Rahmen von 80 Jahren Kriegsende



und 70 Jahren Kreispatenschaft, im Kreismuseum Einzelveranstaltungen von Seiten der Kreisgemeinschaft geben. Auch im Bezug auf die Sammlungen gibt es weiterhin Kontakte, um diese zu sichern.

5. Grundlagenaufsätze

KG WEHLAU (2015)

Kreisgemeinschaft Wehlau: 60 Jahre Kreispatenschaft. Jubiläumsfeier und Hauptkreistreffen 2015 (= Festprogramm).

KG WEHLAU u.a. (2020)

KG Wehlau e.V./BdV-Kreisverband Syke e.V. (Hg.): Handbuch zu den Wehlauer Sammlungen. Materialien zur Geschichte der deutschen Heimatvertriebenen im Kontext des Landkreises Diepholz. 2020.

TAENZER (2010)

Taenzer, Ulrike: Sonderausstellung „Wir Patenkinder“. Eine Ausstellung zur Geschichte der Patenkinder.

IN: Wehlauer Heimatbrief. 84. Folge. Winter 2010/2011.

TAENZER (2011)

Taenzer, Ulrike: Die Patenschaft des Landkreises Diepholz für den ostpreußischen Kreis Wehlau.

IN: Kreismuseum Syke (Hg.): Materialien zur Alltagsgeschichte, Hausforschung und Kultur im Landkreis Diepholz und benachbarten Regionen. Band 2 – 2011.

TAENZER (2016)

Taenzer, Ulrike: Wehlauer Geschichte im Kreismuseum Syke.

Der ostpreußische Patenkreis ist ein fester Bestandteil der Diepholzer Heimat- sammlung und Nachkriegsgeschichte.

IN: Preußische Allgemeine Zeitung, Ausgabe 20/16 vom 20.05.2016

TAENZER (2022)

Taenzer, Ulrike: Das Wehlauer Heimatmuseum neu ins Licht gesetzt. Ein Projekt der Jahre 2020/2021

IN: Wehlauer Heimatbrief. 108. Folge, Winter 2022/2023.

TAENZER (2023)

Taenzer, Ulrike: Erhalt und Musealisierung des Kulturguts aus dem Landkreis Wehlau (Ostpreußen). Die Entstehung der Wehlauer Sammlungen in Syke.

IN: MVNB (Hg.): Herkunft.Heimat.Heute. Zur Musealisierung von Heimatstuben und Heimatsammlungen der Flüchtlinge, Vertriebenen und Aussiedler*innen. 2023.

Kalender 1945/2025

Januar 1945

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				

Februar 1945

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
			1	2	3	4
5	6	7	8	9	10	11
12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24	25
26	27	28				

März 1945

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
			1	2	3	4
5	6	7	8	9	10	11
12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24	25
26	27	28	29	30	31	

April 1945

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
			1			
2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15
16	17	18	19	20	21	22
23	24	25	26	27	28	29
30						

Mai 1945

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	
14	15	16	17	18	19	20
21	22	23	24	25	26	27
28	29	30	31			

Juni 1945

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
			1	2	3	4
4	5	6	7	8	9	10
11	12	13	14	15	16	17
18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	

Juli 1945

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
			1			
2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15
16	17	18	19	20	21	22
23	24	25	26	27	28	29
30	31					

August 1945

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
		1	2	3	4	5
6	7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18	19
20	21	22	23	24	25	26
27	28	29	30	31		

September 1945

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
			1		2	
3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23
24	25	26	27	28	29	30

Oktober 1945

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				

Dezember 1945

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
		1	2			
3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23
24	25	26	27	28	29	30
31						

1945 NS-Gauverlag Sachsen						
DRESDEN - LEIPZIG - CHEMNITZ - ZWICKAU - ZITTAU						
Juli						
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				
August						
1	2	3	4	5	6	7
10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23
24	25	26	27	28	29	30
31						
September						
1	2	3	4	5	6	7
10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23
24	25	26	27	28	29	30
31						
Oktober						
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				
November						
1	2	3	4	5	6	7
12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24	25
26	27	28	29	30	31	
Dezember						
1	2	3	4	5	6	7
10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23
24	25	26	27	28	29	30
31						

1945 NS-Gauverlag Sachsen						
DRESDEN - LEIPZIG - CHEMNITZ - ZWICKAU - ZITTAU						
Januar						
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				
Februar						
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				
März						
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				
April						
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				
Mai						
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				
Juni						
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				
Juli						
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				
August						
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				
September						
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31				
Ok						



Die Straße „Letzter Groschen“ im Winter in Wehlau

Im Januar 1945 wurde das Kreisgebiet durch die Rote Armee besetzt. Die Altstadt mit ihrem rechteckigen Grundriss und den vielen Giebelhäusern wurde seither fast völlig zerstört. Die ansässige Bevölkerung wurde, sofern sie nicht bereits geflüchtet war, in der Folge vertrieben und durch Siedler aus der Sowjetunion ersetzt. 1947 wurde Wehlau in Snamensk (übersetzt in etwa Bannerstadt) umbenannt. Da-

bei verlor der Ort seine Stadtrechte und wurde als Siedlung städtischen Typs klassifiziert. Bei der Einrichtung der Landgemeinde Snamenskoje im Jahr 2005 verlor Snamensk auch diesen Status und wird seitdem als einfache Siedlung eingestuft. 2014 wurde der Ort in den neu gebildeten Stadtkreis Gwardeisk eingegliedert. (Quelle: Wikipedia)

Zwischen dem britischen Premierminister Winston Churchill und dem sowjetischen Partei- und Staatschef Josef W. Stalin kommt es zum Austausch von Telegrammen; Stalin erklärt sich darin bereit, den Beginn der für den 20. Januar vorgesehenen Großoffensive der Roten Armee gegen die deutsche Ostfront auf den 12. Januar vorzuverlegen.

2025

Januar

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
					1	2
					3	4
					5	
1	2	3	4	5		
6	7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18	19
20	21	22	23	24	25	26
27	28	29	30	31		

Sowjetische Artillerieeinheiten der 1. Ukrainischen Front unter dem Befehl von Marschall Iwan S. Konew eröffnen vom südlich der polnischen Hauptstadt Warschau gelegenen Baranow-Brückenkopf aus die großangelegte Winteroffensive der Roten Armee gegen die deutsche Wehrmacht.

Einheiten der sowjetischen 3. Weißrussischen Front unter dem Befehl von Armeegeneral Iwan D. Tschenjachowski beginnen bei Pillkallen (Ostpreußen) mit ihrer Winteroffensive gegen die Stellungen der deutschen Ostfront.

Die 1. Weißrussische Front der Roten Armee unter dem Befehl von Marschall Georgi K. Schukow beginnt auf breiter Front in Polen mit ihrer Winteroffensive gegen die deutsche 9. Armee unter dem

Befehl von General Hans Jordan. Gleichzeitig beginnt auch die 2. Belorussische Front unter Marschall Konstantin K. Rokossowski vom Narew-Brückenkopf aus ihre Offensive in Richtung auf die ostpreußische Stadt Elbing.

Die Städte Insterburg und Allenstein in Ostpreußen werden von sowjetischen Einheiten erobert. Sowjetischen Truppen gelingt es durch einen Vorstoß an die Ostseeküste, die Landverbindung zwischen Ostpreußen und Pommern zu unterbrechen; am selben Tag schneiden sie auch die Stadt Königsberg vom Samland ab. Der deutsche Passagierdampfer "Wilhelm Gustloff" wird in der Ostsee von einem sowjetischen Unterseeboot torpediert und sinkt innerhalb einer Stunde. Von den 6000 an Bord befindlichen deutschen Flüchtlingen kommen über 5000 ums Leben.

8 Bomber der britischen Royal Air Force fliegen einen schweren Angriff auf Bonn am Rhein.

Truppen der sowjetischen 1. Ukrainischen Front überqueren beim Vorstoß nach Westen südöstlich der schlesischen Stadt Breslau die Oder.

In der Danziger Bucht wird der deutsche Verwundetransporter "General von Steuben" von einem sowjetischen U-Boot versenkt.

Den in Elbing (Ostpreußen) von starken sowjetischen Kräften eingeschlossenen Einheiten der deutschen Wehrmacht gelingt der Durchbruch zu den deutschen Linien.

Truppen der sowjetischen 3. Weißrussischen Front erobern die Stadt Preußisch-Eylau in Ostpreußen; am selben Tag wird die schlesische Stadt Liegnitz von sowjetischen Truppen besetzt.

Die sächsische Metropole Dresden wird durch einen britischen Luftangriff fast vollständig zerstört.

2025

Februar

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
					1	2
•	3	4	5	6	7	8
•	9					
•	10	11	12	13	14	15
•	16					
•	17	18	19	20	21	22
•	23					
•	24	25	26	27	28	

Deutschen Truppen gelingt es, zwischen den Hafenstädten Pillau und Königsberg wieder eine Landverbindung herzustellen. Sowjetische Truppen erobern die ostpreußischen Städte Insterburg und Allenstein. Mit über 3700 Maschinen fliegen die Luftstreitkräfte Großbritanniens etwa 9000 Einsätze gegen das deutsche Verkehrsnetz. Rund 90% der Verkehrsknotenpunkte im Deutschen Reich werden lahmgelegt.

Joseph Goebbels, Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, erklärt in einer Rundfunkansprache, dass sich die allgemeine Kriegslage durch die erfolgreiche Winteroffensive der Roten Armee für die deutsche Wehrmacht dramatisch verschlechtert habe. Er betont

2025

März

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
					1	2
3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23
24	25	26	27	28	29	30
31						

jedoch, es sei nicht daran zu zweifeln, dass die "verlorengegangenen Gebiete bald zurückerobert" würden.

Am 26.03.1955 beschloss der Kreistag des Landkreises „Grafschaft Hoya“ einstimmig die Übernahme der Patenschaft für den Kreis Wehlau.

Rund 400 US-amerikanische Bomber fliegen erneut einen schweren Luftangriff auf die fast vollständig zerstörte Stadt Dresden.

Die zur Festung erklärte Stadt Graudenz (Grudziadz) in Westpreußen kapituliert vor der Roten Armee.

Die männliche Bevölkerung des Jahrgangs 1929 wird im Deutschen Reich zur Wehrmacht einberufen. Die Jugendlichen werden nach kurzer Ausbildung an die Front geschickt.

Auf Befehl des Führers und Reichs-

kanzlers Adolf Hitler wird allen deutschen Familien die Sippenhaft für den Fall angedroht, dass sich Angehörige, die als Soldaten eingezogen wurden, in Gefangenschaft begeben, ohne bis zum Äußersten gekämpft zu haben oder verwundet worden zu sein.

Die 15-Jährige Anne Frank kommt im Konzentrationslager Bergen-Belsen ums Leben. Die Tochter eines jüdischen Bankiers aus Frankfurt am Main hatte sich mit ihrer Familie von 1942 bis 1944 in einem Amsterdamer Hinterhaus versteckt gehalten.

Bei Heiligenbeil in der Nähe von Königsberg in Ostpreußen beginnen sowjetische Truppen eine Offensive mit dem Ziel, die Stadt Königsberg endgültig von der Verbindung mit dem Samland abzuschneiden.

Die UdSSR überträgt Polen die Gebietshoheit über die von sowjetischen Truppen besetzten deutschen Gebiete östlich von Oder und Neiße.

In Kurland beginnen erneut sowjetische Angriffe gegen die dort eingeschlossenen deutschen Truppen.

Gotenhafen (Gdingen) an der Danziger Bucht wird von sowjetischen Truppen erobert.

Verbände der 3. Weißrussischen Front der Roten Armee unter dem Befehl von Marschall Alexandre M. Wassilewski stoßen auf das Frische Haff vor und schließen damit die ostpreußische Stadt Königsberg vollständig ein.

Die deutsche Besatzung im zerstörten Königsberg kapituliert vor den angreifenden Einheiten der 3. Weißrussischen Front der Roten Armee.

In der Nacht zum 15. April richtet ein US-amerikanischer Luftangriff auf Potsdam

bei Berlin schwere Verwüstungen in der Stadt an.

Teilen der sowjetischen 1. Weißrussischen und der 1. Ukrainischen Front gelingt es, im Raum von Küstrin und Guben an der Oder die Verteidigungslinien der Wehrmacht zu durchbrechen und auf die deutsche Reichshauptstadt Berlin vorzustoßen.

Leipzig wird von US-amerikanischen Truppen besetzt; am selben Tag stoßen Einheiten der britischen Armee bis zur Elbe vor.

Reichsmarschall Hermann Göring wird von Führer und Reichskanzler Adolf Hitler aus allen seinen Ämtern entlassen; Göring hatte Hitler zuvor in einem Telegramm angeboten, dessen Ämter zu übernehmen.

Kräfte der sowjetischen 1. Ukrainischen Front erreichen von Süden kommend die Stadtgrenze der umkämpften Reichshauptstadt Berlin.

Sowjetische Einheiten erobern die Hafenstadt Pillau in Ostpreußen; am selben Tag gelingt es deutschen Marineeinheiten, 19 200 Soldaten und Zivilisten zu

evakuieren. Seit dem 25. Januar sind über den Hafen Pillau insgesamt 141 000 verwundete Soldaten und 451 000 Zivilpersonen evakuiert worden.

Die deutsche Reichshauptstadt Berlin ist vollständig von sowjetischen Truppen eingeschlossen.

Sowjetische Truppen stürmen im Stadtzentrum Berlins die Reichskanzlei; sie finden im Garten des Gebäudes die verkohlte Leiche des ehemaligen Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda Joseph Goebbels.

Aus Anlass des Maifeiertags gibt der sowjetische Staats- und Parteichef Josef W. Stalin in Moskau über den Rundfunk bekannt, dass es nicht in der Absicht der UdSSR liege, Deutschland zu vernichten oder zu zerstücken.

2025						
April						
Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
14	1	2	3	4	5	6
15	7	8	9	10	11	12
16	14	15	16	17	18	19
17	21	22	23	24	25	26
18	28	29	30			

© Maxi-Kalender - www.maxikalender.de

regelmäßig aktualisiert

2025						
Mai						
Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
18			1	2	3	4
						<small>Tag der Arbeit</small>
19	5	6	7	8	9	10
						<small>Komm.</small>
20	12	13	14	15	16	17
						18
21	19	20	21	22	23	24
						25
22	26	27	28	29	30	31
						<small>Christi Himmelfahrt</small>

© Maxi-Kalender - www.maxikalender.de

regelmäßig aktualisiert

In den frühen Morgenstunden sprengt ein SS-Kommando in Berlin die Tunneldecke des S-Bahn-Tunnels unter dem Landwehrkanal, woraufhin weite Teile des Tunnelnetzes von U- und S-Bahn, in das sich Tausende von Menschen geflüchtet haben, überflutet werden.

Nach Inkrafttreten der am Vortag in Reims (Frankreich) unterzeichneten deutschen Gesamtkapitulation begeben sich rund 7,5 Millionen deutsche Wehrmachtangehörige in alliierte Kriegsgefangenschaft.

In einer Rundfunkansprache über den Sender Flensburg gibt der Reichspräsident, Großadmiral Karl Dönitz, sämtlichen deutschen Streitkräften den Befehl zur Kapitulation.

Kurz nach Mitternacht wird in der ehemaligen Festungspionierschule in Berlin-Karlshorst die Unterzeichnung der deutschen Gesamtkapitulation durch den Chef des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW), Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel, wiederholt.

In Allenstein übergeben Vertreter der Sowjetunion den südlichen Teil Ostpreußens polnischer Verwaltung.

8. Mai 2025 · Kriegsende 80 Jahre 2. Weltkrieg

Im Frühjahr 1948 trafen sich die Gründungsmitglieder der Kreisgemeinschaft unter der Leitung von Carl Emil Gutzeit-Seeckshof. Es wurde beschlossen, am 7. Juni 1948 in Hamburg, im Ausstellungspark „Planten un Blomen“, gemeinsam mit den Schlossbergern, die seit dem Herbst 1944, nachdem sie ihren Heimatkreis räumen mussten, bis zur endgültigen Flucht im Januar 1945, bei uns im Kreis untergebracht waren, ein Treffen abzuhalten.



In der US-amerikanischen und in der britischen Besatzungszone Deutschlands wird unter dem Namen "German News Service" eine erste Nachrichtenagentur aufgebaut.

Die pommersche Hafenstadt Stettin an der Odermündung wird von der sowjetischen Regierung in polnische Verwaltung übergeben.

In Wendenschloss im Berliner Stadtbezirk Köpenick unterzeichnen die militärischen Oberbefehlshaber der vier alliierten Siegermächte eine Deklaration zur Übernahme der obersten Regierungsgewalt in Deutschland durch einen Alliierten Kontrollrat mit Sitz in Berlin. Der Rat der Volkskommissare der UdSSR beschließt die Einrichtung einer "Sowjetischen Militäradministration in Deutschland" (SMAD).

In Berlin werden von der Abteilung für Post- und Fernmeldewesen des Magistrats die ersten Nachkriegsbriefmarken zu Werten von 0,05 Reichsmark (RM) und 0,08 RM ausgegeben.

Der ehemalige Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop, der unter falschem Namen aus Berlin entkommen war, wird in einer Hamburger Pension von britischen Soldaten festgenommen.

6. Juni 2025 D-Day

Die Provinzen West- und Ostpreußen werden vom polnischen Ministerrat "provisorisch" der Woiwodschaft (Regierungsbezirk) Danzig bzw. Bialystok angegliedert.

Polens Ministerpräsident Edward Osóbka-Morawski erklärt in Warschau, dass alle Deutschen aus den Gebieten östlich von Oder und Neiße ausgewiesen würden.

Im Schloss Cecilienhof in Potsdam bei Berlin treffen US-Präsident Harry Spencer Truman, der sowjetische Staats- und Parteichef Josef W. Stalin und der britische Premierminister Winston Churchill zu einer Konferenz, die bis zum 2. August dauert, zusammen.

Auf der Potsdamer Konferenz kommt es zu einer Auseinandersetzung zwischen dem britischen Premierminister Winston Churchill und dem sowjetischen Staats- und Parteichef Josef W. Stalin über das Schicksal der östlich von Oder und Neiße verbliebenen Deutschen.

In der nordböhmischen Stadt Aussig an der Elbe verüben tschechische Nationalisten unter mehreren tausend Deutschen ein Massaker.

Am 27. u. 28.08.1955 fand, verbunden mit der Patenschaftsübernahme, das erste große Kreistreffen der Wehlauer in Syke statt und zwar in der Freilichtbühne „Wolfsschlucht“. Dazu waren etwa 900 Landsleute aus dem ganzen Bundesgebiet und einige auch aus der „Ostzone“ angereist.

Die deutschen Gebiete östlich von Oder und Neiße werden mit Ausnahme des Nordteils von Ostpreußen unter polnische Verwaltung gestellt.

Im Berliner Postverkehr wird die Benutzung der deutschen (Sütterlin-)Schrift von der alliierten Kommandantur der Stadt verboten.

Die US-Luftwaffe wirft über der japanischen Stadt Hiroshima die erste Atom bombe ab. Dabei sterben etwa 110 000 Menschen, rund 80% der Stadt werden völlig zerstört.



2025

August

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
31					1	2
					3	
*	4	5	6	7	8	9
*	10					
*	11	12	13	14	15	16
*	17					
*	18	19	20	21	22	23
*	24					
*	25	26	27	28	29	30
*	31					

© historisch- www.historisch.de

Digitale Ausgabe

Württemberg-Baden und Groß-Hessen gegründet.

Erstmals seit Kriegsende findet in Deutschland ein großes Leichtathletiksportfest statt; Veranstaltungsort ist Würzburg.

Auf Befehl der sowjetischen Besatzungsmacht beginnen Demontagetrupps in der östlichen Besatzungszone mit der Demontage des zweiten Gleises nahezu aller Hauptstrecken der Deutschen Reichsbahn.

Die Gasversorgung in Frankfurt am Main wird wieder aufgenommen.

Auf einer Pressekonferenz in der tschechoslowakischen Hauptstadt Prag gibt Staatspräsident Eduard Benes den offiziellen Beschluss seiner Regierung zur Ausweisung von etwa 2,7 Millionen Deutschen aus der Tschechoslowakei bekannt.

Nach 14-tägiger Arbeit ist es britischen Pionieren gelungen, einen Geheimtresor der Friedr. Krupp AG in der Essener Villa Hügel zu öffnen. Die britische Militärregie-

In Berlin wird das erste Nachkriegskursbuch der Deutschen Reichsbahn herausgegeben; es hat einen Umfang von insgesamt 25 Seiten.

6. August 2025 Hiroshima - Gedenktag

Der während der Zeit des Nationalsozialismus gedrehte und 1944 in Prag uraufgeführte Farbfilm "Große Freiheit Nr. 7" wird von der britischen Militärregierung zur Erstaufführung in Deutschland freigegeben.

In der US-amerikanischen Zone Deutschlands kommen nach Angaben der Militärverwaltung gegenwärtig auf jeden Bürger nur rund 1000 bis 1300 Kalorien täglich zur Verteilung.

Durch die "Proklamation Nr. 2" der US-amerikanischen Militärregierung in Deutschland werden die Länder Bayern,

2025 September

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
*	1	2	3	4	5	6
*	7					
*	8	9	10	11	12	13
*	14					
*	15	16	17	18	19	20
*	21					
*	22	23	24	25	26	27
*	28					
*	29	30				

© historisch- www.historisch.de

Digitale Ausgabe

2025

Oktobe

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
40				1	2	3
					4	5
						Tag der Deutschen Einheit
41	6	7	8	9	10	11
					12	
42	13	14	15	16	17	18
					19	
43	20	21	22	23	24	25
					26	
	27	28	29	30	31	
						Reformationstag

© Max Kutschbach - www.kutschbach.de

Regeln einblenden

den einheitlichen Lebensmittelrationen eingeführt. Die Bevölkerung wird in sechs Kategorien (Schwerarbeiter, Schwerarbeiter, Arbeiter, Angestellte, Kinder und Sonstige) eingeteilt.

Aus Anlass der Gedenkfeiern des Jahrestages der Novemberrevolution von 1918 in Deutschland ruft in Berlin der Vorsitzende der Kommunistischen Partei der Sowjetischen Zone, Wilhelm Pieck, zur organisatorischen Vereinigung seiner Partei mit der Sozialdemokratischen Partei auf.

In Bayern sollen innerhalb der nächsten sieben Monate rund eine Million deutsche Flüchtlinge aus Ungarn und der Tschechoslowakei angesiedelt werden.

Aus Berlin wird gemeldet, dass seit Kriegsende 1,5 Millionen deutsche Flüchtlinge aus den Gebieten östlich von Oder und Neiße die Durchgangslager der Stadt passiert haben.

In Berlin wird der Sender RIAS Berlin (Rundfunk im amerikanischen Sektor von Berlin) gegründet.

nung verspricht sich von den gefundenen Akten und Urkunden Aufschluss über die Rolle des Krupp-Konzerns während der nationalsozialistischen Herrschaft.

Der Chirurg Ferdinand Sauerbruch wird unter dem Vorwurf, im Dritten Reich zur Steigerung des Ansehens der nationalsozialistischen Diktatur beigetragen zu haben, aus dem Amt des Berliner Gesundheitsstadtrats entlassen.

Das Deutsche Rote Kreuz richtet in Hamburg einen Suchdienst zur Auffindung von vermissten deutschen Soldaten und Zivilisten ein.

Nach einem Feuergefecht mit britischen Soldaten bei Lüneburg wird der SS-General Hans Killin, ein enger Vertrauter des früheren Reichsführers SS Heinrich Himmler, verhaftet.

In der sowjetischen Besatzungszone wer-

2025

November

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
44					1	2
						Herbstzeit
45	3	4	5	6	7	8
					9	
46	10	11	12	13	14	15
					16	
47	17	18	19	20	21	22
					23	
48	24	25	26	27	28	29
					30	
						1. Advent

© Max Kutschbach - www.kutschbach.de

Regeln einblenden

09. November 2025 Gedenktag Reichspogromnacht

Der Schilling in Österreich ist ab sofort wieder gesetzliches Zahlungsmittel. Die deutsche Reichsmark (RM) bleibt noch bis zum 21. Dezember 1945 in Umlauf; der Umtauschkurs für eine RM beträgt zehn Schillinge.

Die Sowjetische Militärdistribution in Deutschland (SMAD) empfiehlt eine dreitägige Sperre des gesamten Eisenbahn-Personenverkehrs von und nach Berlin. Als Grund wird der Vorrang des Güterverkehrs angegeben.

In Berlin veröffentlicht der Alliierte Koordinationsausschuss das Ergebnis einer vorläufigen Volkszählung. Danach hat Deutschland 65 285 915 Einwohner. Davon entfallen auf die US-amerikanische Besatzungszone 17 156 000, auf die britische Zone 22 043 801, auf die französische 6 392 497 und auf die sowjetische Besatzungszone Deutschlands 19 693 617 Einwohner.

Der Alliierte Kontrollrat für Deutschland fordert in Berlin alle in den Vereinten Nationen vertretenen Staaten auf, deutsche Beamte und Diplomaten auszuweisen. Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) fordert den Alliierten Kontrollrat nachdrücklich auf, sich anlässlich des Weihnachtsfestes für die Entlassung möglichst vieler deutscher Kriegsgefangener einzusetzen.

Auf Anordnung der US-amerikanischen Besatzungsmacht werden unter der erwachsenen deutschen Bevölkerung im Alter von über 20 Jahren künftig regelmäßig Gewichtskontrollen durchgeführt, um Aufschlüsse über die Ernährungslage zu erhalten und entsprechende Maßnahmen treffen zu können.

Seit der Gründung des Flüchtlingslagers Friedland am 26. September 1945 sind 555 039 Vertriebene und Flüchtlinge aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten registriert worden.

Die erste Friedensweihnacht ...



Fakten und Zahlen

Der Kreis Wehlau im Überblick:



davon **3** Städte: Allenburg 2 694 Einwohner
Tapiau 9 272 Einwohner
Wehlau 8 463 Einwohner

498 Orte, Ortsteile und Wohnplätze

50 236 Einwohner

101 415 ha Bodenfläche

Der Kreis Wehlau war ein preußischer Landkreis in der Provinz Ostpreußen, der von 1818 bis 1945 bestand. Seine Kreisstadt war die etwa 45 km östlich von Königsberg gelegene Stadt Wehlau.



Die Kreisvertreter und Vereinsvorsitzenden:

1947 – 1951	Carl Emil Gutzeit-Seeckshof
1951 - 1956	Werner Potreck
1956 - 1967	August Strehlau
1968 - 1977	Werner Lippke
1978 - 1986	Rudolf Meitsch
(1986) 1987 - 2006	Joachim Rudat
(2006) 2007 - 2011	Hans Schlender
2011 - 2014	Werner Schimkat
2014 - 2019	Gerd Gohlke
2019 - 2024	Uwe Koch
2024 -	Margot Löwe

Unsere 12 Kirchspiele:

Kirchspiel Wehlau
Kirchspiel Paterswalde
Kirchspiel Petersdorf
Kirchspiel Plibischken
Kirchspiel Groß Schirrau
Kirchspiel Tapiau
Kirchspiel Kremitten
Kirchspiel Grünhayn
Kirchspiel Goldbach
Kirchspiel Starkenberg
Kirchspiel Allenburg
Kirchspiel Groß Engelau

In der zweiten Hälfte des Jahres 1947 erfolgte die Gründung unserer Kreisgemeinschaft Wehlau.

Am 1. Januar 1945 umfasste der Landkreis die drei Städte Allenburg, Tapiau und Wehlau sowie 112 weitere Gemeinden.

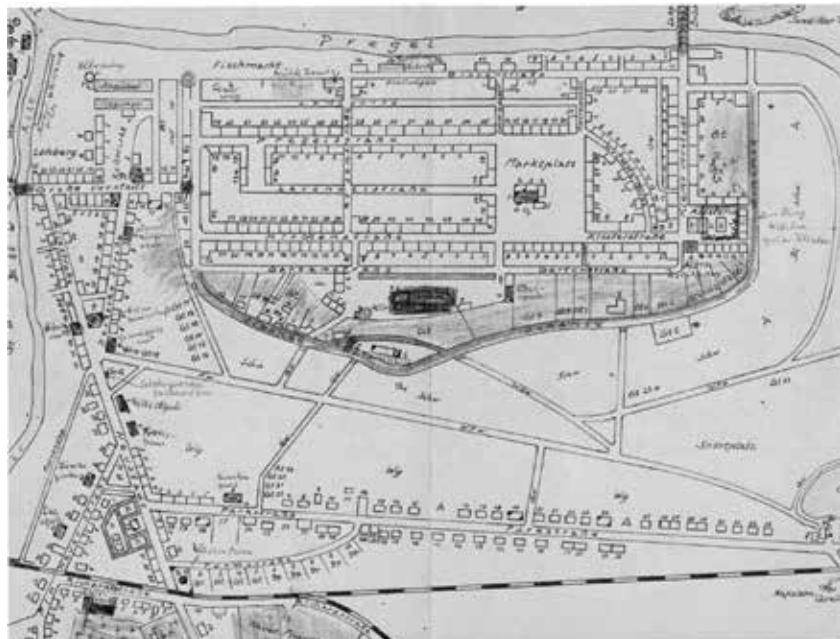
Der Kreis Wehlau gliederte sich im Jahr 1905 in die Stadtgemeinden, die Landgemeinden und selbstständige Gutsbezirke. Er bestand am 1. Dezember 1905 aus drei Stadtgemeinden (Allenburg, Tapiau und Wehlau), 120 Landgemeinden und 91 Gutsbezirken.

Allenburg, Aßlacken, Bartenhof, Bieberswalde, Biothen, Brandlacken, Bürgersdorf, Dachsrode, Damerau, Forst Drusken, Eichen, Eiserwagen, Ernstwalde, Freudenfeld, Frischenau, Friedrichsdorf, Friedrichsthal, Fritschienen, Fuchshügel, Gauleden, Forst Gauleden, Genslack, Goldbach, Grauden, Forst Grauden,

Groß Allendorf, Groß Birkenfelde, Groß Budlacken, Groß Engelau, Groß Keylau, Groß Michelau, Groß Nuhr, Groß Ponnau, Großudertal, Grünhein, Gubehnen, Grünlinde, Gundau, Guttschallen, Hanswalde, Hasenberg, Holländerei, Imten, Iglacken, Jägersdorf, Kallehnen, Klein Budlacken, Klein Engelau, Klein Nuhr, Klein Ponnau, Klinglacken, Knäblacken, Koddien, Köllmisch Damerau, Kopershagen, Kortmedien, Köthen, Kremitten, Kuglack, Kuglacken, Kühnbruch, Kukers, Langendorf, Leipen, Leißienen, Lindendorf, Magotten, Moptau, Moterau, Nalegau, Neuendorf, Neumühl, Nickelsdorf, Parnehnen, Paterswalde, Pelkeniken, Petersdorf, Pettkuhnen, Plauen, Plibischken, Pomedien, Poppendorf, Plompen, Podollen, Pregelwalde, Reinlacken, Reipen, Richau, Ringlacken, Rockheimswalde, Roddau-Perkuiken, Romau, Rosenfelde, Sanditten, Schallen, Schiewenau, Schillenberg, Schirrau, Schönrade, Schorkenicken, Sechshuben, Sielacken, Skaten, Springlacken, Stadthausen, Stampelken, Starkenberg, Stobingen, Tapiau, Taplacken, Töltenicken, Uderhöhe, Wargienen, Warnien, Wehlau, Weidlacken, Weißensee, Wilkendorf, Wilmsdorf, Zohpen



Kreiskarte unseres Heimatkreises Wehlau 1944



Stadtplan Wehlau 1944



Stadtplan Tapiau 1944

ALLENBURG,
KREIS WENLAU.

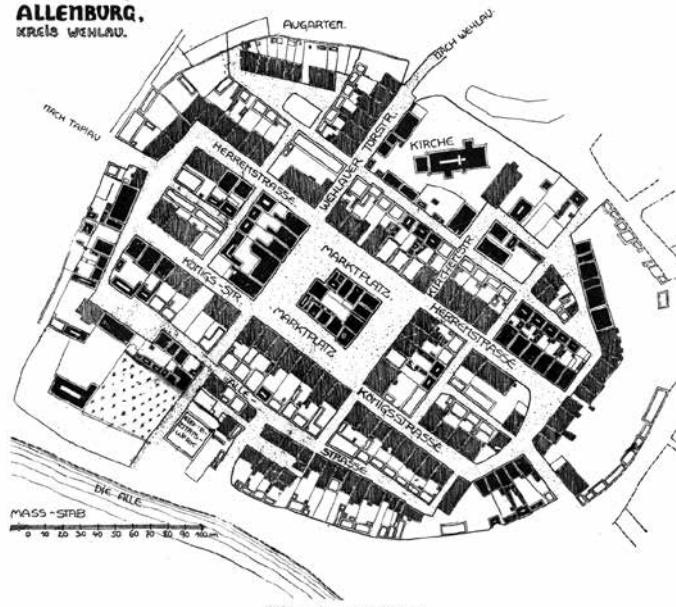


Abb. 32. Umzeichnung
nach der Aufnahme der Herren Schreinrat Fischer und Vermessungsdirektor Werner, Königsberg.

Stadtplan Allenburg 1944



*Gedenkstein „Kirchspiel Goldbach“
in Tauberbischofsheim*

Gerhardt Seiffert

Das Ostpreußenlied

Heimat! Wir rufen Dich! Singe mit uns den Choral deines Schicksals! Singe mit uns, du deutsches Volk, das Lied vom Ostpreußenland!



Ja, Land der dunklen Wälder und Kristall 'nen Seen ... Überall, wo Ostpreußen zusammenkommen, wo von oder über Ostpreußen gesprochen wird, erklingt dieses Lied.



Professor Herbert Brust bei Kompositionssarbeiten
(Aus dem Jahre 1937)



Der ostpreußische Komponist Herbert Brust
(Nach einer Zeichnung von Emil Stumpf)

Dieses Ostpreußenlied ist in Wahrheit kaum mehr ein Lied in seines Namens wörtlicher Bedeutung; es ist ein zutiefst ergreifender Choral, ein Gebet der Liebe, ein Glaubens- und Treuebekenntnis zur ostpreußischen Heimat. Es sammelt zu stiller Andacht, lässt die Hände falten und Tränen in die Augen steigen – es ist ein Klangbild tiefster Eindruckskraft. Gerhardt Seiffert fasste die Strophen des Ostpreußenliedes beeindruckend zusammen. „Ich gebe Ihnen hier nur den Anfang und Schluss seiner Beschreibung in der Broschüre“ Ein Lebensbild des ostpreußischen Komponisten“ wieder. Vorstehender Text wurde aus der Broschüre im Zitat übernommen.

Ute Bäsmann

Vorbereitung unserer Flucht

von Steffen Kabela



Was kommt da wieder auf uns zu – alle machten sich Sorgen und dennoch dachten alle: So schlimm wird es schon nicht werden! Diese Erfahrung machten die Alten ja schon während des 1. Weltkriegs, so auch meine Oma, geboren 1903. Sie mußten ihr Haus, ihre Heimat verlassen und vor den herannahenden Russen fliehen. Schon nach kurzer Zeit war der Spuk vorbei und alle konnten wieder nach Hause, in ihre Heimatorte und ihre Häuser. Sie waren sehr froh

darüber. Nun ging das Leben weiter. Es gab dann zwar keinen Kaiser mehr, eine Republik wurde ausgerufen und ein paar Jahre später, 1933, kam Hitler und Konsorten an die Macht, eine Diktatur und wir fanden uns im 2. Weltkrieg wieder. Das Dritte Reich und wir am Rande mittendrin. Ab 1928 war Erich Koch Gauleiter der NSDAP in Ostpreußen. 1935 kam es zu einem Machtkampf zwischen Koch und anderen; man sammelte Hunderte Belastungszeugen gegen ihn. Koch wurde am 26.11. 1935 nach Berlin transportiert und aller seiner Ämter enthoben. Aber schon am 22.12. setzte Hitler Koch wieder in die alte Machtfülle ein, Himmler sprach fortan nur noch von „diesem Schweinehund Koch“. 1938 wurde Koch zum SA-Obergruppenführer ernannt. Mit Beginn des 2. Weltkrieges wurde Erich Koch zum Reichsverteidigungskommissar für Ostpreußen ernannt. Im Zusammenhang mit dem deutschen Rückzug wurde Koch am 25.11.1944 zum Chef des Volkssturms im Gau Ostpreußen ernannt. Er erklärte Königsberg zur Festung und Ostpreußen zum Bollwerk gegen die heranrückende Rote Armee. Die Gauleitung Ostpreußens hatte die Evakuierung der Zivilbevölkerung hinausgezögert, eigenständige Fluchtbemühungen war bei Todesstrafe verboten. Erst Mitte Januar 1945, inmitten der blutigen Kämpfe, fliehen Hundertausende – überwiegend Alte, Frauen und Kinder – überstürzt aus ihrer Heimat. Mit dem sogenannten „Gauleiterzug“ verließ Koch den Königsberger Nordbahnhof in der Nacht auf dem 22. Januar 1945.

Nach dem plötzlichen Tod von Franz Kaiser im November 1942 heiratete meine Oma knapp ein Jahr später Fritz Riemann aus Linkehen und zog von Langendorf zu ihm und seiner Familie nach Linkehen. Dort lebten auch Schwester Liese mit ihren Kindern und Mann Hermann, sowie die Großeltern - die Familie war zusammen. Onkel Hermann war von den Gutsleuten, Familie Anders, als Vorarbeiter eingesetzt. Er teilte die Arbeiter zu ihren Arbeiten auf dem Gut ein und verwaltete die Arbeit auf dem Gut. Tochter Elli kochte für die Gutsleute und

kümmerte sich mit um die Kinder der Gutsleute. Tante Liese war Hausfrau. Der Krieg nahm eine Wende und die Rote Armee drängte immer weiter Richtung Westen. Eines Morgens bekamen auch wir es mit, endlose Flüchtlingszüge aus dem Memelgebiet zogen bei uns vorbei. Und wir hörten nun, das der Russe immer schneller kommt. Aber auch hörten wir von den Gräueltaten, den Vergewaltigungen. Nun hielt auch Onkel Hermann nichts mehr. Unter größter Vorsicht baute auch er mit anderen Männern Fluchtwagen für die Gutsleute und die Arbeiter des Gutes. Für unsere Familie baute Onkel Hermann zwei Fluchtwagen aus. Dazu nahmen die Männer die nun im Winter nicht benötigten Leiterwagen und bauten sie zu Planwagen um. Danach verschlossen sie mit Brettern die Seiten. Zum Schluß wurden die Planwagen mit Stroh an den Seiten und auf dem Boden ausgefüttert, denn es war ein eisiger Winter mit Temperaturen um die -25 Grad. Im Haus war schon das Nötigste zusammengepackt und Bestecke, Glas und Porzellan am Haus in der Erde vergraben wurden. Jederzeit konnte es losgehen: Sonntag, 21. Januar 1945, in der Ferne hörte man die Katjuschas ihre tödlichen Lieder singen. Auf dem Herd in der Küche kochten die Königsberger Klopse und die Toffelchen. Vor der Tür eisige Kälte, es schneite und stürmte. Da stand Onkel Hermann in der Tür und rief: Es geht los, der Russe kommt! Eiligst wurde der Planwagen beladen mit den zusammengepackten Sachen, Federbetten gegen die Kälte und den Lebensmitteln. Fritzer war bei den Soldaten, Hannchen kam dick verpackt auf den Wagen. Fritz Riemann und sein Bruder waren nicht mehr da, erschossen von der SS, Hanne und Oma Riemann hatten ihren eigenen Planwagen. Oma und Opa Radmacher, Tante Liese und Tochter Elli kamen auf den anderen Wagen, Onkel Hermann führte das Regiment. Jeweils 2 Pferde wurden eingespannt, meine Oma ließ noch die Tiere aus dem Stall frei. Dann ging es los. Ganz junge russische Kriegsgefangene kutschierten unsere Wagen. Als alle Wagen aufgeschlossen hatten, sich unser Treck unter Leitung der Gutsfamilie Anders formiert hatte, ging es los Richtung Norden. Das schien am sichersten zu sein. Man hörte den Groll der Kanonen, die unerbitterlichen Kämpfe. Nur langsam kam der Treck voran wegen der eisigen Kälte. Damit wir nicht so froren, liefen wir neben unseren Wagen her. Richtung Norden, auf Königsberg. Zwischen den Russen

und uns war der die Front, die Wehrmacht und der Pregel. Königsberg noch dazu war Festung. Wir waren also sicher!!! Was für ein Irrtum. Um Königsberg wurde gekämpft. Da ging es nicht hin, es ging weiter zum Haff. Unser Treck schloß sich mit andern Trecks zusammen. Endlos wurde er und mitten unter uns Soldaten der Wehrmacht. Immer wieder gerieten auch wir unter Beschuß, auch unser Treck wurde zusammengeschossen und aus der Luft angegriffen durch Stukas. Die zwei jungen Russen die unsere Wagen fuhren versuchten uns auch zu beschützen. Immer wieder mußten wir unter unsere Wagen kriechen, weil wir beschossen wurden. Wir behandelten sie anständig, sie gehörten schon fast zu unserer Familie, bekamen von uns Essen und zu Trinken. Wir teilten alles mit ihnen, so auch unser Schicksal. Käthe, das Kindermädchen



der Familie Anders, wurde bei einem Angriff sehr schwer getroffen. Nach dem Angriff stand sie auf und lief einfach weiter. Als sie sich umdrehte, war ihr Hinterkopf weggeschossen. Nach wenigen Metern brach sie zusammen und war tot. Hanne Riemann wurde tödlich von einer Kugel getroffen. Und unser Opa, ihm war das alles zu viel. Er schloß seine Augen auf unserem Planwagen – für immer. Wir setzten ihn an einen Baum am Straßenrand und beteten für ihn. Dann fuhr unser Treck weiter. Nun ging es weiter über das zugefrorene Haff. Links und rechts neben uns lagen überall tote Menschen auf dem Eis und tote Pferde. Große Löcher klafften im Eis und darin gingen die Fuhrwerke samt Pferden in der Ostsee unter. Vom Land her gerieten wir immer wieder unter Beschuß und wurden auch ständig neu aus der Luft angegriffen. Festen Boden bekamen wir wieder unter die Füße im Kreis Stolp. In einer Schule kamen wir am Abend unter. Die jungen Russen kümmerten sich um die Pferde und die Wagen. Auf einmal kam eine Frau vom Treck in den Klassenraum und sagte: De Russen sin wech! Abgehauen waren unsere Kutscher aus Angst vor ihren eigenen Leuten. Kurze Zeit später überrannten uns die Russen und überfielen uns in der Schule. Sie plünderten uns aus, nahmen uns unsere Eheringe und Ohrringe ab, schrien „Uri, Uri“ und vergewaltigten alles, was sie bekommen konnten. Nachdem sie auch unsere Wagen plünderten und alles was wir noch besaßen auf den Boden verteilten, zündeten sie unseren Treck an. Mit dem was wir am Körper trugen und in unserem belassenen Gepäck zogen wir am Morgen weiter bis in das von den Russen besetzte nahe Labehn. Es war Anfang März als wir hier ankamen. In Labehn wurden wir von den Russen festgesetzt, bekamen eine Bleibe und mußten arbeiten. Der Krieg ging seinem Ende entgegen, für uns war die Flucht beendet.



Wann können wir wieder nach Hause in unser schönes Ostpreußen? - jeden Tag warteten wir auf eine Antwort. Nur sie blieb aus. Im Sommer verstarb unsere Großmutter und wir begruben sie in Labehn auf dem Friedhof. Die Russen waren weitergezogen und nun hatte der Pole die Herrschaft. Im Spätherbst vertrieben uns die Polen aus Labehn, setzten uns in einen Zug Richtung Deutschland. Zuvor plünderten auch sie und noch einmal aus.

Wir haben Wind gesät und Sturm geerntet – das dürfen wir nie vergessen. Nie wieder Krieg, Flucht und Vertreibung...



Erinnerungen an Ostpreußen und die Flucht - Januar bis März 1945

von Herrn Ewert

Es ist der 21. Januar 1945. Ich habe etwa von April/Mai mit einer doppelten Lungengerüttelung im Krankenhaus in Wehlau zugebracht. Meine Mutter besuchte mich fast täglich. Bin dann ca. im November nach Hause gekommen und war am 21. Januar zum ersten Male wieder an der frischen Luft. Schule war in der Zeit nicht so wichtig und wurde erst nach der Flucht wieder aktuell. Mein Vater war am 24.6.44 in Rußland verwundet worden (Durchschuß im Oberschenkel) und hatte nach einem LazarettAufenthalt noch bis zum 24. Januar Erholungsurlaub. Es war sehr kalt. Die Sonne versuchte den grauen Schleier zu durchbrechen, aber schaffte es nicht ganz. Mein Vater stand mit zwei Soldaten vor der Haustür (wir hatten Einquartierung). Sie unterhielten sich halblaut und machten dabei sehr ernste Gesichter. Ich versuchte natürlich, von der Unterhaltung etwas aufzuschnappen. Es war offensichtlich nicht für meine Ohren geeignet. Ich kriegte doch so viel mit, dass es sich um den Krieg im Osten handelte.

Mein Vater war schon lange davon überzeugt, dass der Krieg verloren war und argumentierte mit den Soldaten entsprechend. Offensichtlich stimmten sie ihm zu. Die Unterhaltung stockte plötzlich, alle blickten Richtung Wehlau. Ein leichtes Grummeln, wie ein entferntes Gewitter, war zu hören. Es war ungefähr 11 Uhr. Schnell waren sich die Soldaten und mein Vater einig, dass es Artillerieabschüsse waren. Eine Übung erschien unmöglich. Mein Vater machte sich zum Bürgermeister auf, um Informationen einzuholen. Zwischenzeitlich war auf der Hauptstraße sehr starker Militärverkehr, zusätzlich zu den seit langem anhaltenden Flüchtlingsstrecken, die aus dem Norden kamen. Das Grummeln wurde lauter und die Soldaten meinten sogar Panzerschüsse zu hören. Mein Vater kam aufgereggt aus dem Dorf zurück und sagte, es sei das reinste Chaos. Der Bürgermeister und der Ortsgruppenleiter waren nicht mehr anzutreffen, die Straße verstopft. Die Russen sollen vor Wehlau (Panzer) gesehen worden sein. Mein Vater machte sich zum Bahnhof auf, um sich nach Zügen zu erkundigen. Gegen 14 Uhr kam er zurück und berichtete, dass auch dort das reinste Chaos herrschte. Er hatte Onkel Otto mit Frau und Kindern angetroffen, der sich mit den Parteibonzen fetzte. Mein Onkel war vom Kriegsdienst freigestellt, weil er kinderreich und krank war. Es stand nicht fest, ob noch ein Zug kommen würde. Zwischenzeitlich sollte meine Mutter die nötigsten Sachen für eine Flucht zusammenpacken. Sie war aber völlig kopflos und konnte es nicht fassen, dass es so plötzlich losgehen sollte, vor allem, wie? Es mag ca. 16 Uhr gewesen sein, als plötzlich Panzer in unserer Straße auffuhren. Ein Offizier erschien: „Quartiermacher, 4 Mann kommen sofort!“ Meine Mutter regte sich auf „Wir haben doch schon 2 Soldaten, wo sollen die denn bleiben?“. Mein Vater mischte sich ein und nahm meine Mutter zurück. Er meinte, wenn es so zugeht, muss es schon schlimm sein. Die Panzer drehten auf der

Stelle, fuhren zwischen den Häusern durch die Gärten, Zäune und Obstbäume wurden plattgewalzt und nahmen auf den hinter den Häusern liegenden Grundstücken Aufstellung. Kurz darauf war die ganze Wohnung voller Soldaten. Ein Offizier sagte: „Sie müssen hier weg, denn morgen ist hier der Teufel los!“ Mein Vater verhandelte mit dem Offizier, der sich bereit erklärte eine Evakuierung mit einigen Fahrzeugen vorzunehmen, wenn Benzin zu beschaffen wäre. Mein Vater und einige Soldaten fuhren in's Dorf und kamen mit Benzin zurück, wenn ich mich recht erinnere, war von Schirwinski (Gastwirtschaft) die Rede, der schon geflüchtet war und noch Benzin auf Lager hatte, von dem mein Vater wußte. In einer Stunde Abfahrt! Meine Mutter schickte mich zu einer Nachbarin, Frau Bardowski, um zu fragen, ob sie eine Nähmaschine mitnimmt. Frau B. sagte: „Deine Mutter spinnt wohl, ich muss meine alte Mutter hier sitzen lassen und deine Mutter macht sich Gedanken wegen einer Nähmaschine. Wer soll die denn tragen?“ Ich ging zurück, denn mittlerweile war es dunkel geworden. Ich war so eingepackt: 2 Hosen, 2 Mäntel übereinander, dass ich mich kaum bewegen konnte. Dazu hatte Mutter mir die Taschen voll Streichhölzer gesteckt. Wofür? Auf dem Rückweg schnippte ich sie mit dem Daumen über die Reibefläche und machte damit ein „Feuerwerk“. Dann sollte ich mit dem Schlitten zur Räucherei, um die Schinken zu holen, die wir mitnehmen wollten. Auf der Straße war kein Durchkommen. Trecks wurden in den Graben und zur Seite geschoben, um Militärfahrzeuge Platz zu machen. Ich kam zur Räucherei, und die Frau packte mir die Schinken und die Wurst in einen Sack. Da ich auf dem Bürgersteig nicht fahren konnte, zog ich den Schlitten die Böschung hinunter und in den Graben, der teilweise vorhanden war. Dabei rutschte der Sack ständig vom Schlitten. Ich war naß von Schweiß und kam damit nach Hause. Die Soldaten halfen beim Packen. In einem Sack wurden Betten hineingedrückt. 2 Männer teilten den Sack auf, einer drückte die Betten mit dem Stiefel zusammen. Mein Bruder Dietrich, 6 Jahre alt, stand weinend dazwischen und wußte gar nicht, was die ganze Aufregung sollte. Mich hatte eine gewisse Abenteuermentalität erfasst. Was sollte uns schon passieren, denn so viele Soldaten und Panzer waren um uns herum, die würden uns schon beschützen. Ein Kettenfahrzeug, offensichtlich ein Werkstattfahrzeug fuhr vor und wir schleppten unsere Habe hinein. Meine Mutter konnte sich nicht trennen und schickte meinen Vater zurück, um den Teppich zusammenzurollen und hinter das Sofa zu packen. Die Soldaten hatten sich zum Schlafen ins Schlafzimmer und in die anderen Räume gelegt. In dem Werkstattfahrzeug waren schon viele andere Menschen. Dicht gedrängt und in Dunkelheit saß ich auf einer Werkbank, den Schraubstock zwischen den Beinen und konnte mich nicht bewegen. Mein Vater war nochmal im Haus und sagte: „Das Radio aus dem Wohnzimmer war schon verschwunden.“ Meine Mutter war entrüstet und war wohl der Meinung, dass wir wieder zurück könnten. Mein Vater sagte: „hierher kommen wir nicht wieder.“ Dann ging es auch schon los. Wegen der verstopften Straßen ging es nicht Richtung Königsberg, sondern nach Friedland. Die Soldaten meinten, dass dort noch etwas „Luft“ war und vielleicht noch ein

Zug fahren würde. Außerdem müßten sie zurück. Sie sollten uns nur aus der Schusslinie bringen. Während der Fahrt sahen wir nichts. Wir hörten hin und wieder nur Schreie von Menschen, die mitgenommen werden wollten. Am Ende des Dorfes hielten wir an, um eine Frau mit Kindern aufzunehmen. Die Frau war verletzt, weil eine Lampe explodiert war und Verbrennungen und Schmerzen verursachte. Das Weinen der Kinder hörte bald auf, nicht aber das Stöhnen der Frau. Im Morgengrauen hielt das Fahrzeug und alle mussten aussteigen. Wir waren in Friedland. Auf dem Bahnsteig standen schon einige hundert Menschen. Es herrschte eine große Ruhe. Als es hell wurde, kam ein Triebwagen, der voll war mit Kriegsgefangenen Russen. Die mussten hinter dem Bahnhof aussteigen, und es entstand viel Lärm und Schüsse fielen. Wir hörten, dass sie den Zug auf dem Nebengleis zum Entgleisen gebracht hatten. Wir warteten weiter. Gegen Mittag kam ein Zug Richtung Königsberg, der bereits voll war. Mein Vater schob uns durch's Fenster in den Wagen. Der war so voll, dass wir übereinander saßen und lagen. Es waren auch viele Soldaten darin. Offensichtlich kamen alle Wartenden im Zug unter, und es ging Richtung Königsberg. Ein Teil unseres Gepäcks war am Bahnsteig zurückgeblieben. Der Sack mit einem Schinken und ein kleiner Eimer mit Schmalz waren mitgekommen. Im Zug herrschte eine fürchterliche Hitze und ein ebenso fürchterlicher Gestank. Irgendwo wurde auch geraucht. Endlich in Königsberg angekommen, war auf dem Bahnsteig nur so viel Platz, dass man stehen konnte. Berge von Gepäck, obendrauf Frauen und Kinder. Es war vormittags am 22. Januar. Es wurde angezeigt, der Zug nach Wehlau. Einige Leute stiegen ein und der Zug fuhr planmäßig ab. Nach einiger Zeit wurde er wieder rückwärts in den Bahnhof geschoben und die Leute stiegen wieder aus. Wir blieben eine Nacht auf dem Bahnhof, und dann kam die Durchsage, dass der Zugverkehr eingestellt wurde. Mein Vater wurde alle Augenblicke von der Militärpolizei kontrolliert und an seine Meldepflicht erinnert. Einmal wurde er angefahren, dass er nicht vorschriftsmäßig gekleidet sei, denn er hatte über der Sommeruniform einen Pelzmantel. Mein Vater brachte uns in die Unterführung zwischen den Bahnsteigen, um vor den Flugzeugen sicherer zu sein. Hier war auch alles voller Menschen, nur ein kleiner Gang in der Mitte wurde freigehalten. Der Bahnhof sollte geräumt werden, denn in der Nähe hörte man Explosionen. Am 23. Januar fuhren Pferdewagen, Brauereifahrzeuge, die sonst mit Bierfässern beladen wurden, vor den Bahnhof und die Menschen sollten aufsteigen, um an sichere Orte gebracht zu werden. Mein Vater meinte, der Bahnhof sei wohl der unsicherste Ort. Also stiegen wir auf einen Wagen. Viele Menschen weigerten sich und wollten bleiben. Links und rechts im Bahnhofeingang saßen tote Soldaten mit Schildern um den Hals „Ich war zu feige und mußte trotzdem sterben.“. So fuhren wir bis nach Ponarth, ein Stadtteil von Königsberg. In der Nähe einer Brauerei wurden wir abgeladen, mit dem Hinweis, uns eine Wohnung zu suchen. Der Urlaub meines Vaters ging zu Ende, und er wollte uns noch ein Dach über dem Kopf besorgen und er beschaffte uns noch einen Sack Kartoffeln. Ich vergaß zu erwähnen, dass wir auf dem Bahnhof Kö-

nigsberg noch eine Tante trafen, die allein unterwegs war. Ihr Mann war zum Volkssturm eingezogen worden. Helene Strupath aus Tapiau. Mein Vater ging auf Wohnungssuche, und wir warteten bis er uns abholte. In der Quadriner Straße hatte er eine Wohnung gefunden, die leer war, denn die meisten Königsberger waren schon geflüchtet. Die Straße war durchgehend bebaut, ich meine vierstöckig. Wir kamen in eine Wohnung im 2. Stock. Die Besonderheit dieser Wohnung lag darin, wie mein Vater uns erklärte, dass auf dem Hof eine Gulaschkanone, Feldküche, ihren Platz hatte. Er schärfte uns ein, uns an die Küche zu klemmen, wenn sie verlegt wurde. Erstens gibt es dort immer etwas zu essen, und zweitens wissen die Soldaten auch, wo der sicherste Platz ist. Mit dem Essen klappte es hervorragend. Ich ging mit 2 Kochgeschirren und wurde immer gut versorgt. Mein Vater mußte sich wieder stellen, und wir waren allein. Falls wir hier rauskommen würden, sollten wir uns in Berlin bei Tante Berta melden. Ich bin davon überzeugt, wenn mein Vater nicht zufällig auf Urlaub gewesen wäre, hätten wir Paterswalde nicht verlassen (können). Nach etwa 2 Tagen kam mein Vater mit einem für einige Stunden ausgestellten Urlaubsschein, und wir waren freudig überrascht. Er erklärte uns, dass er nur etwa 1500 Meter vor uns in Stellung war. Die Front war nahe an Königsberg herangekommen. Königsberg war eingekesselt. In den Nachbarhäusern schlügen häufig Geschosse ein, und mein Vater meinte, wir sollten uns in den in der Nähe liegenden Brauereikeller begeben, weil es dort sicherer war. So zogen wir teilweise um und kamen nur zum gelegentlichen Kochen in die Wohnung und um unser Mittagessen bei der Feldküche abzuholen. Manchmal brachten sie das ganze Essen zurück, weil sie es wegen Beschuss nicht abliefern konnten. Es wurde dann in den Garten gekippt und neues Essen wurde zubereitet. Fleisch gab es offensichtlich im Überfluß. Manchmal brachten die Soldaten tote Tiere mit, die sie dann zerlegten und dann verwendeten. Oft hatten sie auch tote Soldaten dabei, die sie in einer in der Nähe gelegenen Kapelle abliefernten. In gewissen Abständen fanden dort Beerdigungen statt. Wenn mein Vater uns einige Tage nicht besucht hatte, gingen wir zur Kapelle und suchten unter den Toten, die steifgefroren waren, nach ihm. Die Kapelle war meterhoch vollgestapelt mit toten Soldaten, die dann vom Stapel genommen wurden und von russischen Kriegsgefangenen in eine lange Grube gelegt wurden, immer mit den Füßen zueinander. Wenn wir einen Unteroffizier ausmachten, sahen wir genauer hin, aber Gott sei Dank fanden wir unseren Vater nicht. Dann kam er wieder, und wir waren wieder glücklich. Wir hatten abgemacht, dass wir uns am Abend in der Wohnung aufhalten würden, damit wir uns dort treffen konnten. Er hatte einen verständnisvollen Chef, der immer die Urlaubsscheine ausstellte, wenn es an der Front ruhig war. Im Brauereikeller, der mehrere Stockwerke tief war, hatten wir uns aus leeren Bierkisten eine richtige Behausung gestapelt, die man sogar mit einigen Kisten verschließen konnte. Viele Flüchtlinge wollten nicht so tief nach unten und drängten sich in den oberen Hallen. Ich meinte, vor den Russen wären wir unten sicherer, denn es waren auch nicht so viele Flüchtlinge unten. Mein Vater hatte uns eingeschärt,

nicht nach draußen zu gehen, wenn ein russisches Flugzeug über uns kreiste. Als wir eines Vormittags wieder aus dem Keller kamen, war das Flugzeug wieder da. Wir blieben im Ausgang stehen und warteten, dass es verschwinden sollte. Auf der Straße war kein Mensch zu sehen. Ein Soldat kam aus dem Gebäude und fragte uns, warum wir nicht weitergehen. Unseren Hinweis tat er mit einer Bemerkung und einer Handbewegung ab. Als er vielleicht 100 bis 200 Meter gegangen war, gab es einen Knall, wir fielen übereinander, und der Soldat war weg. Auf dem Bürgersteig war nur eine flache Mulde und der Eisenzaun daneben war verbogen, Die Russen hatten sich so genau eingeschossen. Als der Flieger wieder weg war, kamen von überall wieder Menschen auf die Straße. Alle kannten die Bedeutung des Fliegers, nur der Soldat offensichtlich nicht.

Anfangs funktionierte sogar die Gasversorgung noch und wir konnten uns Kaffee oder Tee kochen. Wie wir später feststellten war Tante Lene sogar in der Wohnung und hatte aus Zucker und Schmalz Bonbons gekocht, ohne uns welche abzugeben. Wir hatten nur gemerkt, dass sie im Keller immer am Kauen war und unser Schmalz und Zucker immer weniger wurden. Darüber waren wir sehr erstaunt. Da wir von der Feldküche gut versorgt wurden, litten wir keinen Hunger. Als es wieder einmal Erbsensuppe gab und ich mit meinen Kochgeschirren erschien, knallte der Koch mir in jedes Geschirr ein Stück Fleisch hinein, dass keine Suppe mehr reinging. Ich kehrte zurück mit der Bemerkung „Diesmal aber nur Suppe ohne Fleisch.“ Der Koch lachte. Eines Abends gab es ein fürchterliches Schießen und wir beeilten uns, um in den Keller im Haus zu kommen. Am anderen Morgen stand ein russischer Panzer vor unserer Tür. Alles stürmte wieder zurück und wir verhielten uns ganz still, weil wir meinten, die Russen wären da. Dann hörten wir aber Stimmen von deutschen Soldaten und wir waren erleichtert. Der Panzer war abgeschossen worden und die toten Russen lagen darauf und daneben. Einen Tag später war der Panzer weg. Als wir eines Abends wieder aus dem Brauereikeller in die Wohnung kamen, standen im Nebeneingang mehrere Soldaten und flachsten mit Mädchen, die aus dem Flurfenster im 1. oder 2. Stock schauten. Meine Mutter ging mit meinem Bruder in den Keller, um die Schlüssel zu holen, die wir dort deponiert hatten. Es gab einen Knall, mir wurde hell vor Augen, und ich wurde durch den Flur geschleudert. Die Haustür lag vor mir und alles war voller Staub. Im Nebeneingang war eine Granate eingeschlagen. Ein Geschrei setzte ein, das von der Mutter der verletzten Mädchen kam. Es war ein heilloses Durcheinander. Die Soldaten waren alle tot. Einen hatte man auf unseren Schlitten gelegt, mit dem wir an ruhigen Tagen manchmal an dem gegenüberliegenden Kartoffelbunker rodelten. Er war festgefroren und ihm fehlten nur die Hacken. Er lag auf dem Bauch. Wir wollten aber rodeln, aber es fand sich keiner, der ihn herunterstieß. So zogen wir den Schlitten und schlenkerten ihn hin und her, um ihn abzuschütteln, aber er fiel nicht. So stellten wir den Schlitten wieder hin. Die Hitlerjugend sollte ihn abholen, hieß es. Einen Tag später waren Soldat und Schlitten weg.

Unsere Straße lag parallel zur Front und auf dem hinter den Häusern liegenden

Gelände, das unbebaut war, hatten Granatwerfer (?) ihre Stellung, die aber sehr gut getarnt war. Es waren weiße Tücher gespannt, die kurz weggezogen wurden und dann wurde geschossen. Danach wieder zugezogen, und nichts war zu erkennen. Wir haben das auch erst bemerkt, als während unseres Aufenthalts in der Wohnung geschossen wurde. Als wir das unserem Vater erzählten, meinte er, dass wir hier verschwinden müssten, denn eines Tages werden die Russen wissen, wo die Geschütze stehen, und dann machen sie die ganze Straße platt. Die Richtung hatten die Russen wohl bald raus, denn als wir eines Abends wieder in die Wohnung kamen und unsere Mutter auf einen Stuhl stieg, um den Gashahn aufzudrehen (denn es gab anfangs noch Gas), schlug hinter dem Haus eine Granate ein, das ganze Fenster flog nach innen und wir lagen platt. Als unsere Mutter sich erhob und der Kalkstaub sich gelegt hatte, sahen wir einen Granatsplitter, der neben der Gasuhr in der Wand steckte. Meine Mutter fühlte einen Schmerz im Rücken und ich sah, dass der Splitter Mantel und Unterkleid zerrissen hatte und sie aus am Rückgrat blutete. Es war tatsächlich nur die Haut verletzt. Danach wurde es Zeit für den Umzug. Eines Nachmittags saßen wir im Hauskeller mit vielen anderen, als ein Unteroffizier erschien -- tadellose Uniform — und die Ausweise kontrollieren wollte. Da unsere Mutter einen Brustbeutel mit den Papieren trug, zeigte sie dem Soldaten nur die Kleiderkarte, die sie parat hatte. Er ging in den Nebenkeller, die Räume waren alle miteinander verbunden, und wir gingen zu den Soldaten im Hof und erzählten das. Zwei Soldaten kamen mit in den Nebenkeller, wo gerade wieder Kontrolle war. Nach Kontrolle des Soldbuches wurde der Unteroffizier abgeführt und in die Waschküche gebracht. Der Koch holte seine Maschinenpistole und erschoß ihn mit einem Feuerstoß. Dann wurde der Tote über den Zaun in den Schnee geworfene Es handelte sich um einen Spion, der die Stellung der Granatwerfer erkunden sollte, sagten die Soldaten. Als wir das unserem Vater erzählten, zogen wir sofort um in die Brandenburger Straße, die Richtung Front verlief. Das ganze Haus war leer bis auf 2 alte Damen und einen noch älteren Mann. Sie saßen nur bei Kerzenlicht vor der Bibel. Ich suchte erst mal in der neuen Wohnung nach Brauchbarem und fand eine ganze Kiste Tabak-Verschnitt. Offensichtlich mit irgendwelchen Blättern verlängerter Tabak, den ich meinem Vater mitgeben wollte. Dazu ist es aber nicht mehr gekommen.

Nach schweren Kämpfen kam das Gerücht auf, der Wasserweg nach Pillau sei wieder frei Es war etwa der 22. Februar, als wir uns vor der Brauerei versammeln sollten, um abtransportiert zu werden. Wieder kamen die Brauerei-Wagen mit Pferden bespannt und es ging zum Hafen. Es durfte nur so viel Gepäck mitgenommen werden, wie man mit einer Hand tragen konnte. Eine Hand musste frei bleiben. Ein Glück, das meine Mutter den Schinken noch an die Soldaten gegeben hatte, die zur Front zogen. Eine ganze Gruppe alter Männer, Hitlerjungen und Verwundete, ein jämmerlicher Zug ging Richtung Front. Jeweils zwei Mann hatten 1 Gewehr. Meine Mutter hatte den Schinken auf einen Pfeiler gelegt und schnitt jedem, der wollte, ein Stück ab bis er alle war. Für meinen Vater hatten

wir eine Nachricht in der Wohnung und im Keller hinterlassen.

An der Kaimauer lagen offene Schuten, die man zum Transport von Schüttgut benutzte, und über Leitern stiegen wir hinab. Dann kam ein Kübelwagen mit Parteibonzen, braune Uniformen und verteilten Kommisbrote. Die Frauen fluchten und schimpften, als die Verteilung auch noch fotografiert wurde. Meine Mutter nahm ein Brot und schmiss es einem der Bonzen vor die Brust. Das werden Sie noch suchen!" war seine Antwort. Unter noch lauter werdenden Beschimpfungen sprang die Gruppe ins Auto und verließ fluchtartig den Platz. Den Nachmittag über saßen wir in der Schute und warteten. Unmut machte sich breit. Nur Frauen und Kinder zusammengepercht wie Vieh. Am späten Nachmittag kam ein Schlepper und nahm mehrere Schuten auf den Haken. Nach kurzer Zeit, es war schon dunkel geworden, wurde in der Nähe — wahrscheinlich vom Ufer aus — geschossen. Die Schuten wurden an vorhandenen Pfählen — offensichtlich in der Nähe des Ufers festgemacht, der Schlepper dampfte zurück, und man rief uns zu, absolute Ruhe zu bewahren, es gehe bald weiter. Da wir tief unten im Schiff lagen, konnten wir auch nicht heraus sehen. Wir verhielten uns ganz still. Mütter, deren Kleinkinder zu schreien anfingen, deckten die Kinder mit Mänteln zu. Wir hörten das Kettengerassel von Panzern, Motorengeräusche von Autos, wussten aber nicht, ob von Deutschen oder von Russen. So lagen wir den ganzen Tag und warteten. Auf einer in der Nähe liegenden Straße war es zeitweilig ganz ruhig und plötzlich wieder Motorenlärm. Dann wieder Schüsse. Die Kälte brachte uns zum Zittern. Oder war es eher die Angst? Wahrscheinlich beides. Plötzlich das bekannte Stampfen eines Schleppers. Es ging weiter. Im Morgengrauen kamen wir in Pillau an. Tausende von Menschen bevölkerten den Platz vor einigen Hochseeschiffen. Schrittweise ging es voran. Hin und wieder wird einer von der Kaimauer in's Wasser geschubst und wieder aufgefischt. Wir versuchten von der Kante zur Mitte zu gelangen und das gelang auch ganz gut. Als es hell wurde, kamen wir an ein Schiff, es hieß „Zenit“. War wohl ein Truppentransporter. Viele Schlafstellen übereinander. Es wurde immer gesagt, weiter nach hinten gehen, aber wir belegten gleich hinter dem Eingang 3 Pritschen und waren froh, unter Dach zu sein. Warm war es auch. Als Verpflegung gab es pro Person einen Kanten Brot und ein großes Stück Hartwurst. An Trinken kann ich mich nicht erinnern. Das Schiff war so vollgestopft, dass alle Gänge vollgestopft waren. Einer stieg über den anderen, wenn er an die Luft wollte. Jeder verteidigte seinen Platz. Die Fahrt dauerte nicht lange, und wir mußten wieder aussteigen. Wir waren in Gotenhafen. Von dort sollte es per Bahn weitergehen. So lagen wir vor einem Lagerschuppen mit Gleisanschluß und warteten, aber es kam kein Zug. Wir hatten auch nichts mehr zu essen. Tausende Menschen, keiner, der sich kümmerte. Meine Mutter hatte noch Lebensmittelmarken für Butter. Ich ging damit in die Stadt, um einzukaufen. Die Geschäfte waren fast alle geschlossen, die Menschen geflüchtet. Ich fand aber doch einen kleinen Laden im Keller. Butter gab es zwar nicht, aber die doppelte Menge Margarine. Nun kehrte ich mit mehreren Pfund Margarine zurück, von der wir dann abßen bis uns schlecht

wurde. Die Flüchtlinge hatten eine geschlossene Halle aufgebrochen in der Hoffnung auf etwas Eßbares. Es war so etwas wie eine Kühlhalle, in der nur gesalzener Fisch gelagert wurde. Ein Soldat warnte ständig vor dem Genuß, weil es kein Wasser gab. Die Leute hingen an den Hydranten, aber es gab keinen Tropfen. Ich habe keinen Fisch genommen und bin wieder gegangen. Mein Bruder weinte ständig, weil er Hunger hatte und konnte die Margarine auch nicht mehr sehen, Die Menschen kratzten die Reste vom Schnee vom Boden, um den Durst zu stillen. Der Schnee war aber sehr schmutzig. Nachdem wir den zweiten Tag gewartet hatten, drang das Gerücht durch, dass die Wilhelm Gustloff mit 5000 Menschen an Bord gesunken sei. Gerücht? Auf der anderen Hafenseite lagen mehrere Schiffe, die Flüchtlinge aufnehmen sollten. Es wollte aber niemand rauf, weil sie dem „Gerücht“ glaubten und auf Züge warteten. Niemand klärte die Menschen über die wirkliche Lage auf. Der Hunger wurde unerträglich. Mein Bruder litt wohl am meisten, denn er weinte unaufhörlich und war nicht zu beruhigen. Meine Mutter ging mit uns zu einem abseits gelegenen Kriegsschiff. Der erste Posten, der ca. 50 Meter vor dem Schiff stand, hielt uns an. Meine Mutter schilderte, dass wir schon drei Tage nichts mehr zu essen hatten. Mein Bruder und ich machten wohl auch einen so jämmerlichen Eindruck, dass der Posten dem Nächsten, der vor der Schiffsgangway stand, etwas zuriel. Dieser gab die Nachricht an den auf dem Schiff Stehenden weiter. Wir sollten uns abseits halten bis wir ein Zeichen bekämen. Dann wurde nach einiger Zeit ein Päckchen von Station zu Station gereicht, und der letzte Posten winkte uns heran, gab es uns mit der Bemerkung, es nicht zu zeigen und heimlich zu essen. Wir suchten einen abseitigen Platz auf und schlängen ein paar kräftige Wurststullen herunter. Dann war die Welt wieder in Ordnung. Am späten Nachmittag hörten wir dieses Grummeln, wie wir es von Paterswalde her kannten. Unser Entschluß stand fest: Wir müssen hier weg! Zusammen mit Tante Lene machten wir uns auf den Weg um das Hafenbecken herum zu den dort liegenden Schiffen. Das war ein sehr beschwerlicher langer Weg, der uns sehr ins Schwitzen brachte. Mama wollte auf das erste beste Schiff, aber ich drängte, weiterzugehen auf das größte Schiff, die Masuren, ein großer Frachter. Ich dachte „großes Schiff“, „große Sicherheit“. Dazu hatte das noch vorn und hinten Flakgeschütze. Vor dem Schiff war eine richtige Registrierungsstelle. Name, woher usw. Es waren auch nur ganz wenige Menschen, die uns folgten. Als wir am späten Nachmittag — schon gegen Abend — auf dem Schiff waren, kam der große Schreck. Das Schiffe hatte keine Zwischendecks, wie wir erwartet hatten. Durch eine Luke ging es auf einer „Hühnerleiter“, aufgehängt wie eine Wendeltreppe, hinab bis auf den Grund. Neben dem Wellentunnel, vor dem noch Wasser stand. Am Boden lagen tausende Strohsäcke und auch loses Stroh. Ich kletterte noch mal nach oben und sah dann, wie tausende Menschen, wie ein Haufen Ameisen, sich auf die Schiffe zu bewegten. Das Grummeln war auch für den letzten als Schießen und Granateinschlag zu erkennen. Jetzt wurde nichts mehr registriert, sondern nur noch hinauf. Es herrschte eine richtige Panik. Wilhelm Gustloff und 5000 Flüchtlinge waren

vergessen. Auf dem Schiff gab es nichts zu essen. Für ein Kochgeschirr Wasser mußte man Schlange stehen. Da das Schiff nicht für eine solche Menschenmenge eingerichtet war, gab es auch keine Toiletten. An der Reling waren mehrere Holzverschläge, in denen Eimer standen, die über Bord gekippt wurden, wenn sie voll waren. Mehrere Matrosen waren mit dem Entleeren beschäftigt. Und vor den Verschlägen standen die Menschen in langen Schlangen an. Viele hatten Durchfall und stellten sich gleich wieder an. Es stank auf dem Schiff furchtbar. Manches Geschäft wurde in den Ecken erledigt. Der Inhalt der Eimer klebte an der Bordwand fest und so entstand eine dicke Schicht, die dann, wenn die Sonne darauf schien, ins Rutschen kam und ins Wasser fiel. Als es dunkel war, legten die Schiffe ab, obwohl noch viele Menschen am Kai standen. Die Fahrt war aber nur kurz bis vor die Halbinsel Hela. Hier sollte gewartet werden bis ein ganzer Konvoi zusammen war und genügend Begleitschiffe zur U-Boot-Abwehr da waren. Es dauerte noch 2 Tage. Zuletzt lagen 19 Schiffe vor Anker. In den frühen Abendstunden des dritten Tag ging es los. Vorher legte noch eine Barakasse an, die in großen Netzen Brot brachte. Es wurde an Bord gehievt und dabei fiel eine große Ladung ins Wasser, wurde aber zu einem großen Teil wieder aufgefischt. Das Brot wurde dann verteilt, jeder bekam 1/3 Brot. In der Kombüse konnte man sich noch etwas kochen lassen, wenn man etwas hatte, oder Tee brühen. Meine Mutter hatte eine Packung Mondamin im Rucksack. Wir mußten lange warten bis wir an der Reihe waren. Das sah im Kochgeschirr ja ganz gut aus und erinnerte an Wackelpudding, schmeckte aber nach nichts. Wir würgten das aber herunter. Gelegentlich gab es Fliegeralarm, und alles mußte unter Deck und die Luken wurden geschlossen. Die Flak feuerte mächtig und hat uns offensichtlich geschützt, denn man hörte die angreifenden Maschinen abdrehen. Wir fuhren nachts in der Nähe der Küste. Als am Himmel ein roter Feuerschein und aufflackerndes Licht zu sehen war, sagten uns die Soldaten, dass die Russen jetzt Kolberg einnehmen. Am Vormittag erreichten wir Swinemünde und mußten von Bord. Am Kai stand ein langer Zug mit alten Personenzügen, die in der Mitte Platz für Gepäck hatten und an den Seiten Sitze. Alles stürmte auf den Zug. Wir standen aber vor verschlossener Tür. Meine Mutter sprach einen Soldaten an, der den Versuch machte, die Tür zu öffnen. Im Wagen saßen Menschen, das konnte man sehen. Der Soldat zog seine Pistole, schlug gegen die Tür und sagte, dass er schießen würde, wenn nicht sofort geöffnet würde. Dann wurde die Tür geöffnet. Es waren schon mehrere Menschen im Wagen, die sich dort eingerichtet hatten. Lager auf dem Fußboden usw. Nun kamen wir und noch andere hinein und es reichte knapp für einen Sitzplatz am Boden. Die „Erstbewohner“ mußten ihre Lager zusammenlegen. Es hat aber noch lange gedauert bis der Zug sich in Bewegung setzte. Der Zug fuhr Richtung Westen, wie alle Flüchtlingszüge. Wir hatten erfahren, dass der Kreis Wehlau in der Umgebung von Greifswald unterkommen sollte. In Greifswald wohnte auch die Tochter von Tante Lene, die uns sicher aufnehmen würde, meinte sie. Die Fahrt dauerte eine Ewigkeit mit vielen Unterbrechungen. Hin und wieder verteil-

te das Rote Kreuz Brot und Suppe, dann stürmten alle raus. Es war ein wildes Durcheinander. Einmal hielt der Zug, und ich sah, dass im Nebengleis ein Wagen voll Mohrrüben stand. Schon kletterten die Menschen rauf und sackten ein. Ich hangelte mich auch auf und steckte die Taschen voll. Plötzlich setzte sich unser Zug in Bewegung. Dann nichts wie runter und im hinteren Teil des Zuges aufgesprungen. Es dauerte lange bis ich mich zu unserem Wagen durchgearbeitet hatte. Meine Mutter war schon ganz aufgelöst, weil sie glaubte, dass ich verlustig gegangen war. Nun konnten wir uns mal richtig an Mohrrüben satt essen. Irgendwann hielt der Zug tatsächlich in Greifswald und wir stiegen aus. Es war im Morgengrauen. Tante Lene wollte erst mal vorausgehen und uns später abholen. Wir warteten bis zum Nachmittag in der Bahnhofshalle, die voller Menschen war. Tante Lene kam wieder, um uns mitzuteilen, dass bei ihrer Tochter (ich glaube, sie hieß Ulla) leider kein Platz wäre und wir müssten uns anderswo umsehen. Da waren wir erst mal geschockt und auch verzweifelt. Dann sagte meine Mutter: „Jetzt steigen wir in den nächsten Zug, der nach Westen fährt und lassen kommen, was will!“ So fuhren wir ohne Ziel nach Westen. Dannstellten wir fest, dass der Zug immer kürzer wurde. Es wurden unterwegs immer Wagen abgehängt. Plötzlich standen auch wir nachts auf dem Bahnhof Itzehoe. Wir mussten aussteigen und in der ganzen Gruppe wurden wir zu einer Schule gebracht. In den Klassenräumen lagen Strohsäcke und Decken und schon jede Menge Menschen. Meine Mutter sagte: „Da gehen wir nicht rein, da holen wir uns nur Ungeziefer.“ Wir blickten auf den Flur, stellten zwei Bänke zusammen und legten uns dort zum Schlafen nieder. Am Vormittagen wurden Gruppen gebildet und zum Vorplatz Schulhof gebracht. Es fuhren Fuhrwerke vor, und wir wurden verladen. Wir waren gespannt, wo es jetzt wohl hingehen würde. Die Fuhrwerke kamen nach Ölixdorf bei Itzehoe. Bürgermeister, Ortsbauernführer und Polizist empfingen uns am Dorfeingang und es wurden die Familien erfass tund aufgeteilt. Wir wurden bei Pauline Schümann eingewiesen. Sie ließ uns nicht ins Haus und machte ein großes Spektakel, Zureden vom Bürgermeister half nichts. Zuletzt machte der Polizist ernst. Pauline stand in der Tür, mit beiden Händen seitlich eingestürzt und versperrte den Weg. Der Hund des Polizisten sprang Pauline vor die Brust und sie wich aus. So kamen wir in die Küche, dort waren die Töchter von Pauline, Agnes und Frieda, die versuchten, ihre Mutter zu beruhigen. Auf einer steilen Treppe ging es zum Boden. Ein kleines Zimmer, ca. 9 qm mit einem Schrank und einem Ofen erwartete uns. Der Bürgermeister rief Pauline herbei und verlangte Auskunft, wo die beiden Betten geblieben waren, die noch vor kurzem darin standen. Er machte Pauline furchtbar zur Schnecke, kleinlaut rückte sie die Bettgestelle heraus, zwei Decken ebenfalls. Matratzen hatte sie nicht mehr. Wir erhielten von Bauern Strohsäcke. Da saßen wir nun und haben furchtbar geheult. Nach einiger Zeit kam Tochter Frieda und bat uns herunterzukommen. Sie hatten etwas zu essen gemacht. Pauline teilte uns einen Kochtopf zu und eine Platte auf dem Küchenherd. Der Schwiegersohn würde einen Herd in der Waschküche anschließen, was er auch tat. Pauline beruhigte

sich auch wieder. Sie kriegte noch ein Ehepaar und einen Jungen in ihr Schlafzimmer eingewiesen. Nun wohnte sie mit Tochter Frieda im Wohnzimmer. War ja sicher auch nicht schön.

Somit waren wir am 21. März in unserer neuen Heimat angekommen. Unsere Flucht hat somit 8 Wochen gedauert. Es war zwar sehr eng, aber wir hatten ein Dach über dem Kopf und einen Strohsack ohne Flöhe!

Später hatte sich auch Pauline wieder beruhigt und wir hatten ein gutes Verhältnis. Schwiegersohn und Töchter Frieda und Agnes versorgten uns mit dem Nötigsten.

Heimat

Meine Heimat ist nicht nur die Erde,
Nicht nur der Wald, die Wiese, das Tal -
Meine Heimat ist mehr als die Welt:
Es ist der Ort, an dem ich geborgen
 Und geliebt und wirklich bin,
 Der Ort, an dem ich zu Hause

Wo immer wir hingehen, hinterlassen wir Spuren unserer Heimat.“

Heimat ist der Winkel vielfältiger Geborgenheit.
Es ist der Platz, an dem man aufgehoben ist,
zu Sprache, im Gefühl, ja selbst im Schweigen aufgehoben.
Ein Land ist erst dann verloren,
wenn man sich nicht daran erinnert.
Siegfried Lenz

Nie wieder Krieg! – der Zeitzeugenbericht

Wie eine ostpreußische Familie, eine Familie aus Königsberg, die Familie von Arno Zilian, den 2. Weltkrieg überlebt. Arno Zilian sein Ziel war es, alles aufzuschreiben um es der Nachwelt zu erhalten, angefangen von seiner Kindheit, dem 2. Weltkrieg, der Gefangenschaft in Dänemark, der Flucht aus Königsberg am 25. Februar 1945 über Pillau mit der MS „Monte Rose“ bis nach Kopenhagen und das große Wunder diesen mörderischen Krieg zu überleben. Langen Zeit schob Arno dieses Projekt – Tatsachenbericht- vor sich her, mit seiner Pensionierung begann dann die Aufarbeitung, weil er nun endlich dafür die Zeit fand. Arno, waschechter Königsberger und Zeitzeuge, Jahrgang 1934, wie er sich selber bezeichnet. (Foto: Familie Zilian)



Durch ein Tagebuch und eigenen Aufzeichnungen, sowie Erzählungen wurde der Tatsachenbericht lebendig. „Weißt Du noch, damals?“ – mit dieser Bemerkung hat die Familie oft über ihre Erlebnisse gelacht, wobei die traurigen Erlebnisse im Laufe der Jahre stark verdrängt wurden.

Arno erzählt: Am 11. Dezember 1934 wurde ich auf der Lomse, ganz in der Nähe des Königsberger Domes geboren. Meine Eltern, Fritz und Anna Maria Zilian, geborene Fischer, sind 1912 in Königsberg geboren und der Vater meines Vaters, Gustav Zilian, ebenfalls in Königsberg geboren. ...waschecht... Meine Großeltern

väterlicherseits wohnten in der Sackheimer Yorkstraße Nr. 96 und mütterlicherseits in der Sackheimer Mittelgasse Nr. 4. Die gesamte Familie wohnte in der Altstadt von Königsberg im Stadtteil Sackheimer Tor. Wenn wir von Opa einen Dittchen bekamen, kauften wir uns dafür an der Heemskebude einen Stundenlutscher. Opa sagte auch oft: „Kinder, Kinder, kauft euch Kämme, es kommt eine lausige Zeit.“ – und diese Zeit kam auch – Auf unserem Hof spielte oft Herbert Schilaski auf seinem Akkordeon schöne Lieder. Wir hörten dann alle interessiert zu, zum Spielen hatten wir dann keine Zeit. Auf unseren Höfen spielten oft 20 Kinder und mehr. Am Sackheimer Tor hatte Opa Fischer einen Schrebergarten mit einer schönen blauen Holzlaube Im Herbst 1940 wurde ich in die Königsberger Horst-Wessel-Schule eingeschult. Als Schreibmaterial hatte ich eine Schiefertafel in der Größe 20x230 cm, einen Griffel, auch aus Schiefer An der Tafel war an einer 30 cm langen Schnur ein schwamm befestigt. In der Regel war die Tafel etwa ein Jahr zu gebrauchen.... Oftmals zerbrach sie auch schon weitaus früher beim Toben oder Gerangel mit den Schulkameraden. Ich hatte mir eine Schwester gewünscht und nun war sie da. Im Sommer, wenn ca.. 20 bis 30 Störche hoch am Himmel ihre Kreise ... über uns wie Segelflugzeuge zogen, riefen wir: „Storch, Storch Luder, bring mir einen Bruder!“ Das Rufen hatte also genutzt. Eine Woche nach der Geburt meiner Schwester wurde mein Vater zu den Soldaten eingezogen. Mein Schulfreund hieß Horst Westphal; sein Vater war in Rußland gefallen. Horst war sehr traurig. Eines Tages kam unser Führer Adolf Hitler nach Königsberg. Ich war damals 6 oder 7 Jahre alt. Das war eine große Sensation, der Führer kam. 1943 bekamen wir einen Klassenlehrer, der uns stets in NS-Uniform unterrichtete. Mir machte Sport viel Spaß. Alle Frauen aus unserer Nachbarschaft gingen mit ihren Kindern zum Liepcher Erlenbruch am Pregel zum Baden. Bis Anfang 1944 lebten wir noch im tiefsten Frieden, im Gegensatz zu Leipzig, Dresden und Lübeck.... Eines Tages nach der Mittagszeit, mitten im Sommer bei schönstem Sonnenschein, tauchte ein einmotoriges Flugzeug in größerer Höhe über unseren Köpfen auf. Es flog einen größeren Kreis über unsere Siedlung. Wir spielten gerade, wie so oft Jungvolk, das heißt, wir waren eine kleine Gruppe von etwa 8 Jungen unter 10 Jahren, die von einem zwölfjährigen Jungen, der schon beim Jungvolk bei den Pimpfen war, angeführt. Er führte uns im Gänsemarsch mit einem Wimpel mit Gesang an. ... „Schwarzbraun ist die Haselnuß“, „SA marschiert“, „Ein Hitlerjunge hält treu die Lagerwacht“ Plötzlich hörten wir Kanonendonner und sahen, wie kleine Wölkchen sich in der Nähe des Flugzeuges am Himmel bildeten. Unsere Flak schoß ... ohne das Flugzeug zu treffen. Es flog dann schleunigst davon. Mein Bruder war 13 Jahre älter als ich.... Der 1. Fliegerangriff erfolgte in der Nacht zum 27. August 1944 mit zweihundert alliierten Bombern. Mutter hatte sich mit uns Kindern in unseren Bunker begeben, den Vater in unseren Garten mit Eisenbahnschwellen gebaut hatte, bevor er als Soldat eingezogen wurde. Der 2. Fliegerangriff ließ nicht lange auf sich warten. Schon am 30. August 1944 bombardierten sechshundert alliierte Bomber ab ein Uhr nachts Königsberg. Dieses Mal lief Mutter mit uns Kindern

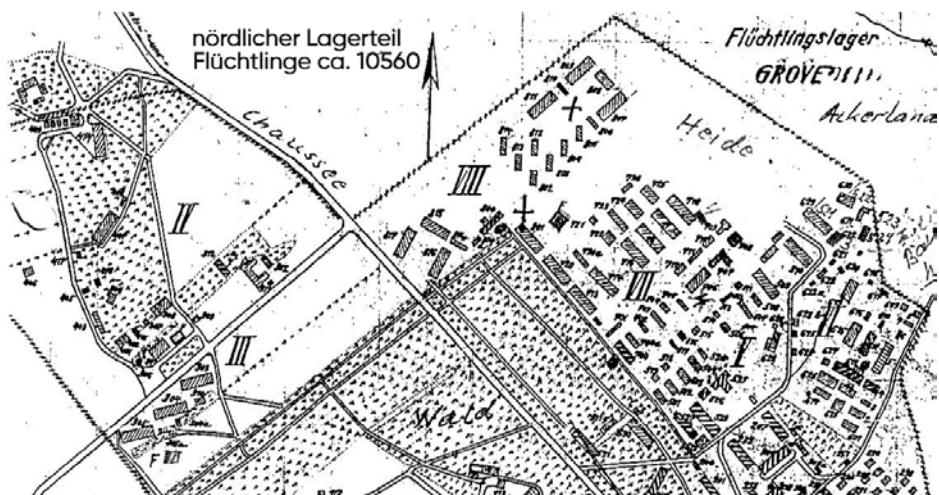
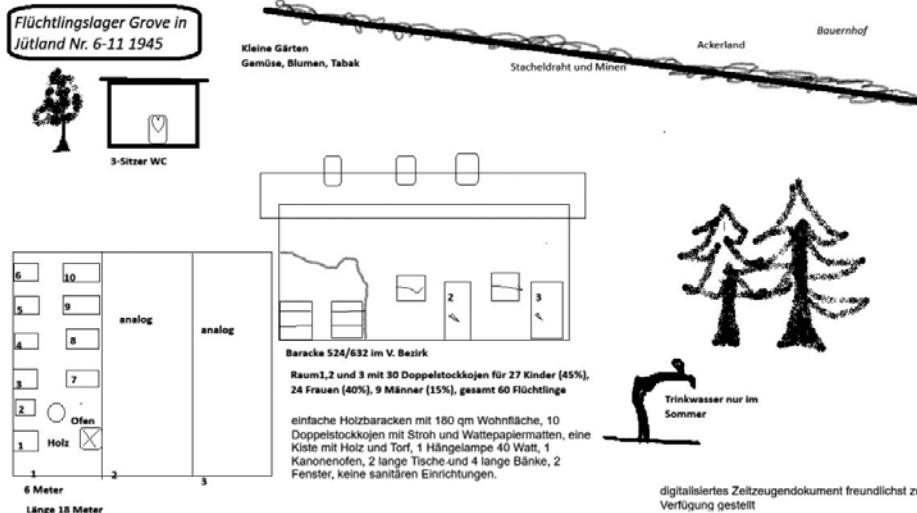
nicht in unseren Bunker, sondern in den Bunker unseres Nachbarn, Herrn Kasimir. ...die Nacht war taghell durch Scheinwerfer und sogenannte „Tannenbäume“. Die linke Bunkertür war nicht ganz geschlossen, so dass ich das Geschehen draußen etwas beobachten konnte. Der Lärm wurde noch größer, als einige Bomben auf die verminten Felder, die links und rechts neben der Chaussee vom Sackheimer Tor in Richtung Laut bzw.. Tapiau führte. Meine Mutter sagte, so, dass es alle im Bunker hören konnten, trotz Bomben- und Granatenlärm: „Kinder, faltet eure Hände und laßt uns beten. Lieber Gott, laß' eine Bombe auf unsere Bunker fallen, dass wir von unseren Qualen erlöst werden. Amen.“. Der liebe Gott hatte ihren Wunsch nicht erfüllt. Am 31. August 1944, so gegen neun Uhr nach dem Bombenangriff, standen die Eltern meiner Mutter und ihre beiden Schwestern, Tante Lene und Tante Erna, vor unserer Haustür. Sie hatten ihr nacktes Leben retten können und etwas Handgepäck. Etliche Menschen sind zum Pregel hinuntergelaufen, um im Fluß der Hitze zu entrinnen - es brannten alle Häuser in der Sackheimer Mittelgasse gleichzeitig. Unser Haus in der Mittelgasse Nr. 4 stand auch in hellen Flammen. An Löschen war überhaupt nicht zu denken. Die Brandbomben haben die Stadt in ein flammendes Inferno verwandelt. Chaos und Elend waren die Folge. Am 1. September 1944 schlossen wir uns so einem Treck an, das heißt die gesamte Familie.... . Vom Krieg auf dem Land war nichts zu spüren. Wir lebten nun hier auf dem Land schon 3 Monate. Nehmen Sie ihre Kinder und ziehen Sie so schnell es geht nach Westen. Der Russe ist nicht mehr aufzuhalten. Noch am selben Tag packten wir noch unser Siebensachen und am anderen Tag ging es zurück nach Königsberg in unsere Wohnung Troppauer Weg 22. Nicht nur in unserem Haus wohnten deutsche Soldaten, sondern in der gesamten Siedlung. Opa befragte die Soldaten: „Wie weit ist der Russe noch von uns entfernt?“. Sie sagten: „Der Russe steht im Osten etwa bei Tapiau, das sind keine 30 Km von uns entfernt.“. Wir befanden uns also im Kampfgebiet. Die meisten Bürger waren bereits geflüchtet. Der ostpreußische Winter hatte Einzug gehalten. Die Soldaten heizten unsere Öfen mit festen Brennmaterialien in der Küche ... gut ein. Ich stand gerade vor unserer Haustür und schaute mich so um, da gab es einen fürchterlichen ohrenbetäubenden Knall und unser Briefkasten knallte mir durch den starken Luftdruck gegen meine Brust. Als ich mich gefangen hatte schaute ich gen Himmel. Ich sah etwa einhundert Flugzeuge oder mehr. Sie sahen so klein aus ... und warfen Bomben ab. Die FlaK schoß nicht und die Sirenen hatten den Fliegeralarm auch nicht angekündigt. Demzufolge schien unsere Luftabwehr schon machtlos zu sein. So blieben wir noch bis Ende Februar 1945 in unserer Wohnung. Eines Abends schoß unsere schwere Artillerie, die auf dem Gut Liep in der Nähe der Zellstofffabrik stationiert war. Sie stand etwa 2 km von uns entfernt. Am anderen Tag kam ein Parteigenosse und ordnete an, dass wir sofort unsere Wohnung verlassen müssten, weil der Russe uns angreife. Es war der 25. Februar 1945. Wir verließen unsere Heimat in der Hoffnung, dass wir bald wieder zurückkommen würden, bei schönstem Sonnenwinterwetter mit Schnee und Frost. Wir waren etwa 200 m gegangen, da tauchte plötzlich ein russischer

Tiefflieger auf, der direkt auf uns zuflog. Angst und Schrecken überkam uns. Wir kamen abends in Pillau den Umständen entsprechend gut an. Mit mehreren Familien wurden wir im Zollamt 1 in Pillau untergebracht. Am 1. März 1945 waren nun endlich seine Bemühungen von Erfolg gekrönt. Ein Kanonen-Vorpostenboot nahm uns alle mit. ... keiner von uns wollte den Russen in die Hände fallen... . Wir hatten endlich Danzig-Neufahrwasser nach ca.. 5 Stunden ohne Kampfhandlungen erreicht. Wir gingen vor Mitternacht in Danzig-Neufahrwasser an Land und waren froh, dass wir wieder festen Boden unter den Füßen hatten ...

Menschen hinter Stacheldraht

2. Weltkrieg 01. September 1939 bis 08. Mai 1945

Am 25. Februar 1945 flüchtete unsere Mutter mit uns drei Kindern – 4, 10 und 12 Jahre alt - sowie Opa und Tante von Königsberg vor der Roten Armee. Nach vierwöchiger Flucht über Pillau, Danzig-Neufahrwasser und Ochshöft an der Ostseeküste . Unter Kriegshandlungen lief das Lazarettschiff „Monte Rosa“ (13.000 BRT) nach der Reparatur auf der Danziger Werft und Minentreffer vor Hela – gezogen von zwei Schleppern – in Ochshöft ein. Sie wurde am 22. März 1945 mit ca. 5.000 Flüchtlingen aus Ostpreußen, Westpreußen, Pommern und verwundeten Soldaten bis Kopenhagen gezogen. Für uns mit Gottes Segen an das rettende Ufer nach Dänemark. Es war vormittags, als wir bei schönstem Frühlingswetter in Frieden von Bord gingen und stiegen in einen Personenzug ein. Wir saßen den ganzen Tag im Zug, warum? Am Abend fuhr der Zug von Kopenhagen endlich los. Wir fuhren über den Großen Belt mit der Fähre bis Nyborg und weiter nach Federicia, Vejle bis zu dem kleinen Dorf Givskud in Jütland, wo wir am 25. März 1945 in das Gemeindehaus einquartiert wurden. Ein Kurier vom deutschen Militär hat uns dann mit Verpflegung versorgt. Von der deutschen Wehrverwaltung erhielten wir Geld (Dkr.) für Lebensmittel, die wir im Dorf problemlos beim Kaufmann, Bäcker, Milchmann kaufen konnten. Wir konnten uns frei bewegen. Die Bevölkerung distanzierte sich aber von uns, sie haben uns aber nicht angespuckt oder mit Steinen beworfen. Am 05. Mai 1945 war die Kapitulation, wir wurden in der Schule in Givskud interniert hinter Stacheldraht mit dänischer bewaffneter Bewachung. Die dänischen Widerstandskämpfer haben uns Flüchtlinge aber nicht bekämpft, belästigt und auch nicht bestohlen. Wir mussten nur das restliche dänische Geld abliefern. Die Kalt- und Warmwasserversorgung war gut, wir waren leider Gefangene hinter Stacheldraht. Am 06. Dezember 1945 mussten wir Givskud verlassen, weil die Schule dringend für die Schüler benötigt wurde. Den Dänen war es auch nicht recht, die deutschen Toten (Kleinkinder und Alte) auf einem Friedhof zu bestatten, sie wurden später auf Kriegsgräber-Friedhöfe bei Karup an den Straßen 467 und 12 umgebettet. Wir wurden in das große Internierungs-Barackenlager Grove bei Karup/Jütland verlegt, was vorher ein deutscher Flughafen war. Hier lebten ca.. 10.000 deut-



sche Flüchtlinge hinter Stacheldraht mit bewaffneter dänischer Bewachung. In Dänemark gab es 66 Flüchtlingslager in Jütland und auf den dänischen Inseln in verschiedenen Lagergrößen, wo die ca.. 240.000 Flüchtlinge bis 15. Februar 1944 untergebracht waren.

Dem dänischen Volk sage ich Dank, dass es damals unseretwegen Entbehrungen auf sich genommen hat. Ich verstehe, dass wir interniert werden mussten, weil sich Seuchen verbreiten konnten. Wir wurden in Grove 6x gegen Paratyphus geimpft. Fast 15.000 deutsche Flüchtlinge sind in Dänemark gestorben und recht viele Kleinkinder. Von den 240.000 Flüchtlingen waren etwa die Hälfte



Frauen in den besten Jahren, dänische Ehen waren offenbar gefährdet. Aus diesem Grunde wurde auch die Verbrüderung (Fraternisierung) von den Dänen verboten. Wir Schulkinder durften auch nicht die dänische Sprache erlernen. In Grove gab es mehrere Schulbaracken, ich besuchte die Klasse 5a. Es gab auch eine Ev.-Luth. Kirchenbaracke, die ich auch besuchte. Am 01. Dezember 1947 wurde ich als 13jähriger Junge mit meiner Familie aus Dänemark nach Lübeck entlassen. Wir erfuhren per Post, dass mein Großvater väterlicherseits am 09. Dezember 1943 den Hungertod gestorben war. Ich gehe davon aus, dass wir die Gräueltaten mit großer Wahrscheinlichkeit nicht überlebt hätten, wenn wir nicht in letzter Minuten aus Königsberg herausgekommen wären. Mein Leben habe ich demzufolge im wahrsten Sinne des Wortes den deutschen Soldaten, die den Königsberger-Seekanal bis Pillau vor den Russen freiekämpft hatten, der deutschen Kriegsmarine zu verdanken. Der dänischen Bevölkerung habe ich auch zu danken. Mein Vater war nach englischer Gefangenschaft als Kranführer in Lübeck sesshaft geworden. Mit einem riesengroßen Wiedersehen holte er uns am 01. Dezember 1947 nach 5 Jahren Trennung zu sich nach Lübeck. Hier habe ich meinen Schulabschluss und meine Berufsausbildung im Maschinenbau gemacht. Meine Inge und ich haben 1958 geheiratet und sind immer noch zusammen. Wir haben einen Sohn. Lübeck ist meine zweite Heimat geworden. Für Einzelpersonen und Familien wurden über das Deutsche Rote Kreuz Suchkarteien für die Familienzusammenführungen im Lager und in ganz Deutschland angelegt. Schon am 13. Juni 1946 erhielten wir die Nachricht vom DRK, dass unser Vater lebe und zur See fahre, auf dem Dampfer „Isar“ Die Freude war riesengroß, unfaßbar und die Tränen kullerten vor Glück. Tatsache war, dass Frau Kuhns Karten recht gehabt hatten, als sie in Givskud meiner Mutter die Karten gelegt hatte: „Frau Zilian, Ihr Mann ist ganz in Ihrer Nähe.“. Die deutschen Flüchtlinge gingen geschlossen über die dänisch-deutsche Grenze bis zur Straßenbahn in Flensburg. Ein unendliche erhebendes Gefühl „frei zu sein“.

In Lübeck auf dem Bahnhof nahm uns unser Vater nach fünf Jahren Trennung
glücklich in seine Arme. Unsere Familie hatte den grausamen Krieg... überlebt.
Diese Schicksalsfügung war nur wenigen Menschen beschieden. Mein ganzes
Leben wird durch diese Erlebnisse geprägt.

Endlich Frieden

Arno Zilian, Lübeck



Überleben in meiner Heimat Ostpreußen

1945 – 1948

Nach der Heirat meiner Eltern, im August 1938, zogen sie nach Allenburg. Dort wohnten sie zur Miete im Hause Butsch, Eiserwager Chaussee. Ich wurde am 06.02.39 in Allenburg geboren, mein Bruder Armin wurde am 04.10.1940 ebenfalls in Allenburg geboren. Nachdem mein Vater zur Wehrmacht eingezogen wurde und gleich 1939 zum Einmarsch in Polen musste, wohnten meine Mutter, mein Bruder und ich bis 1945 im Hause Butsch. Die Eltern meiner Mutter hatten etwas Landwirtschaft, so dass trotz der Rationierung der Lebensmittel für eine ausreichende Ernährung gesorgt war.

Die wenigen Erinnerungen aus meiner Kindheit bis 1945 beschränkten sich im Wesentlichen auf den näheren Wohnbereich: das große Grundstück zum Hause Butsch bis an die Swine, die Schleuse am Masurenischen Kanal und die Mühle der Familie Anker. Diese Bereiche waren natürlich die besten Abenteuerspielplätze. Es gab viel zu entdecken und meine Neugier war unersättlich.

Der tägliche Weg mit meinem Bruder zur Molkerei, um Milch zu holen, ist ebenfalls eine bleibende Erinnerung. Sicherlich ist meine Mutter mit uns Kindern öfter in die Stadt gegangen, sei es zum Frisör oder um Kleidung zu kaufen. An diese Begebenheiten und damit an die Stadt Allenburg allgemein kann ich mich nicht erinnern. Mit im Hause Butsch wohnte im Erdgeschoß meine Tante Gretel, Schwester meines Vaters, mit ihrem Mann, Paul Höpfner. Er hatte, ich glaube im Polenfeldzug, ein Bein verloren und war zu Hause. In der Anker-Mühle hatte er Arbeit als gelernter Müllermeister. Meine Tante lebt heute in Krefeld in einem Altersheim. Sie wird in diesem Jahr 93 Jahre alt.

Die Flucht aus Allenburg begann für uns, zusammen mit Gretel und Paul Höpfner, in der zweiten Januarhälfte 1945. Wir wussten nichts von unseren nächsten Angehörigen, ob sie noch zu Hause waren oder schon weg sind. Meines Wissens blieben Herr und Frau Butsch zu Hause. Sie waren auch nicht mehr die Jüngsten. Da wir keine Möglichkeit hatten, Allenburg zu verlassen, haben wir uns vor dem Haus an die Straße gestellt, in der Hoffnung von jemandem mitgenommen zu werden. Ein offenes deutsches Militärfahrzeug hat uns dann aufgeladen. Es war bitter kalt. An Gepäck hatten wir nur das Nötigste, was man tragen konnte. Wir kamen bis nach Bartenstein. Dort stand ein Personenzug, der noch in den Westen fahren sollte. Der Einstieg in den Zug gelang uns durch die Fenster, einschließlich Gepäck. Der Bahnhof und der Zug waren hoffnungslos überfüllt. Nach langer Wartezeit wurde bekannt gegeben, dass der Zug nicht fährt. Damit war für alle Endstation.

Wir blieben mit den vielen anderen in der Stadt. Die Häuser waren größtenteils von ihren Bewohnern verlassen. Wir quartierten uns in irgendeiner Wohnung ein und warteten, was kommen wird. In den nächsten Tagen stand die Stadt unter Beschuss russischer Artillerie, die Front rückte näher. Auf die Straße konnte nie-

mand, da Geschosse oder Splitter umherflogen. Wir haben Tage und Nächte in Luftschutzkellern verbracht. Ernährt haben wir uns von den vorhandenen Vorräten in den Kellern. Nach etwa zwei Wochen hat wohl meine Mutter mit Höpfners trotz aller Gefahren beschlossen, egal was passiert, wieder mal richtig zu schlafen. Wir sind nicht in den Keller gegangen, sondern haben uns einfach in die vorhandenen Betten gelegt. Es war die Nacht vom 3. auf den 4. Februar 1945.

Trotz allem Kriegslärm haben wohl alle tief und fest geschlafen. Beim Erwachen am Morgen des 4. Februar 1945 waren alle sprachlos vor Erstaunen. Es herrschte absolute Stille, die jetzt überdeutlich zu spüren war nach all dem Kriegsgetöse der letzten Tage. Wir waren fest davon überzeugt, dass die deutsche Wehrmacht die Russen zurückgeschlagen hatte.

Wie lange dieser freudige Zustand anhielt, weiß ich nicht. Wir lagen noch in den Betten, als plötzlich die Tür aufgestoßen wurde. Voller Angst und Schrecken sahen wir die ersten Russen, die vor uns standen mit aufgepflanztem Bajonett an den Gewehren. Die Russen gaben uns fünf Minuten Zeit, um das Haus zu verlassen. Vermutlich war ein Dolmetscher dabei. Das Wenige, das wir hatten, wurde zusammengepackt, auf einen Handwagen geladen und der Weg ins Ungewisse begann.

Als wir durch die Stadt Bartenstein zogen, brannten viele Häuser. An den Straßenrändern lagen dicht aneinandergereiht tote Menschen, junge Frauen, Alte und Kinder. Durch die Hitze der brennenden Häuser war der Schnee auf den Straßen geschmolzen. Die Armeefahrzeuge fuhren durch den Schneematsch, der dann die Toten bespritzte. In den Fenstern der Häuser hingen auch viele Tote. Das gleiche Bild bot sich, glaube ich, in Schippenbeil. Für uns Kinder waren das schreckliche Anblicke, die man nicht vergisst.

Die Russen haben viele Leute zusammengetrieben, so dass ein Treck von Menschen entstand. Wir wurden wahllos umhergetrieben, ohne ein Ziel. Nachts schliefen wir, soweit das möglich war, in Feldscheunen oder leeren Häusern. Es war bitter kalt. An allen Straßenrändern lagen viele Tote, die überfahren oder erschossen waren und auch viele umgekippte kaputte Fuhrwerke. Um nicht zu verhungern, durchsuchten wir die Fuhrwerke nach etwas Essbarem. Oft lagen Tote in den Pferdewagen.

Gleich in den ersten Tagen hat uns der Russe alles gestohlen, Uhren, Ringe, Kämme, sonstige Toilettenartikel, sogar Kleidung, die wir am Körper trugen (Schuhe, Mäntel). Den Toten, auch viele deutsche Soldaten, hatten die Russen einfach die Finger abgeschnitten, um die Ringe zu stehlen. Es gab deutsche Frauen, die den Mut hatten, den deutschen Gefallenen die Erkennungsmarke abzunehmen, für eine spätere Identifizierung.

Als es wärmer wurde, wurden die Toten in Massengräbern beerdigt. Wie lange es dauerte, bis das Umhertreiben aufhörte, weiß ich nicht mehr, vielleicht ein halbes Jahr. Fest steht, dass das Treiben Richtung Osten erfolgte. Viele alte Menschen und kleine Kinder habe ich in dieser Zeit sterben sehen, an Erschöpfung, Kälte,

Hunger. Eine chronologische Reihenfolge der Geschehnisse über die ganzen Jahre von 1945 – 1948 kann ich nicht schildern, da nur einige Ereignisse in meiner Erinnerung geblieben sind.

Nach einer gewissen Zeit haben die Russen in den Städten und größeren Ortschaften Kommandanturen eingerichtet. Hier wurden die umhergetriebenen Deutschen gesammelt. Wir wurden in Bokellen festgehalten. Mehrere Familien und auch Alleinstehende bekamen Unterkunft in einem leerstehenden Haus. Als Schlafstätte diente ein Strohlager, auf dem alle schliefen. Die Frauen mussten Schwerstarbeit verrichten. Sie wurden jeden Morgen von Lkws abgeholt, um in der Umgebung von den Gehöften sämtliche landwirtschaftliche Maschinen sowie Mobiliar u.s.w. abzuholen. Diese wurden auf Güterzüge verladen und nach Russland gebracht. Die Allenburger Kirche diente als Lagerraum und sogar als Pferdestall.

Hier wurden wir auch von den Russen verpflegt, wenn auch unzureichend. Im Frühsommer mussten die Frauen Heu ernten. Da gab es eine große Feldscheune, in der das Heu gepresst und anschließend auch nach Russland befördert wurde. Eines Tages, in der Mittagszeit, stand die Feldscheune in hellen Flammen. An einer undichten Stelle des Antriebsmotors für die Heupresse war wohl Kraftstoff ausgelaufen und hatte sich selbst entzündet.

Die Kommandantur bot den Frauen einen gewissen Schutz vor der Willkür der russischen Soldaten. Obwohl vorbeiziehende russische Einheiten die Frauen immer wieder vergewaltigt haben, hatten sie wenigstens vor den ansässigen Russen Ruhe. Bei einem Zwischenfall dieser Art war eine Frau zur Kommandantur gelaufen und hatte berichtet, dass wieder durchziehende Russen die Frauen missbrauchten. Innerhalb kurzer Zeit kam ein Trupp russischer Soldaten von der Kommandantur und vertrieb die anderen. Es wurde sogar aufeinander geschossen.

Irgendwann sind wir dann weitergezogen und kamen nach Ilmsdorf. Dort quartierten wir uns im Haus meiner Großeltern ein. Hier herrschte noch das totale Chaos. Vergewaltigungen, Misshandlungen und Diebstahl durch die Russen waren an der Tagesordnung. Einmal kam eine große Gruppe deutscher gefangener Soldaten vorbei. Scharf bewacht von den Russen. Viele mussten von ihren Kameraden gestützt werden, da sie allein nicht mehr laufen konnten. Beim Zurückbleiben wurden sie meistens von den Russen erschossen.

Eines Tages kam ein russischer LKW und hielt vor unserem Haus. Obwohl die Frauen sich immer versteckt haben - wir Kinder saßen immer am Fenster und haben aufgepasst - wurden sie gefunden. Meine Mutter und Tante Gretel wurden mitgenommen. Auf dem LKW waren schon einige Frauen, die von anderswo verschleppt waren. Sie wurden alle in ein Lager gebracht und sollten nach Sibirien gebracht werden.

Der Augenblick, in dem meine Mutter und Tante Gretel auf den LKW verladen wurden, war für mich und meinen Bruder furchtbar. Wir wussten nicht, ob wir unsere Mutter je wiedersehen würden.

In dem Lager waren die Frauen auf engstem Raum zusammengedrängt und mussten, falls möglich (wegen der Enge war es nicht immer möglich zu liegen), auf nacktem Betonboden liegen. Ich glaube das Lager war in Insterburg.

Bei den Verhören im Lager hat meine Mutter immer wieder darauf hingewiesen, dass sie zwei Kinder hat und darum gebettelt, sie nicht nach Russland zu verschleppen. Meine Mutter kam eines Tages wieder zu uns zurück. Es war wohl eine göttliche Fügung. Meine Tante Gretel kam später auch zurück. Sie war damals schwanger. Dieser Umstand hat sie wohl auch vor Sibirien verschont. Aufgrund der unmenschlichen Zustände im Lager hatte sie dann eine Fehlgeburt.

Irgendwann wurden wir getrennt. Meine Tante und ihr Mann wurden wohl von den Russen nach Allenburg gebracht, damit mein Onkel die Mühle wieder in Betrieb nehmen sollte. Meine Mutter, mein Bruder und ich kamen auf ein größeres Gut bei Allenburg. Dort waren große Viehherden, die die Russen zusammengetrieben hatten. Wir waren mehrere Familien, die jeden Tag zweimal die Kühe melken mussten. Die Milch wurde ausschließlich von den Russen verwendet. Es gelang, trotz scharfer Bewachung, doch immer etwas Milch für uns abzufüllen. In dieser Zeit war ich schwer erkrankt. Ich hatte am ganzen Körper Geschwüre, hohes Fieber dazu. Allein konnte ich nicht mehr stehen.

Ein russischer Tierarzt gab meiner Mutter eine schwarze Tinktur, diese roch wie Teer. Damit wurden die Geschwüre eingepinselt. Nach einiger Zeit trat eine Besserung ein und ich wurde wieder gesund. Ein paar Narben sind bis heute geblieben.

Das Vieh wurde mit der Zeit nach Russland abtransportiert.

Meine Mutter ist dann mit uns Jungs nach Allenburg gegangen. Wir waren wieder im Haus Butsch, wohnten mit Höpfners und Frau Butsch in einer Wohnung zusammen. In unserer Wohnung wohnten fremde Menschen, in Butsch' Wohnung waren Russen einquartiert. Zum Heizen haben sie einfach die Dielen in der Wohnung rausgerissen und verheizt.

Wie lange wir in Allenburg waren, weiß ich nicht mehr. Auch aus dieser Zeit habe ich keine Erinnerung mehr an die Stadt, außer dem Aufenthaltsbereich im Hause Butsch und der Mühle.

Trotz Bewachung durch die Russen konnten wir immer etwas Mehl für uns besorgen, so dass wir zu essen hatten. Es war wohl so, dass mein Onkel die Russen mit dem Betrieb der Mühle vertraut gemacht hat. Ich vermute, es war im Jahr 1946. Da musste mein Onkel nach Gerdauen, um die dortige Mühle in Gang zu bringen. Wir konnten alle mit ihm gehen.

Gewohnt haben wir anfangs im Haus des früheren Mühlenverwalters, unterhalb vom Schloß. Woher die Russen das Getreide hatten, das sie in die Mühle zum Mahlen brachten, weiß ich nicht. Sicherlich noch alte Bestände von den Gütern. Angebaut haben die Russen selber nichts. In dieser Zeit war in Gerdauen, ich glaube nahe am See, ein Gefangenengelager mit deutschen Soldaten.

Meine Mutter und meine Tante hatten aus wasserdichtem Militärstoff kleine Säckchen genäht. Diese nahm mein Onkel mit in die Mühle, hat sie mit Mehl gefüllt und in den Mühlengraben geworfen. Unterhalb der Mühle haben wir die Säckchen aus dem Wasser gefischt. So hatten wir genügend Mehl, um Brot zu backen. Es reichte sogar für die Versorgung anderer Menschen. Heimlich nachts hat meine Tante sogar Brot zu den deutschen Kriegsgefangenen gebracht. Das war alles streng verboten. Bei Aufdeckung dieser Aktionen wären die Folgen erschließen oder Straflager Sibiriens gewesen.

Der Betrieb der Mühle wurde irgendwann eingestellt. Es gab wohl kein Getreide mehr. Wir mussten aus dem Wohnhaus der Schlossmühle raus. In einer Dreizimmerwohnung in der Kirchenstraße hatten wir dann zusammen mit noch zwei Familien eine Unterkunft.

Jetzt begann für uns noch einmal eine schlimme Zeit. Da wir nicht mehr in der Mühle waren, gab es auch kein Brot mehr. Die russische Militärverwaltung holte die Frauen zu allen möglichen Arbeiten. Meine Mutter musste auf dem Bahnhof Güter verladen, die nach Russland gebracht wurden. Wochenlang sogar die Nächte hindurch. Um die Ernährung musste sich jeder selbst kümmern. Von den Russen gab es nichts. Alte und gebrechliche Menschen, die sich nichts Essbares besorgen konnten, sind einfach verhungert. Es gab Fälle, wo die Menschen auf der Straße tot umgefallen sind. Wir haben wochenlang von Brennnesseln, in Wasser gekocht, gelebt. Auf den Feldern außerhalb der Stadt gab es Mieten, in denen Rüben eingelagert waren. Diese Mieten wurden von den Russen streng bewacht. Trotzdem sind meine Mutter und meine Tante nachts los und haben Rüben geklaut – unter Lebensgefahr. Mehrfach sind sie von den Wachen beschossen worden.

Wir waren eine Gruppe Jungs, die älteren waren etwa 15 Jahre alt, die wir täglich unterwegs waren auf der Suche nach Essbarem. Die Russen hatten für die Offiziere eine Art Casino auf dem Marktplatz, Nordseite, in einem ehemaligen Geschäft eingerichtet. Dazu gehörte eine Küche, in der für die Offiziere gekocht wurde. Die Küchenabfälle haben wir gesammelt und gegessen.

Im Heimatbrief „Kreis Gerdauen“, Nr. 28 vom Dezember 2001, ist auf Seite 216 ein Hinweis über den Bericht eines damals zwölfjährigen Jungen – Willi Trampenau – „Wir aßen den Ratten das Fressen weg“, in dem sicherlich auch die damalige Situation der Menschen geschildert wird. Leider kann ich mich nicht an ihn erinnern.

Das Casino war von uns ständig umlagert. Manche Offiziere aßen absichtlich nicht auf oder ließen ihr Essen ganz stehen. Das waren dann für uns wahre Festessen. Die Russen duldeten es, wenn wir in das Lokal stürmten und die Teller leer aßen. Trotz aller schlechtesten Lebensbedingungen war Gerdauen für mich eine sehr erlebnisreiche Zeit.

Gerdauen war ja 1947 -1948 schon „Grenzstadt“ zwischen dem polnischen und russisch besetzten Teil Ostpreußens.

In dieser Zeit kamen viele russische Militärtransporte aus „Deutschland“ (russisch besetzte Zone, später DDR) zurück nach Russland. In Gerdauen hatten die Transporte immer länger Aufenthalt. Die Soldaten kamen in die Stadt und beschimpften ihre Kameraden aus Gerdauen meistens aufs Übelste. Sie hätten keine Kultur, würden leben wie die Wilden, von den Deutschen könnten sie was lernen. Es gab wüste Schlägereien unter den Russen, natürlich immer unter Einfluss größter Alkoholmengen. Eines Nachts gab es sogar eine Schießerei zwischen einer Elitetruppe und den ortsansässigen Soldaten in der Kirchenstraße. Es hieß, es habe sogar einen Toten gegeben. Eine große Blutlache war am nächsten Tag noch sichtbar.

In dieser Zeit begannen auch die Bettelfahrten nach Litauen. Die Litauer haben uns, sowie vielen anderen Menschen, das Leben gerettet. Die Fahrt mit dem Zug begann abends vom Bahnhof Gerdauen aus über Insterburg – Tilsit – Turoggen. Der Zug war stets überfüllt. In den Abteilen saßen die Russen. Wir Deutsche konnten nur auf den Trittbrettern bzw. Bremserhäuschen mitfahren. Das war auch im Winter bei strenger Kälte nicht anders. Teilweise fuhren wir auch in offenen Güterzügen. Bei diesen Fahrten im Winter sind viele von den Trittbrettern gefallen und erfroren. Viele Litauer lebten selbst sehr ärmlich in einfachen Holzhäusern mit einem Lehmofen in der Raummitte. Der Fußboden war ebenfalls aus gestampftem Lehm, mit Stroh gemischt. Trotzdem bekamen wir fast immer etwas zu essen. Die Bettelfahrten wurden immer so durchgeführt, dass zu den Erwachsenen eins von uns Kindern dabei war. Mein Bruder fuhr in der Regel mit meiner Mutter, ich entweder mit meiner Tante oder mit meinem Onkel. Durch uns Kinder wurde natürlich das Mitleid der Litauer größer.

Leider gab es auch sehr peinliche Vorfälle. Es gab Deutsche, denen das Betteln nicht genug brachte. Sie haben bei den Bauern zusätzlich Esswaren gestohlen. Die Folge hiervon war, dass die Litauer ihre Häuser verschlossen und sogar die Hunde auf uns hetzten.

So eine Betteltour dauerte ungefähr eine Woche. Unsere Anlaufstelle war der Ort Pajurdis. Dort wohnte eine deutsche Frau, bei der wir immer in der Scheune übernachteten. Die Russen hatten in dieser Zeit begonnen, Zivilbevölkerung in Ostpreußen anzusiedeln. Diese Menschen hatten auch nicht mehr als wir. Sie waren den Deutschen gegenüber meistens sehr aggressiv. Wir Kinder trauten uns allein manchmal nicht auf die Straße. Es gab jugendliche Banden der Zivilrussen, die den Deutschen z.B. bei der Heimfahrt aus Litauen auflauerten, sie überfielen und alles wegnahmen. Diese Banden hausten meistens auf den Bahnhöfen.

Es gab zwei Ereignisse, bei denen ich mit viel Glück wieder zu meiner Mutter fand. Eines Abends schlich ich mich aus der Wohnung und bin allein nach Litauen gefahren, um zu betteln. Nach zwei Tagen kam ich Gott sei Dank unversehrt wieder nach Hause, voller Stolz Lebensmittel auspackend. Eine gehörige Standpauke blieb natürlich nicht aus.

Die andere Begebenheit spielte sich mit meiner Mutter und meinem Bruder in Litauen ab.

In einer größeren Ortschaft ging meine Mutter mit meinem Bruder von Haus zu Haus. Ich ging allein auf der anderen Straßenseite. Bei einem jüngeren litauischen Ehepaar wurde ich sehr freundlich aufgenommen. Ich hatte ihnen gesagt, ich sei Waise und ganz allein (die litauische Sprache konnte ich fast fließend). Sie boten mir an, bei ihnen zu bleiben, was ich auch tat.

Am nächsten Tag kam zufällig eine Frau, auch aus Gerdauen, zu dem Bauern. Sie wohnte auch in der Kirchenstraße. Ich wurde sofort erkannt, die Sache klärte sich auf. Von dem Bauern bekam ich eine Ohrfeige, die Bäuerin gab mir noch etwas zu essen mit. Die Frau aus Gerdauen nahm mich mit und abends trafen wir meine Mutter mit meinem Bruder am Bahnhof. Hat man in solchen Notzeiten als Kind keine so enge Bindung an seine Familie? Oder war es nur die Aussicht, von jetzt an jeden Tag etwas zu essen zu haben?

Im Frühsommer 1947 waren meine Mutter, mein Bruder und ich wieder mal zum Betteln in Litauen. Bei einem Bauern in der Nähe von Pajurdis fragten wir, ob wir länger bleiben könnten und bei ihm arbeiten.

Alle drei konnte er nicht behalten, so blieb ich allein. Meine Mutter und mein Bruder fanden bei einem anderen Bauern Quartier. Dieser lebte allein mit seiner Mutter in der Nähe von Kvedarna. Ich wurde sehr gut behandelt, als wäre ich der eigene Sohn dieser Leute. Einen Sohn, etwa zwei Jahre jünger als ich, hatten sie schon. Jeden Sonntag fuhren wir gemeinsam in die Kirche nach Kvedarna zum Gottesdienst.

Meine Mutter besuchte mich ab und zu, und ich sie auch.

Der Bauer, bei dem meine Mutter war, hatte intensiven Kontakt zu den Litauern und ehemaligen deutschen Soldaten, die versteckt in den riesigen Wäldern lebten und gegen die Russen kämpften. Nachts hörte man mitunter Schüsse. Litauische Bauern, die mit den Russen sympathisierten, wurden von den „Untergrundkämpfern“ gnadenlos eliminiert.

Manchmal kamen des Nachts diese Leute zu dem Bauern. Er gab ihnen Verpflegung, Brot, Fleisch und sonstiges.

Letztendlich wollten die Bauersleute, bei denen ich war, mich adoptieren.

Meine Mutter bekam zu verstehen, dass sie auch als Frau bei ihrem Bauern hätte bleiben können. Vielleicht hätten sich diese Dinge auch verwirklicht – Adoption und Heirat – wenn uns nicht eine Nachricht erreicht hätte, in der uns mitgeteilt wurde, dass alle Deutschen evakuiert werden.

Diese Nachricht erreichte uns, ich weiß nicht wie, von meiner Tante, die mit ihrem Mann in Gerdauen geblieben war. Die Aussicht und die Hoffnung, endlich wieder in sicheren und geordneten Verhältnissen leben zu können, überwogen wohl alle anderen Gegebenheiten. Nach etwa halbjährigem Aufenthalt bei diesen lieb gewordenen Menschen fiel der Abschied sehr schwer. „Meine“ Bäuerin hat beim Abschied sehr geweint. Nach kurzer Zeit unserer Ankunft in Gerdauen mussten wir nochmals umziehen. Aus der Kirchenstraße kamen wir in das „Lange Haus“, gegenüber dem städtischen Friedhof.

Bis zur endgültigen Ausweisung dauerte es noch über ein halbes Jahr, d.h. wir haben nochmals einen Winter unter den widrigsten Lebensumständen überstehen müssen. Der Hunger war wieder unser täglicher Begleiter. Ich habe z.B. gesehen, wie ältere Menschen, notdürftig von den Russen vergrabene Pferdekadaver wieder ausgegraben und das Fleisch gegessen haben. Es hat auch Vorfälle gegeben, wo Menschenfleisch gegessen wurde.

Konkret in Erinnerung ist mir ein Junge, der ganz allein versucht hat, zu überleben. Er war etwa zwölf Jahre alt. Er war völlig verdreckt und verlaust. Er bekam auch von uns immer wieder etwas zu essen. Geschlafen hat er wohl in Leerstehenden Häusern oder im Freien. Dank intensiver Bemühungen, Kleider und Körper sauber zu halten, konnten wir uns vor totaler Verlausung retten.

Im Frühjahr 1948 kam dann der definitive Bescheid, dass wir nach „Deutschland“ kommen. In der zweiten Aprilhälfte war es soweit. Wir wurden in Viehwaggons verladen, die an der Grenze zu Polen verriegelt wurden. Zu Essen hatten wir nur das, was wir uns vorher aufgespart und mitgenommen hatten. Die Notdurft musste in den Waggons verrichtet werden. Dieser alleinstehende Junge wurde von einem kinderlosen Ehepaar mitgenommen.

Wir wurden nach Sachsen gebracht. In Pirna an der Elbe wurden wir aus den Zügen geholt und kamen für zwei Wochen Quarantäne in ehemalige Kasernen. Danach wurden wir auf die einzelnen Kreisgemeinden aufgeteilt.

In der DDR war es uns strengstens verboten, über Ostpreußen und unsere Erlebnisse zu berichten.

Für viele Allenburger, die im August/September 2000 zur 600-Jahrfeier nach Allenburg gefahren sind, war es nicht die erste Fahrt in die Heimat.

Für mich war es nach 52 Jahren das erste Mal, dass ich in unserem Wohnzimmer stand. Der Kachelofen, die Mangel auf dem Flur – alle diese Dinge gibt es noch. Das Betreten des Hauses meiner Großeltern in Ilmsdorf, alles fast unverändert. Diese Momente haben mich total überwältigt.

Wer kann einen Menschen trösten, der seine Heimat verloren hat, ohne es selbst erlebt zu haben.

Bernd Broszies, Allenburg

Angaben zur Familie:

Vater: Paul Broszies, geb. am 8.12.1907 in Ilmsdorf

Eltern des Vaters: Gustav und Johanna Broszies, Ilmsdorf, letztes Haus links an der Straße nach Mulden

Beruf: Tischler, zuletzt tätig in der Tischlerei Morgenroth in Allenburg bis zum Einzug zur Wehrmacht. Polenfeldzug – Frankreich – Russland – vermisst seit 1943 in Russland.

Mutter: Gerda Broszies, geb. Prange geboren am 14.05.1920 in Friederikenruh
Eltern der Mutter: Karl und Minna Prange, Friederikenruh, im Haus der
Familie Schulleit.

Den Bericht schickte Herr Broszies für das Buch: Flucht, Rückkehr, Vertreibung.

Das Vaterunser

In ostpreußischem Platt

*Ons Voder äm Himmel!
Heilig Dien Nome. To ons Dien Riek,
Dien Wäll gescheh bi ons as bowe,
Schenk uns dat Brotke vorn Dag.
Reken on onse Schuld nich to.
De ons än Schuld sänd,
dohne wi dat glicke.
Lot ons dat Beese nich locke
On hol et von ons aff.
Denn Dien äs Riek, Kraft on Nome.
Omen.*

„Verlorene Heimat“ Gertrud Lerbs-Bernecker

Wehlau - Tapiau - Allenburg

Wehlau (1894) Kreis, Amtsgericht und Post, Bahnhof der Linie Seepothen – Eydtkuhnen der Preußischen Staatsbahn, Reichsbanknebenstelle, Vorschußverein, Landratsamt, evangelische Pfarrkirche, Gymnasium, Landwirtschaftliche Winterschule, Eisengießerei, Maschinenfabrik, Zeugdruckerei, Schönfärberei, Gerberei, große Pferdemärkte, Viehmärkte, jährliche Tierausstellungen und Pferderennen, Getreidehandel, großes Mühlenwerk Pinna an der Alle.

7348 Einwohner 1933, 8606 Einwohner 1939, 4159 Einwohner 1959, 40236 Einwohner 2010 und 3920 Einwohner 2021.

Bekannt wurde Wehlau in der Folgezeit durch den Pferdehandel. Anfang Juli jeden Jahres fanden große Pferdemärkte statt. Im Januar 1945 wurde das Kreisgebiet durch die Rote Armee besetzt. Die Altstadt mit ihrem rechteckigen Grundriss und den vielen Giebelhäusern wurde völlig zerstört. Die Bevölkerung wurde, falls sie nicht geflüchtet war, vertrieben. Im Jahr 1947 wurde der Wehlau in Snamensk umbenannt. Der Ort verlor seine Stadtrechte damit.



Alte Postkarte aus Wehlau

Tapiau (1894) Kreis Wehlau, Amtsgericht und Post Tapiau, Bahnhof der Linie Seepothen-Eydtkuhnen der Preußischen Staatsbahn, Warendepot der Reichsbank, Oberförsterei, evangelische Pfarrkirche, Zuckerfabrik, Biskuitfabrik, Dampfmahlmühle, Dampfsägemühle, Dampfbäckerei, Station für die Dampfschiffe von Königsberg nach Wehlau, Tilsit und Memel, Tapiau ist Stadt seit

1722. Nicht zur Stadt gehören das Landesarmenhaus (684 Einwohner) und das Magazin Tapiau, ehemals Schloss des Deutschen Ritterordens.

7683 Einwohner 1933, 9326 Einwohner 1939, 7560 Einwohner 1959, 13899 Einwohner 2010 und 14122 Einwohner 2021.

Die Stadt ist heute das administrative Zentrum des Rajons Gwardeisk und Verwaltungssitz der kommunalen Selbstverwaltungseinheit Stadtkreis Gwardeisk. Am 25. Januar 1945 wurde Tapiau von der Roten Armee eingenommen. Als eine der wenigen Städte Nordostpreußens überstand Tapiau den 2. Weltkrieg ohne größere Schäden und ist auch heute vergleichsweise gut erhalten. Nach Kriegsende kam Tapiau unter sowjetische Verwaltung.

Nach dem Ende der Inflation belebte sich die wirtschaftliche Entwicklung wieder. 1924/25 wurde Tapiau an das Stromnetz des Überlandwerks angeschlossen.

Um den Wasserturm herum entstand eine neue Siedlung. Die Stadtschule erhielt einen Anbau. Die Kanalisation entstand mit Kläranlagen neben der Gasanstalt. Für das Militär wurden 1935 neue Kasernen gebaut. In diese zog ein Maschinengewehr-Bataillon ein. Doch dann kam der 2. Weltkrieg. 1944 lag in den Kasernen die Waffenschule der 3. Panzerarmee unter Oberst Knebel, der als „Löwe von Wehlau“ in die Annalen des Kreises einging.

Es gab in Tapiau eine kleine jüdische Gemeinde. Seit 1832 existierte ein jüdischer Friedhof und 1885 war die Anzahl der jüdischen Mitbürger mit 65 höher als die Anzahl der Katholiken in der Stadt. Seit 1931 wanderten viele Juden ab.

Die Heil- und Pflegeanstalt Tapiau, in der sich an die 2.000 Personen aufhielten, wurde bereits 1942 weitgehend geräumt und in ein Reserve-Lazarett umgewandelt, während die Pfleglinge zum Teil in der Landespflegeanstalt Uchtspringe, Kreis Gardelegen, unterkamen. Ein anderer Teil wurde mit einem Sonderzug von Königsberg aus einem unbekannten Ziel zugeführt, was vermutlich nichts Gutes für die Pfleglinge brachte. Das Lazarett wurde zwischen dem 15. und 20. Januar 1945 aufgelöst und die Kranken abtransportiert. Die nicht transportfähigen Patienten musste man ohne Pflegepersonal ihrem Schicksal überlassen.

Am 21. Januar 1945 erging in den Abendstunden an die Bevölkerung die Aufforderung, die Stadt zu verlassen. Die heillose, unorganisierte Flucht begann. Am 23. Januar wurde Tapiau von russischen Panzern beschossen und in der Folge die Stadt von den sowjetischen Truppen besetzt. Allerdings unterblieben die vielfach vorkommenden umfassenden Zerstörungen der Stadt, wohl auch aufgrund der Bemühungen des Pfarrers Hans Schneider (9. 8. 1866 – 21. 1. 1948), des letzten in Tapiau amtierenden deutschen Pfarrers, in dessen Pfarrhaus die sowjetische Kommandantur ihren Sitz genommen hatte.

Bis 1945 war Tapiau der Kreisstadt Wehlau untergeordnet. Da Wehlau durch die Kriegsereignisse jedoch zu stark zerstört worden war, folgte ihr Tapiau als Kreisstadt. Ihre Altstadt ist noch gut erhalten.

Die Stadtverwaltung von Tapiau hat dem russisch-deutschen Verein „Samland“ ein Haus in der ehemaligen Hindenburgstraße, in dem zuletzt ein großer Kindergarten untergebracht war, für 15 Jahre verpachtet. Mit Mitteln, die von der Kreisgemeinschaft Wehlau e. V., dem Verein „Hilfe und Tat e.V.“ aus Ottersburg, dem Verein „Ostseebrücke e.V.“ aus Kiel, dem Verein „Prussia e.V.“ aus Duisburg und der Landsmannschaft Ostpreußen aufgebracht wurden, erfolgt unter der Federführung des Vereins „Aufbau Bernsteinland Ostpreußen e.V.“ die Renovierung und der Ausbau des Gebäudes zum „Samland-Haus“ als Haus der Begegnung. Im Erdgeschoss finden Deutsch-Kurse statt, im Dachgeschoss gibt es Gästezimmer. Die Einweihung fand am 15. Juni 2003 statt.

Am 27./28. 8. 2005 wurde Tapiau 740 Jahre alt, was in Gwardejsk entsprechend gefeiert wurde. Die Einwohner hatten sich mit Unterstützung durch das städtische Unternehmen „Tschistota“ erfolgreich darum bemüht, Tapiau möglichst sauber und ansehnlich erscheinen zu lassen. Außerdem wurde die Aktion „Gwardejsk gegen Drogen“ durchgeführt.

In Tapiau steht die einzige Nudelfabrik Nordostpreußens mit einer Kapazität von 40 – 45 to/Tag. Das russische Unternehmen Konversion und Wohnen hat in Zusammenarbeit mit der Buck-Inpar-Gruppe aus Pinnow in Brandenburg eine Offizierssiedlung in Tapiau errichtet. Diese fand auch die beachtete Aufmerksamkeit des seinerzeitigen brandenburgischen Ministerpräsidenten Stolpe anlässlich eines Besuchs in Nordostpreußen.



Alte Postkarte vom Markt in Tapiau mit Kirche

tische Verwaltung und wurde 1947 in Druschba (deutsch: Freundschaft) umbenannt. Gleichzeitig wurde der Ort Sitz eines Dorfsowjets im Rajon Prwdink. Die nach der Flucht verbliebenen deutschen Einwohner wurden bis 1948 ausgesiedelt und durch Neusiedler aus verschiedenen Teilen der Sowjetunion ersetzt. Nach dem Verlust des Hinterlandes und der meisten Verkehrsverbindungen durch die sowjetisch-polnische Grenzziehung mitten durch Ostpreußen sowie dem Verlust der Stadtrechte hat der Ort seit 1945 stark an Bedeutung verloren, und es stehen nur noch relativ wenige Häuser. Im Rahmen der kommunalen Selbstverwaltung wurde Druschba im Jahr 2004 in die städtische Gemeinde Prawdinskoje gorodskoje posselenije eingegliedert.



Postkarte: Allenburger Marktplatz mit Blick zur Kirche

Allenburg (1894) Kreis und Amtsgericht Wehlau, Stadt, Post Allenburg, Reichsbank-nebenstelle, evangelische Pfarrkirche, Damenstift, Rettungshaus, Dampfschneidemühle, Molkerei, Zündholzfabrik, Ziegelbrennerei. 2082 Einwohner 1933, 2692 Einwohner 1939, 515 Einwohner 2002, 440 Einwohner 2010.

Nach dem 2. Weltkrieg kam die Stadt 1945 unter sowjetische Verwaltung und wurde 1947 in Druschba (deutsch: Freundschaft) umbenannt. Gleichzeitig wurde der Ort Sitz eines Dorfsowjets im Rajon Prwdink. Die nach der Flucht verbliebenen deutschen Einwohner wurden bis 1948 ausgesiedelt und durch Neusiedler aus verschiedenen Teilen der Sowjetunion ersetzt. Nach dem Verlust des Hinterlandes und der meisten Verkehrsverbindungen durch die sowjetisch-polnische Grenzziehung mitten durch Ostpreußen sowie dem Verlust der Stadtrechte hat der Ort seit 1945 stark an Bedeutung verloren, und es stehen nur noch relativ wenige Häuser. Im Rahmen der kommunalen Selbstverwaltung wurde Druschba im Jahr 2004 in die städtische Gemeinde Prawdinskoje gorodskoje posselenije eingegliedert.

Gefangen und Verschleppt

Seit dem 16. März 1945 werden wir in Schlawe gefangen gehalten. In den ersten drei Tagen gibt es kaum etwas zu essen. Uns quält heftiger Durchfall. Immer wieder werden Frauen und Mädchen herausgeholt. Manche kommen gar nicht wieder, andere sind vollkommen versteinert wenn sie zurückkommen. Wir sind alle der Willkür der Russen ausgeliefert und wer sich weigert, wird erschossen oder ihm passiert Schlimmeres.

Am 25.3. erfahren wir, dass es weiter geht nach Stolp. Der Marsch nach Stolp (35 km) wird sehr anstrengend. Wir werden in einem Wehrmachtssmagazin untergebracht. Eine schlimme Bleibe. In einer riesigen Lagerhalle liegen eng zusammengepfercht auf dem entsetzlich schmutzigen Fußboden ein paar hundert Frauen. Hier lerne ich die Läuseplage kennen.

Die Suppe, die wir als einzige Nahrung erhalten, ist scheußlich. Immer 6 Personen bekommen zweimal am Tag eine schmutzige Schüssel voll mit einer undefinierbaren Flüssigkeit. Nach dem darin enthaltenen Sand scheinbar das zusammengefegte vom Fußboden des Magazins, in dem wir waren. Diese Suppe wurde von Polen ausgeteilt, die uns bei der Ausgabe noch möglichst schikanieren. Uns quält nicht nur die Sorge um unser eigenes Schicksal, sondern auch um die Angehörigen. Bei einbrechender Dunkelheit begann eine Gruppe älterer Frauen leise christliche Trostlieder zu singen. Anfangs wollten einige zur Ruhe mahnen, um unsere Bewacher nicht herbeizuziehen, aber bald sangen alle in diesem Riesenraum leise mit. „Befiehl du deine Wege“ und „Harre des Herrn“ klangen auf. Wie viel Menschen in großer Not mögen diese Lieder schon aufgerichtet haben? Auch ich spüre, dass meine Kraft allein nicht ausreicht, um das Kommende zu überstehen.

Am 29.3. werden wir zum Bahnhof getrieben. Da will mich aller Mut verlassen. Als wir in die Abteile eines Personenzuges gestopft sind und unsere zahlreichen Bewacher mit aufgepflanztem Bajonett am Gewehr sehen, kommen uns allen hemmungslos die Tränen.

Wir werden nach Graudenz gebracht. Am 5.4. kommen wir endlich nach endlos erscheinender Fahrt an. Wir stehen noch einen Tag in den abgeschlossenen Waggons auf dem Bahnhof und werden dann in eine zerstörte Schule getrieben. Es ist bitter kalt ohne Fenster und Türen in ständiger Zugluft.

Der Marsch durch Graudenz war sehr bitter für uns: auf der Straße spazierten mit Beutekleidung herausgeputzte Polen, verhöhnten uns und spuckten uns an. Wir sehen schon recht heruntergekommen aus...

Wir marschieren zum Gefängnis. Die Nacht verbringen wir in der Gefängniskapelle. Am 9.4. werden wir früh in kleinen Gruppen aufgerufen und in eine Zelle getrieben. Dass ich einmal in einer Gefängniszelle landen würde, habe ich mir nicht träumen lassen. Um 5:30 Uhr werden wir von Polen geweckt. Sie machen sich hier auf allerlei Pöstchen sehr unangenehm bemerkbar. Wenn bei den vielen

Zählappellen die Zahl nicht stimmt, holen sich die Russen von der Straße einfach ein paar Polen dazu. Auch bei uns sind Frauen dabei, die immer wieder ihre polnische Nationalität beteuern, vor ihnen müssen wir uns bei den Gesprächen sehr in Acht nehmen.

Ich muß immer wieder daran denken, wie uns Iwans in Schlawe am Straßenrand zuriefen: "do Sibirsk". Ein Traum von endlosen Weiten und Schneefeldern verstärkt meine Ahnungen noch. Das Wetter ist jetzt wunderbar geworden und die Bäume an der Gefängnismauer werden schon wieder grün.

Am 14.4. gegen Abend werden wir aus den Gefängniszellen herausgeholt und wieder durchsucht. Wieder geht es zum Bahnhof. Mit beginnender Dunkelheit werden wir in Viehwagen getrieben. Wir müssen uns bemühen, möglichst schnell an der viel zu hoch gelegenen Öffnung in den Waggon zu klettern, sonst wird mit Gewehrkolben nachgeholfen. Die Nacht verbringen wir stumpfsinnig hockend, nur nicht denken. Alle unsere Hoffnungen auf baldige Freilassung sinken. Wir müssen uns mit der Tatsache abfinden, dass wir noch weiter von unseren Angehörigen entfernt werden sollen.

Der Transport nach Russland begann am 15.4. und endete am 2.5.1945. Wir sitzen gefangen in einem Güterwagen mit Schiebetüren. Oben in der Ecke ist ein vergittertes Fensterchen, an den Querseiten übereinander je zwei Holzpritschen, darauf müssen wir vierzig Frauen Platz finden. Wir können nur dann alle liegen, wenn wir uns alle zur gleichen Zeit umdrehen. Wir hörten dann, dass andere Waggons noch voller waren, leerer wurden sie von selber durch die Todesfälle. An der hinteren Schiebetür ist eine kleine Öffnung mit einer Blechrinne, die schräg nach außen führt, das ist unser Klo. Als am ersten Morgen der Kommandant des Transportes mit einem Dolmetscher erscheint, flucht er über die Schweinerei in unserm Waggon, die beim Benutzen dieses komfortablen Klos im Dunkeln entstanden ist. „Germanski nix Kultura,“ sagt er. Der Dolmetscher tut nur kund, dass wir jetzt ein Bauzug sind. Wohin er mit uns fahren wird, verrät er nicht.

Draußen ist lachender Frühling, aber uns scheint die Sonne nicht mehr, das winzige Fensterchen gibt nur Dämmerlicht. Verzweifelt hadern wir mit unserem Schicksal. Womit haben wir das verdient? Jeden Morgen werden zwei herausgeholt bei einem Halt. Sie holen vorn im Zug die Verpflegung. Es gibt etwas russisches Trockenbrot, einen Esslöffel Zucker und abends oder nachts eine warme Suppe. Erbsen und Kartoffeln mit viel fettem Fleisch gekocht und ziemlich dick. In der übrigen Zeit ist die Waggontür von außen fest verriegelt und wehe, wenn wir unsere Köpfe am Fensterchen zeigen.

In Minsk werden wir entlaust und können uns endlich waschen. Wieder müssen wir uns allen nackt zeigen und es macht den herumlungernden Offizieren riesige Freude, uns bei der Säuberungsaktion zuzusehen. Etwas wohler fühlen wir uns nach der Reinigung. Unsere Wäsche, die vor Schmutz klebt, müssen wir wieder anziehen. Wie sehr uns die Gefangenschaft schon geschwächt hat, merken wir, als wir ins Freie kommen. Die Bevölkerung, besonders die Kinder, stehen neugierig am Bahngelände und starren uns an. Sie zeigen sich aber nicht

feindselig. Weiter geht die Fahrt. Wir kennen weder Weg noch Ziel. Am Sonntag, dem 22.4. packt mich wieder voll die Verzweiflung. Wir sind nicht mehr weit von Moskau und erkennen Spuren der Kämpfe. Halbverfallene Schützengräben, abgeschossene Panzer, zerstörte Häuser. Hier haben unzählige Menschen einen sinnlosen Tod gefunden. Wir sehen an der Bahnstrecke die ersten deutschen Kriegsgefangenen. Unser Zug muß halten und so erfahren wir durch Zurufe, wo wir sind. Wir sind der dritte Transport mit Zivilisten, der hier vorbeikommt. Wie viele mögen unser Los teilen?

In einer Nacht steht unser Zug in einer Vorstadt von Moskau. Wir sehen eine Straßenbahn fahren. Die Häuser sind nur elende, halb zerfallene Holzbauten. Am Abend rütteln Halbwüchsige an unsren Waggontüren und brüllen: "Gitler kapuut" Draußen beginnt ein tolles Geknalle. Sie feiern die Einnahme von Berlin. Der Kampf geht zu Ende.

Wochenlang geht es jetzt durch Russland. Es wird bitterkalt. Wir rollen über einen großen Fluss, ist es die Wolga? Das Land wird bergig, scheinbar nähern wir uns dem Ural. Die Verpflegung wird immer mangelhafter, aber noch mehr als der Hunger quält uns der Durst. Wenn der Zug hält, fangen wir an, im Chor nach Wasser zu schreien. Bis die Posten die Tür aufreißen, das Gewehr reinschieben und uns mit fürchterlichen Flüchen zur Ruhe bringen.

Endlich hält der Zug einmal im Ural. In Gruppen dürfen wir raus und uns in einem Moortümpel waschen. Nach langer Zeit sehen wir wieder die Sonne und können nur blinzeln sehen. Wir sehen schon alle recht verändert aus, hohlwangig und blass, wir taumeln alle. Manche haben nicht mehr die Kraft aus dem Waggon zu klettern. Lange währt die Freude an der Sonne nicht. Das Hochziehen in den Waggon gelingt nur mit gegenseitiger Hilfe. Wieder wird die Tür verriegelt und weiter geht es. Wohin? Das Schreckgespenst Sibirien wird immer greifbarer.

Meine Ausrüstung für den Weg nach Russland war noch relativ gut im Gegensatz zu vielen anderen, die nicht einmal einen Mantel hatten. Ich hatte zweimal Wäsche am Leib, drei Paar Strümpfe übereinander an, meine recht festen hohen Schuhe, Wollkleid, Pullover, Rock, meinen Wintermantel und Vaters Lodenmantel, den er mir noch mit Mutti in Thyn nachgeschickt hatte. Im Rucksack hatte ich Löffel, Blechteller und Tasse und eine Wolldecke. So konnte ich mit meiner Ausrüstung andern, die ohne alles auf den Weg mussten, noch etwas helfen. Wie durch ein Wunder hatte ich meine Sachen durch alle Filzungen behalten, nur das Messer wurde mir gleich genommen. Eine kleine Schere ruhte als Kostbarkeit unter der Filzsohle im Schuh. Im Mantel hatte ich sogar noch in der Wattierung meine Armbanduhr und als letzten Ausweg die Rasierklinge.

Am 1. Mai blieb unser Zug mitten in einer Schneedecke stehen, die Russen feierten. Am 2. Mai verlassen wir den Zug. Endlich sind wir am Ziel, wissen aber nicht, wo wir uns befinden. Tiefer Schnee und Kälte empfangen uns. Wir müssen lange stehen zum Zählen und Aufrufen. Die Zahl stimmt nie und dann wird von vorne angefangen. Der kurze Weg zum Lager fällt uns sehr schwer.

Wir sind im Lager 7 504 Turinskij. Dieser Aufenthalt wird vom 2.5. bis 13.7.1945 dauern. Endlos lange hocken wir in einem Raum so zusammengepfercht, dass wir nicht liegen können. Nacheinander werden wir untersucht und entlaust. Zu dritt müssen wir völlig nackt vor Ärztin und Offizieren stehen. Sie starren uns ungeniert an und machen ihre Glossen. Vorher wurden uns noch von einem Mongolen die Schamhaare (Filzläuse) und vielen die Kopfhaare geschoren. Angeblich waren sie zu sehr verlaust, aber bei vielen jungen Mädchen geschah es nur, um sie ihres letzten Schmuckes zu berauben. Wir Davongekommenen wagen es nicht, sie anzusehen, so entstellt sehen sie aus. Weinend und frierend stehen sie da. Die so genannte Untersuchung besteht nur in einer Abschätzung des Kräftezustandes, schwere Gesundheitsschäden werden nicht beachtet.

Man verteilt uns auf die Räume der einzelnen Baracken und dort erkennen wir schnell die neue Plage: Es wimmelt von Wanzen! In unserem Raum findet sich unter Obhut einer Frau Bismarck eine gute Gemeinschaft zusammen. Das hilft über die erste schwere Zeit im Lager hinweg. Woher nimmt diese Frau nur die Kraft, andere aufzurichten? Sie musste ihre kleinen Kinder allein zurücklassen, ihr Mann war Tierarzt in Stolp. Wir sind bunt zusammengewürfelt aus Pommern, Danzig, Ost- und Westpreußen. Ich helfe Frau Bismarck bei der Betreuung unserer Kranken. Viel ist es nicht was wir für sie tun können: Halswickel machen, Holzkohle suchen gegen die Durchfälle, Umschläge machen – und vor allem Zuspruch geben.

Das Essen ist in der ersten Zeit gut. Zweimal am Tag gibt es eine schmackhafte Hirsесuppe mit etwas Fleisch, aber nur eine halbe Büchse voll. Wir haben uns leere Konservendosen im Lager gesucht, viele amerikanische Aufdrucke sind dabei. Irgendwo fand sich dann ein Stückchen Draht als Bügel. In diesem „komfortablen“ Gefäß empfangen wir unsere Ration. Das erste frische Brot – unterwegs gab es nur Trockenbrot – schmeckt uns herrlich. Es ist aber nass, bitter, schwer und sauer und wir vertragen dies grobe Brot nicht mehr. Anfangs heißt es, wir sollen zwei Wochen Ruhe haben, um uns vom Transport zu erholen. Aber wir werden bald geholt, um das Lager in einen Musterzustand zu bringen. Man will uns Deutschen zeigen, was russische Kultura ist. Zuerst lenkt die Beschäftigung nach der langen Untätigkeit uns von unserer Lage ab, aber bald wird uns das Herumstehen und Steinchen weiterreichen in der Kälte sauer.

Anfangs hatten wir etwas Ofenähnliches in unserem Raum und konnten auch mal Holz organisieren. Er wurde entfernt, um mehr Pritschen einzubauen. Mit viel Mühe treibt Frau Bismarck einen neuen Ofen auf, damit wir uns nach der Außenarbeit erwärmen und unsere Sachen trocknen können. Schon müssen wir den Ofen wieder rausreißen.

Morgens wachen viele mit völlig verschwollenen Gesichtern auf. Die Wanzen haben sie heimgesucht. Sie fallen nachts von der Decke oder von den oberen Pritschen. Mir laufen sie übers Gesicht, mögen mich aber nicht.

Am 9. Mai werden wir zusammengerufen, müssen uns auf dem Lagerhof aufstellen und der Kommandant verkündet uns, dass Deutschland bedingungslos

kapituliert hat. Wir können die volle Tragweite noch gar nicht begreifen. Für die Russen ist es ein großer Feiertag, aber welche Folgen hat es für uns? In den nächsten Tagen wechseln Regen, Schnee und Kälte – Zuhause blüht schon der Flieder. Nun werden wir öfter in Gruppen aus den Baracken geholt. Sie müssen Holz für die Küche aus dem Wald oberhalb des Lagers holen oder Verpflegung von der Bahn. Die Wege sind jetzt grundlos, dafür ist unser Schuhwerk nicht geeignet, auch meine festen Schuhe trocknen nicht mehr.

Das Essen wird schlechter. Fürchterlich ist die Lupinensuppe, Viehfutter, das wir nicht vertragen. Beliebt ist der tägliche Teelöffel Zucker, er wird bei vielen zum Tauschobjekt. Neben der Essensausgabe wird ein großes Schild aufgehängt, darauf steht, was Internierte (so bezeichnet man uns) alles an Verpflegung erhalten. Da wir nur einen geringen Teil davon bekommen, erscheint uns das Schild als Hohn. Die Essensausgabe ist mit Schikane verbunden. Ein paar Hundert werden auf einmal herausgeholt und müssen oft stundenlang in Regen und Kälte stehen. Weil die meisten unzureichend bekleidet sind, bringt das unnötige Erkältungen. Die Aufsichtspöstchen im Lager üben die mitverschleppten Polen aus. Sie machen uns das Leben oft schwerer als die Russen. Ein junger polnischer Student, der mitverschleppt wurde, erzählt einmal, dass er nach dem Warschauer Aufstand in ein deutsches KZ kam, dort sei es menschlicher zugegangen als in unserem Lager hier. Er schikaniert uns nicht, sondern versucht zu helfen, wo es geht. Kurz vor Pfingsten wird unsere Gemeinschaft getrennt. Wir werden in Arbeitsgruppen eingeteilt.

Ein Lagerlazarett wird eingerichtet. Dort stirbt eine Frau aus unserem Zimmer, andere folgen bald. Die Diphtherie, die wir aus Stolp mitbrachten, fordert noch viele Opfer. Für unsere Lagerärztin, von uns nur Kirschmund genannt - ihrer Aufmachung wegen – ist alles Angina. In Wirklichkeit ist sie Feldscher, lässt sich aber Doktora titulieren. Die Toten werden nackt in ein Zelt geworfen. Wenn genug beisammen sind, müssen ein paar Männer sie nachts in einen Graben im Wald werfen und zuscharren. Das Hab und Gut der Toten eignen sich sofort Ärzte und Schwestern an und stolzieren später damit im Lager umher.

Die Pfingsttage sind trostlos. Am 1. Feiertag muß Gerda Lange mit einer Blutvergiftung ins Lazarett. Vorher schneidet ihr unser aus Danzig mitverschleppter Arzt mit einem Taschenmesser den Finger auf. Ins Lazarett darf er nicht und dort gibt es sonst keine Hilfe für sie. Von Annemarie bin ich nun auch getrennt. Sie ist in einer anderen Arbeitsgruppe und so fehlt mir der Halt, den wir uns gegenseitig gaben.

Vor Pfingsten mussten wir Baumstämme aus dem Wald schleppen. Dabei hatten wir mal einen mitleidigen Posten, der selber nicht viel Lust hatte, den Weg so oft zu machen. Er ließ uns im Wald länger ausruhen. Dabei hatte ich mir eine schlimme Erkältung geholt. Am 1. Feiertag hatte ich abends hohes Fieber und Stiche beim Atmen. Am 2. Feiertag gehe ich vor der Arbeitseinteilung zur Ambulanz. Nur mit über 39 Grad Fieber galt man als arbeitsunfähig. Diesmal macht unser deutscher Arzt die Ambulanz und will mich ins Lazarett schicken, es ist

aber kein Platz mehr. Ich will auch nicht dorthin, da kommt kaum jemand wieder zurück. Ich fürchte, die letzte Widerstandskraft zu verlieren, wenn ich erst dort liege. Ich darf den Tag über in der Baracke bleiben.

Am nächsten Tag, dem 22.5. werden wir wieder einmal „untersucht“. Nackt müssen wir an Ärztinnen vorbeigehen, die uns einmal ansehen. Sie sind extra dazu hergekommen. Ich werde der Arbeitsgruppe 1 zugeteilt. Das sind die völlig Gesunden, Kräftigen....

Am Tag darauf beginnt unsere Arbeit an der Bahnstrecke. Erde schaufeln für eine neue Bahnstrecke. Das ist erträglich, wenn der Begleitposten anständig ist, aber ich bin zu schlapp geworden vom Fieber. Sobald die Aufsicht uns nicht sieht, stehen wir herum und dazu ist es noch kalt. Ein Begleitoffizier, der immer wieder betont, dass er in deutscher Gefangenschaft war, schikaniert uns sehr. Den Weg zur Arbeit müssen wir auf den Bahngleisen im Laufschritt zurücklegen, kein Wort dabei sprechen, keinen Schritt aus der Reihe tun, sonst schlägt er mit einem Stock zu.

Am 27.5. ist der Sonntag ausnahmsweise arbeitsfrei. Ich liege den ganzen Tag. Kann das Essen, das mir Annemarie geholt hat, nicht runterbringen, heule nur immer vor Schwäche, habe Fieber und Schmerzen. Mit Grauen denke ich an die Arbeit am nächsten Tag. Am nächsten Morgen muß unsere Arbeitskolonne sehr lange angetreten am Tor stehen zum Zählen. Da kippe ich um, als gerade die Lagerärztin vorbeikommt. Sie beordert mich in die Ambulanz. Dort hatte man mich kurz vorher als arbeitsfähig rausgeschickt. Jetzt habe ich noch einen Tag Ruhe. Vor unserem Arbeitseinsatz hatte ich mich um die Kranken in der Baracke gekümmert. Nun will mir die Barackenälteste aus dem Arbeitsplatz heraushelfen und schlägt mich als Pflegerin für das Lazarett vor. Die russische Ärztin muß dazu „Ja“ sagen. Sie lehnt zuerst ab, weil ich immer noch Arbeitsklasse 1 bin. Doch als sie mich noch einmal kritisch mustert, stimmt sie zu.

Damit beginnt für mich, trotz allem schweren Erleben und vielen Widerwärtigkeiten, eine bessere Zeit im Lager. Das Gefühl, etwas für die Leidensgefährtinnen tun zu können, lässt mich vieles leichter überstehen.

Die so genannte „Lagerärztin“ versteht nichts von Krankheiten. Sie brüllt uns nur an. Die Ambulanz macht meist eine ältere Oberschwester mit einer Dolmetscherin, sie ist menschlicher. Im Lazarett arbeite ich anfangs im 24-Stunden-Wechsel mit einer anderen. Wir betreuen 60 Frauen im großen Lazarett und noch 20 Diphtheriefälle in der Isolierstation. Ohne Schutzkleidung und ohne die Möglichkeit, die Hände richtig zu waschen, muß ich von einer zur anderen Baracke...

Die Kranken liegen auf nackten Holzpritschen, die meisten ohne Decke, nur mit ihren Kleidern zugedeckt. Schwester Erna, die bisher hier regierte, ist nun meine Patientin und mischt sich in alles ein. Die Kranken sind froh, dass sie nun nicht mehr befehlen kann. Es finden sich leider unter den Gefangenen etliche, die ihre Posten damit halten wollen, dass sie Befehle der Russen 150% ausführen, statt nach Möglichkeiten zu suchen, sie für uns tragbarer zu machen. In den ersten Wochen der Lazarettarbeit quält mich der Husten noch sehr. Als Dr. Hackbarth die

Lagerärztin einmal vertritt, gibt er mir ein paar Codein Tabletten. Frau Bismarck braut Tee aus Kiefernadeln, die sie ins Lager schmuggelt, für die Huster. Das Wasser dazu muß sie von den Frauen erbetteln, die für die Russen waschen. Für uns gibt es kein heißes Wasser.

Alle paar Wochen müssen wir zur Entlausung. Da haben wir die einzige Möglichkeit der Körperreinigung. Es gibt heißes Wasser und eine Handvoll Schmierseife. Unsere Köpfe werden dabei auf Läuse kontrolliert und immer wieder verlieren ganz willkürlich einige dabei ihre Haare. Die Hungergesichter sehen dann aus wie Totenschädel. Die Läuseplage ist damit auch nicht einzudämmen. Nur wenn wir jeden Abend unsere Kleidungsstücke und uns gegenseitig unsere Köpfe absuchen, können wir die Läuseplage eindämmen. Auf diese Zivilisationsstufe sind wir abgesunken, waschen können wir unsere Lumpen nicht.

Es fehlt an allem im Lazarett. Es gibt keine Medikamente, kein Verbandszeug. Meine Arbeit beschränkt sich darauf, den Kranken etwas Mut zu machen und sie sauber zu halten. Sehr schwer wird es mir, die ersten sterben zu sehen. Zu wissen, dass diesen jungen Mädchen leicht hätte geholfen werden können und doch keine Möglichkeit dazu zu haben, ist bitter. Nach dem 24-Stunden-Dienst bin ich so erschöpft, dass ich mitunter sogar die Essensausgabe verschlaffe. Manchmal kann ich über Mittag in einem Winkel an den Baracken etwas Sonne genießen. Innerhalb des Lagers sieht es trostlos aus. Jedes grüne Kraut, das irgend essbar ist, wird von uns vertilgt. Unser Essen wird immer schlechter und wir verspüren sehr den Vitamin- und Eiweißmangel.

Die Männer erhalten die gleichen Rationen und leiden noch mehr unter dem Hunger. Sie haben allgemein weniger Widerstandskraft als die Frauen. Es sind aber auch vorwiegend ganz junge oder recht alte Männer. Einige bekommen den Gefangenekoller und laufen nachts in den geladenen Drahtzaun. Immer wieder gibt es nachts Schießerei von den Posten auf den Ecktürmen. Der Lagerhof ist ständig hell erleuchtet und in den Baracken brennen nachtsüber die an der Decke hängenden nackten Glühbirnen, auch in den Schlafräumen. Die Schlafräume werden nachts öfter kontrolliert und einzelne zu Verhören geholt. Einmal machen drei Männer von der Arbeit aus einen Fluchtversuch. Schon am nächsten Tag werden sie ins Lager zurückgebracht. Völlig zerprügelt werden sie uns zur Abschreckung gezeigt und in den Karzer gesteckt. Das ist ein Erdloch mit Gitter darüber, damit man den Verurteilten nichts zustecken kann. Als sie nach einiger Zeit vor angetretener Lagerbelegschaft wieder herausgeholt werden, taumeln sie als Wracks ans Licht.

Die Arbeitsgruppen schuften nun vom frühen Morgen bis zum späten Abend beim Bau von einer Bahnlinie. Mit dem Versprechen auf größere Rationen bei Erreichung der Arbeitsnorm, die dann wieder höher gesetzt wird, treibt man zu immer mehr Leistung an. Schaffen nur ein paar in der Gruppe die Norm nicht, bekommen alle gekürzte Rationen. So wirkt die Gruppe noch zusätzlich als Antrieber. Nach dem Fluchtversuch der drei Männer bekam das ganze Lager drei Tage lang nur ein Stückchen Brot. Die Arbeit musste trotzdem geschafft werden.

Ich bin sehr froh, dass ich meine Arbeit tun kann, ohne angetrieben zu werden. Um das Lazarett machen die Russen einen Bogen. Sie fürchten sich vor ansteckenden Krankheiten. Die Mehrzahl unserer Kranken leidet an schweren Durchfällen, einschließlich Ruhr und Typhus, aber auch schwere Bronchitis, Lungenentzündung und alle Arten von Tuberkulose treten auf. Sehr viele junge Mädchen sterben bei Diphtherie einen plötzlichen Herztod. Später sind Dysenterie und Fleckfieber die Haupttodesursachen. Je länger wir hier sind, umso weniger wehren sich die Kranken gegen den Tod. Sie haben keine Angst mehr vor dem Sterben, sondern fürchten das Weiterleben müssen. So schlafen die meisten still und unbemerkt ein, in der Hoffnung, ihre Lieben im Jenseits wieder zu finden. Anfang Juni erscheint im Lager eine große Kommission. Wieder werden viele verhört und viel Papier, das sonst so knapp ist, beschrieben. Ich selber werde nicht mehr zum Verhör geholt. Dann wird wieder einmal „untersucht“. Als ich am späten Abend dran komme, habe ich eine heftige Angina mit über 39 Grad Fieber. Diesmal werde ich in Gruppe „UK“ (arbeitsunfähig) verfügt. Als wir uns zur Untersuchung ohne Kleidung aufstellen, sieht man erst, welch Jammergestalten wir inzwischen alle geworden sind. Die Angina hat mich sehr heruntergebracht, weil ich trotz hohem Fieber meine Arbeit bei den Kranken weitermache.

Die Verhöre und Untersuchungen haben neuen Gerüchten Nahrung gegeben. Viele hoffen, dass wir nun alle nach Hause kommen. Eine sehr genaue Durchsuchung unserer Habseligkeiten erfolgt. Meine kleine Schere, die uns schon so viele gute Dienste geleistet hat, kann ich nur retten, weil ich sie rechtzeitig in der Erde verstecken kann. Es wird viel fortgenommen bei der Filzung, das deutet nicht gerade auf bevorstehende Entlassung.

In diesem Lager waren anfangs ca. 3000 Insassen, davon 1/3 Männer. Von den Frauen ist die Jüngste 15 Jahre alt und die Älteste ist 70. Als das Lager aufgelöst wird, ist etwa 1/3. gestorben, besonders Männer. In der letzten Zeit hatte man uns jeden Abend gezählt. Viele Male wurde durchgezählt, zuletzt erschien einer mit einem Abakus und die Zählerei begann von neuem. Zum Schluss stimmte es doch nie, aber für uns wurde das lange Stehen zur Qual. Noch zweimal verlassen 250 Frauen vor uns das Lager; dann ist es auch für mich am 17.7.1945 soweit. Nach endlosem Warten muß zuletzt alles in rasender Eile vor sich gehen. Wieder bleiben Menschen zurück, denen ich mich angeschlossen hatte. Bald liegt der schreckliche Bretterzaun hinter uns. Wieder werden wir in fürchterlicher Enge in Viehwagen gepresst. So geht es ins Ungewisse. Am letzten Abend habe ich noch mit Gerda gesprochen. Sie war nun wieder ganz klar und wir haben uns gegenseitig versprochen, nach den Angehörigen zu suchen und von unserem Schicksal zu berichten, wenn eine von uns heimkommen sollte. Viel Hoffnung auf Heimkehr haben wir nicht.

Nach sieben Tagen qualvoller Fahrt im Viehwaggon werden wir an einem sehr trüben nebligen Morgen ausgeladen. So trüb und undurchdringlich wie das Land um uns herum erscheint mir auch unser Los. Eine kurze Fahrt noch mit Torflo-

ren, dann werden wir in Jelowie ausgeladen. Die Posten sagen uns zwar den Ortsnamen, wir haben aber keine Ahnung wo es liegt. Wieder landen wir hinter einem Bretterzaun wie im ersten Lager, nur ohne Türme. Zum Essen werden wir in den Gemeinschafts-Speiseraum der Torfsiedlung geführt. Ich kann mich nur noch weiterschleppen und kann nicht Wasser lassen. Wenn ich drei Schritte gehe, jagt mein Herz. Nachts hocke ich auf der Pritsche und ringe nach Luft. Die Beine werden immer dicker und morgens sind meine Augen so zugeschwollen, dass ich nur noch blinzeln kann. In diesem Zustand muß ich auch noch eine Pockenimpfung über mich ergehen lassen. Nach neun Tagen müssen wir noch einmal die Torfbahn besteigen und kommen einige km weiter nach Perwomaisk. Es liegt nahe Swerdlowsk.

Lager Perwomaisk vom 29.7. bis 11.10.1945. Das neue Lager müssen wir erst einrichten und noch tagelang auf der Erde kampieren. Das Essen ist schlecht und knapp. Als die Arbeit beginnt, komme ich wieder in den Lazarettendienst. Hier versuchen eine russische Ärztin und Schwester uns zu helfen, soweit sie können. Wir erfahren später, dass sie auch Verbannete sind.

Bald muß ich mich selber ins Lazarett legen. Meine Beine sind nun so dick, dass ich mich nicht mehr bewegen kann und auch im Bauch steigt das Wasser immer höher. Die Ärztin stellt eine Myokarditis fest und besorgt mir von ihrem Geld etwas Koffein. Für uns gibt es auch hier keine Medikamente. Allmählich werde ich das Wasser los. Danach teilt mich die Ärztin zum Lazarettendienst ein, weil ich schwächer bin als die anderen beiden. Die Ärztin wird immer wieder vom Lagerkommandanten gezwungen, mehr Leute zur Außenarbeit zu schicken. Die müssen im Torf fürchterlich schuften, manchmal vom Morgen bis Mitternacht. Es wird ja kaum dunkel jetzt. Die Arbeitsnorm, die ständig erhöht wird, muß geschafft werden. Es ist ganz gleich, wie viele daran zu Grunde gehen. Sie gelten nun als „freie“ Arbeiter der Sowjetunion. Es gibt aber noch keinerlei Bezahlung und es heißt nur: „Nix Norma, nix kuscheit.“ (essen).

16.8.1945: mein Geburtstag. Unter diesen Verhältnissen ist es ein besonders trostloser Tag. Wie müssen die Eltern heute an mich denken, wenn sie noch am Leben sind. In diesem Lager habe ich niemand, der mir über diesen Tag hinweg hilft. Unter den Lagerinsassen gibt es nur noch Gehässigkeit, besonders blüht der Neid auf die kleinste Erleichterung und vermeintlich bessere Verpflegung. So wird meine Beschäftigung im Lager viel angefeindet. Die wenigen Habseligkeiten muß man sehr hüten, Diebstähle untereinander werden immer häufiger, tragen doch viele nur noch Fetzen am Leib. Der Halt, den Gemeinschaft geben kann, der im ersten Lager noch sehr stark war, fehlt hier völlig. Ganz einsam muss ich durch diese Zeit hindurch.

Die Ärztin und Schwester Lisa, beides intelligente, gut aussehende Frauen, unterstützen uns wo sie nur können. Wenn die Rationen für unsere Kranken immer kleiner werden, geht die Ärztin zur Küche und macht dort einen Heidenkrach. Dann gibt es für ein paar Tage die festgelegten Portionen, aber bald beginnt das Spiel von vorn. Es machen zu viele „zapp-zerapp“ (stehlen).

Wenn der Kommandant Kranke aus dem Lazarett zur Arbeit treiben will, streitet sie so lautstark mit ihm, dass wir ihre Ablösung befürchten. Als Ärztin und Schwester eines Tages mit verweinten Gesichtern erscheinen, fürchten wir, es ist so weit. Es waren aber Freudentränen. Sie hatten lange ohne Verbindung zu ihren Angehörigen auf der Krim gelebt, nun hatten sie die erste Post erhalten. Gesundheitlich geht es mir immer schlechter. Ich bekomme unseren Fraß, Wasser in dem Kartoffelstückchen mit Schale und Kohlblätter schwimmen, nicht mehr herunter und werde immer schlapper. Ich hatte mir immer als Ziel gesetzt, bis zu meinem Geburtstag durchzuhalten. Weil auch jetzt noch kein Funken Hoffnung auf Heimkehr besteht, gebe ich auf. Eine Entzündung am Knöchel macht mir zu schaffen. Ich könnte vor Schmerzen schreien, wenn ich nach einer Pause wieder auftreten muss. Anfang September werde ich ganz krank. Als das Fieber mit Schüttelfrost über 39 Grad steigt, legt die Ärztin mich gleich in den einzigen Raum, der nur eine Pritsche hat, weil wieder Typhusfälle auftreten. Alles Essen widert mich an, obwohl ich ständig Hunger habe. Drei Tage dämmere ich im Lagerlazarett hin, dann werde ich auf einem Pferdewagen ins Stadtlazarett gekarrt. Dort werden wir gebadet und auf Läuse überprüft. Ich fürchte, meine Haare loszuwerden wegen Typhusverdacht. Als einzige Bekleidung erhalte ich ein viel zu großes Leinenhemd und werde auf eine Pritsche in eine Ecke des eisigen Flurs geschickt. Ich bekomme eine dünne Baumwollkinderdecke zum Zudecken und friere so jämmerlich wie noch nie. Lange quält mich der Schüttelfrost. Abends habe ich dann immer 40 Grad Fieber. Nach zwei Tagen komme ich in ein Zimmer. Hier zieht es wenigstens nicht so.

Die Ärztin spricht recht gut Deutsch, behandelt uns höflich und mit Sorgfalt. Drei Wochen lang bekomme ich zweimal am Tag immer zur gleichen Zeit Schüttelfrost, dass mein Drahtbett zittert. Dadurch werde ich furchtbar elend und schlapp, kippe auf dem Klo wiederholt um und fürchte, in die Öffnung im Fußboden zu fallen. Meist liege ich teilnahmslos da. Ich höre die anderen im Zimmer untereinander reden: „Die macht's auch nicht mehr lange.“ Ich höre es zwar noch, aber es berührt mich nicht mehr. Was mir fehlt, erfahre ich nicht genau. Die Ärztin gibt mir ein Herzmittel und langsam lässt das Fieber nach und ich bekomme Heißhunger. Das Essen ist hier schmackhaft, nur viel zu knapp. Ich träume nur noch von Griesbrei, Milch oder Gemüse. Stattdessen gibt es morgens ein winziges Schüsselchen mit Suppe. Gries oder Kartoffeln mit Wasser gekocht, sehr dünn ohne Fett. Mittags gibt es wieder ein Schüsselchen Suppe, diesmal Kapusta (Weißkohl) mit Kartoffeln, hinterher ein Scheibchen von einer Kartoffelteigrolle mit etwas Fleisch gefüllt und einen Teelöffel Zucker. Abends ein Stück Brot, nass, schwer und bittersauer, dazu die abendliche Kohlsuppe und ein bis zwei Löffel Brei aus Kartoffeln, Möhren oder Kürbis. Das alles macht uns nie satt, während es die Ruhrkranken nicht vertragen.

Im Oktober bin ich endlich fieberfrei, nur noch völlig matt und teilnahmslos. Ich will nicht mehr. Da erscheint unsere Lagerärztin und schreit mich immer an: „Ermchen, da moi!“ (Irmgard, nach Hause) Ich mühe mich, meine Lebensgeister

noch einmal wach zu rütteln. Mache täglich am Arm einer Anderen Spaziergänge auf dem Gang, melde mich zum Kartoffelsortieren im Krankenhausgarten. Viel schaffe ich nicht, aber das wird hier auch nicht verlangt. Doch wir dürfen uns die Manteltaschen vollstecken mit Kartoffeln. Die Schwester kocht sie uns abends ab. Mit der Schale langsam mit Genuss gegessen, sind sie nicht nur Zusatzkost, sondern auch Heilmittel für uns.

Eines Tages stürzt eine Schwester ins Zimmer, wir sollen uns anziehen, in 10 Minuten fertig sein. „Da moi, drei Tage Maschin.“ Wir können gar nicht daran glauben. Es geht aber wirklich los. Wir müssen aber erst einmal zurück ins Lager. Wieder beginnt das zermürbende Warten, Aufrufen, Zählen.

Das Lager hat noch 250 Insassen. 175 Männer und Frauen sind von der Ärztin als nicht mehr arbeitsfähig zum Abtransport ausgesucht worden. Das ist furchtbar für die Zurückbleibenden und ruft viel Missgunst hervor. Nur die aus dem Stadt Lazarett gekommenen bleiben von der Arbeit verschont, die anderen müssen sich weiterhin zur Arbeit im Torf schleppen. So vergeht ein Tag nach dem anderen. Die Untätigkeit lässt das Warten endlos erscheinen. Unsere einzige Abwechslung ist das Essen und das ist sehr schlecht. Unser Lager liegt in einer Torfarbeitersiedlung. Hier sind viel Verbannte, darunter auch Wolgadeutsche.

Am 11.10. taucht plötzlich das Gerücht auf, dass sechs Waggons für uns in Manetka stehen sollen. Am nächsten Tag schließt sich endlich zum letzten Mal das Lagertor hinter uns. Für die Zurückbleibenden ist das schwer. Wie lange müssen sie noch bleiben? - 1948 kamen sie.

In Manetka müssen wir noch zehn endlos lange Tage und Nächte auf unseren Abtransport warten. Wir lagern im Freien und von Tag zu Tag wird es kälter. Nahrungsmittel bekommen wir nur in roher Form und müssen versuchen, sie mühsam zu kochen. Einige von uns sind in der Kälte so steif geworden, dass sie sich nicht mehr bewegen können. Es gab auch schon wieder Tote. Wenn nicht bald etwas geschieht, gehen wir hier alle zu Grunde. Waggons mit Kriegsgefangenen aus Sibirien kommen an, wir werden angehängt und haben Hoffnung, dass es weitergeht. Nach kurzer Zeit stehen wir wieder. Endlich, am 20. Oktober geht es weiter. Manetka entzweit unser Blicke. Es herrscht großer Jubel, auch wenn es immer noch eine Fahrt ins Ungewisse ist.

Die Freude ist sehr kurz. 30 km weiter in Swerdlowsk ist die Fahrt schon wieder zu Ende. Wir werden auf ein totes Nebengleis geschoben. Da stehen wir nun im eisigen Schneesturm, der durch alle Ritzen pfeift. Es stellt sich heraus, dass unser Transportleiter mit unseren Papieren und der Verpflegung abgehauen ist. Wir sind vogelfrei! Nichts zu essen, nicht einmal Wasser ist erreichbar, nichts mehr zum Heizen. So vergeht ein Tag nach dem anderen. Am 5. Tag ohne jede Verpflegung trifft auf dem Nebengleis ein Riesentransport mit deutschen Kriegsgefangenen ein. Ruth und ich und noch etliche andere krabbeln aus unserer Höhle, um nach dem Woher und Wohin zu fragen. Als die Gefangenen von unserer Not erfahren, sammeln sie Brot für uns, obwohl sie auch sehr knapp versorgt werden und laden uns zu ihrer Mittagsgruppenküche ein. So gut hat uns wohl selten ein

Festessen geschmeckt. Vor allem tut uns die selbstverständliche Hilfsbereitschaft der Gefangenen wohl, bei uns denkt jeder nur noch an sich selbst. Auch dieser Transport fährt ohne uns weiter.

Es vergeht noch ein Tag, bis wir endlich Verpflegung erhalten. Nachdem noch einige kleinere Transporte angekommen sind, werden unsere sechs Wagen an den langen Zug angehängt und es geht so plötzlich los, dass beinahe einige von uns zurückgeblieben wären. Sie können gerade noch im letzten Augenblick auf einen der hintersten Wagen klettern.

Als der Ural hinter uns liegt, atmen wir auf. Nun wird das Rollen der Räder zu schöner Musik, bei der wir sorglos schlafen.

Oft hält der Zug tagelang, um dann ohne Ankündigung schnell abzufahren. Das Essen wird immer schlechter und weniger und viele von uns sterben jetzt noch. Ich habe auch keine Kraft mehr und komme von meinem Lager auf der oberen Pritsche nicht mehr runter. Als wir wieder einmal auf einem Bahnhof stehen, hält neben uns ein Kartoffelzug, der aus Deutschland kommt. Ruth gelingt es zusammen mit einer anderen Frau einen Sack in unseren Wagen zu ziehen. Sofort wird er auf der Pritsche hinter mir und anderen Kranken versteckt.

Gleich darauf durchsuchen Begleitposten unter Fluchen und Schießen alle Waggons. Aus anderen Wagen werden einige mit gestohlenen Kartoffeln herausgeholt und zur Kommandantur gebracht. Vor Angst wagen wir nicht uns zu rühren. Für solche Diebstähle gab es bis zu 25 Jahre Zwangarbeit.

Der Posten kommt auch zu uns, fragt und sucht. An uns sichtbar Kranke auf der oberen Pritsche wagt er sich nicht heran. So bleibt unsere Beute unentdeckt. Erst als der Zug wieder rollt, atmen wir auf. Die Pellkartoffeln sind meine Rettung, die Durchfälle bessern sich, ich bekomme wieder etwas Kraft.

Zwar langsam aber ständig geht es nach Westen. Die ersten uns bekannten Namen an den Bahnhöfen tauchen auf. Als wir Wilna und Kaunas lesen, glauben wir, bald zu Hause zu sein. Der Zug rast weiter durch die Dunkelheit. Als ich frühmorgens raus sehe, glaube ich nicht richtig zu lesen. „Gutenfeld“ steht an dem kleinen wohlbekannten Bahnhof. „Das ist doch dicht bei Königsberg“, schreie ich los. Alle werden wach. Da kommt auch schon die nächste vertraute Station: „Seligenfeld“. Ich bedauere sehr, dass ich nicht früher aufgewacht bin und Wehlau verpasst habe. Bald halten wir nahe einem größeren Bahnhof und rätseln, wo wir sind. Die Lokomotive entfernt sich. Scheue, verhärmte Hungergestalten tauchen auf. Es sind Deutsche, die kaum auf unsere Fragen zu antworten wagen. Wir erfahren, dass wir in Königsberg Ponarth stehen. Dann bitten sie uns um etwas zu essen. Der Hunger schreit aus ihren Gesichtern, aber außer den letzten rohen Kartoffeln haben wir auch nichts. Als jemand fragt, wie man in die Stadt reinkommt, sagen sie: „Bleibt bloß im Zug. Wir wollen alle raus und können nicht. Hier sind nicht mehr viel Deutsche.“ Da wird uns allen klar, wie es um die Rückkehr in unsere Heimat bestellt ist. Einige verlieren völlig den Mut. Die Pommern unter uns trösten sie, dann kommt ihr eben zu uns. Sie ahnen noch nicht, dass es auch für sie keine eigentliche Heimkehr gibt.

Der schlimmste Eindruck von den Zuständen in unserer Heimat kommt erst: Bettelnde, fast verhungerte Kinder finden sich mit Blechbüchsen am Zug ein. Da kramen viele von uns noch ein paar Bissen, die sie als stille Reserve vor sich selbst versteckt hatten, hervor. Diese uralten Kindergesichter, die schon alles Leid der Welt miterlebt hatten, sind unvergesslich. Abends weinen sich viele von uns in den Schlaf – so hatten wir uns die Heimkehr nicht vorgestellt.

Wir fahren Richtung Allenstein, Thorn, Posen. Die Strecke ist eingleisig und oft beschädigt. Als wir auf polnisches Gebiet kommen, beginnt eine neue Plage für uns. Bei jedem Halt kommen Polen in unsere Wagen und wollen uns noch ausplündern. Unsere russischen Begleitposten vertreiben sie mit Flüchen. In Westpreußen steht bei einem Halt auf dem Nebengleis ein Zug mit Ausgewiesenen. Sie warten schon eine Woche auf die Abfahrt, werden laufend ausgeplündert und hungern sehr. So bekommen wir nach und nach ein Bild von den Zuständen in unserer Heimat.

Am 18.11. treffen wir in Frankfurt/Oder ein. Erschöpft und mutlos taumeln wir aus den Wagen – das ist nun unsere Heimkehr! Am 20.11. werden wir mit einem Fetzen Papier entlassen. Nun wissen wir nicht weiter. Bisher mussten wir tun, was man unter Flüchen und Drohungen von uns forderte. Nun müssen wir selber Entscheidungen treffen und kennen die Lage kaum.

Wir entdecken nicht weit vom Lager einen leeren Güterzug und erfahren von den Eisenbahnern, dass er am nächsten Tag nach Berlin fahren soll. Wir dürfen dort mitfahren. Am 21.11. kommen wir in Berlin, Bahnhof Ostkreuz an. Wir sind wieder ratlos. Wir gelangen zur S-Bahn und nach langem Hin- und Herreden lässt uns der Bahnbeamte mitfahren. Er wollte nicht glauben, dass wir Frauen auch Russlandheimkehrer sind. In der Bahn staunen wir nur über die zum Teil recht schick angezogenen Frauen, die vergnügt mit Besatzungssoldaten schäkern.

Wir gelangen nach Potsdam. Hier verabschiede ich mich von den letzten Leidensgenossinnen. Ein Zug Richtung Magdeburg kommt. Der Bahnsteig ist voller Menschen und der Zug ist schon voll. Vergeblich bemühe ich mich, zur Tür reinzukommen. Im letzten Moment hebt mich ein Landser vom Bahnsteig an einem offenen Fenster hoch. Ich lande im Klo und ziehe ihn von innen auch noch mit rein. Als der Zug eine Weile rollt, müssen wir das Klo räumen. Im Abteil muss noch enger zusammengerückt werden. Mir wird schlecht vor Schwäche. Eine freundliche Dame bietet mir ihren Sitzplatz an. Als mir wieder besser ist, wechseln wir uns ab auf dem Sitzplatz und kommen ins Gespräch über „Woher“ und „Wohin“. Sie ist Berlinerin, hat eine furchtbare Zeit in Berlin hinter sich und will nun in Richtung Osnabrück zu ihrem Bruder, der dort Landarzt ist. In Magdeburg nimmt sie mich mit zu ihrer Schwester. Dort bleiben wir drei Tage, um die Weiterreisemöglichkeiten zu erkunden. Ich kann mir auf meinen russischen Entlassungsschein in einer Auffangstelle sogar etwas Geld für die Weiterfahrt und ein paar Lebensmittelmarken verschaffen. Wir schließen uns einer Gruppe an, die auch über die Grenze in die englische Besatzungszone will.

Am Totensonntag geht es los. Man sieht Menschen mit sehr dürftigen Kränzen zu den Friedhöfen gehen. Für unsere Toten im Osten und in Russland gibt es keine würdigen Gräber. Mit einem Pferdewagen fahren wir bis Weferlingen. Nach einem längeren Fußmarsch übernachten wir in einer Schule. Dort gehen wieder wilde Gerüchte um über das nächtliche Verhalten der russischen Besatzer. Sind wir auch hier noch der Willkür preisgegeben? Am nächsten Morgen stellt sich eine mehrreihige, endlose Menschenschlange vor den Schlagbaum und wartet auf die Öffnung der Grenze. Der russische Kommandant mit Begleiter prescht in einer schönen Pferdekutsche zur Grenze. – Ein großes Schieben beginnt, weiß man doch nie, wann und für wie lange die Grenze geöffnet wird. Das ist der Laune des Kommandanten überlassen. Als geöffnet wird, trampelt man Hinfallende nieder. Jeder will mit rüber. Ich schaffe den Übergang, weiß aber hinterher nicht wie. Kurz hinter dem Schlagbaum findet sich unsere Magdeburger Gruppe wieder zusammen.

Wir gehen in das Lager Marienthal. Wir werden von den Engländern registriert, mit Läusepulver eingestäubt und danach gibt es einen Becher heißen Kakao und ein Wurstbrot.

Am Montag werden von der Lagerleitung Züge von Helmstedt aus in verschiedenen Richtungen ausgerufen. Ich steige in einen Zug nach Unna und befnde mich jetzt auf dem Weg nach Hannover zu meinem Onkel. Es galt noch einige Hindernisse zu überwinden. Als ich endlich vor seiner Tür stehe, erkennen mich meine Verwandten nicht. Ich muß ihnen erst erzählen, wer ich bin. Vor ein paar Wochen haben sie Nachricht von meinen Eltern erhalten. Gott sei Dank, sie leben! Im Januar 1946 kommen auch meine Eltern nach Hannover und jetzt beginnt für uns der Neuanfang in der Fremde.

In Schliekum bei Sarstedt erhalten die Eltern ein Zimmer, aus dem man für die Flüchtlinge die guten Sachen ausräumt und dafür Gerümpel reinstellt. Ein Bett mit Strohsack für beide zusammen, ein wackeliges Tischchen, ein alter kaputter Liegestuhl, eine Kiste als Regal und ein ganz primitiver Kanonenofen zum Kochen. Die Eltern kommen mit den Besitzern einigermaßen zurecht, weil sie von ihnen, reichen Calenberger Bauern, nichts erbitten. Ihre Lage ist trostlos und sie vegetieren in ihrem kleinen Stübchen dahin. Nur die Tatsache, dass wir uns wieder gefunden haben, hält sie aufrecht. Es fehlt ihnen an allem. Onkel Hans und Tante Else helfen mit dringend benötigten Dingen so gut sie können, aber viel ist das nach fünf Kriegsjahren nicht, auch wenn ihnen alles erhalten blieb.

Mit den Lebensmittelzuteilungen können die Eltern bei ihrem Ernährungszustand nicht leben und zum Tauschen bei den Bauern haben sie nichts. Um die Eltern etwas aufzurichten und ihnen noch ein paar Dinge zu bringen, fahre ich einmal mit der Straßenbahn zu ihnen. Der kurze Fußweg von der Straßenbahn mit dem bisschen Gepäck erschöpft mich so sehr, dass ich mich unter Tränen im Schneegestöber weiterschleppe. Ich hätte es nicht geschafft, wäre Vater mir nicht entgegengekommen. Weil ich bei den Eltern vor Erschöpfung schlimmen Schüttelfrost bekam, bittet Mutti um etwas Milch für mich bei der Bäuerin. Nur

widerwillig rückt sie eine Tasse Magermilch raus und sagt: „Wir müssen auch alles abliefern.“

Während Mutti noch in der Küche steht, werden Riesenbleche mit fettriefendem Butterkuchen reingetragen. Das ist ihr sichtlich peinlich. Die halbe Nacht feiert die Tochter vor dem armseligen Stübchen der Eltern ein Fest. Alle sind fein angezogen und sehen ärgerlich zu uns hin, wenn wir, um zum Klo zu gelangen, dort durch müssen. Da wird die Verbitterung über unser Flüchtlingsschicksal wieder übermächtig. Der Verlust des in schweren Jahren nach dem 1. Weltkrieg mit viel Arbeit und großer Sparsamkeit mühsam aufgebauten, sehr gut ausgestatteten Haushalts hat das Leben meiner Mutter lange überschattet. Es war immer sehr bitter für sie, wenn viele Hiesige alle Flüchtlinge als Habenichtse betrachteten, die nie etwas besessen hatten, die nun von allen etwas geschenkt haben wollten. Wir mussten die Folgen des Krieges doppelt und dreifach tragen.

Irmgard Herrmann, geb. Andres

Groß Allendorf

Auszug aus dem Buch: Flucht, Rückkehr, Vertreibung.



Zurück in Allenburg 1945

Nach der Flucht bis Danzig und Zoppot

Wann wir wieder in Allenburg ankamen, weiß ich nicht. Das Kriegsende am 8. Mai 1945 ist mir auch nicht erinnerlich. Jedenfalls erreichten wir nach sehr langer Flucht und unmenschlichem Fußmarsch von Zoppot aus Allenburg und wurden wohl im Juni 1945 dort registriert. Was hatten wir alles hinter uns, als wir in Allenburg ankamen. Den Aufbruch am Sonntag, dem 21. Januar 1945 mit Pferd und Wagen in eisiger Kälte und hohem Schnee. Das Gedränge unterwegs auf den heillos verstopften Straßen, Leid und Elend neben der Straße. Wir mussten unser Fuhrwerk auf einem Gut bei Mehlsack stehen lassen und verbrachten dort einige Zeit, weil der „Kessel von Heiligenbeil“ von unseren tapferen Soldaten wieder freigekämpft werden musste. Bald kamen unsere Soldaten und forderten uns auf, zu Fuß mit Handgepäck zur Straße zu kommen. Dort wurden wir auf einen LKW verladen und zum Frischen Haff gebracht. Mein Großvater Fritz Kowalsky durfte nicht mitfahren. Er musste zusehen, wie er an den Übergang auf das Eis des Frischen Haffes, bei Braunsberg kam. Irgendwie erlangten wir nach langer beschwerlicher Wanderung über das Eis, die Nehrung und erreichten nach Tagen, oder Wochen Danzig. In Danzig wurde meine Mutter am 04. März 1945 von einem Mädchen entbunden. Jede Nacht mussten wir in den Bunker am Hafen laufen und die letzten vierzehn Tage wurden wir im Bunker eingeschlossen. Am 27. März stürmten die Russen den Bunker, nahmen uns allen Schmuck und Uhren weg und jagten uns ins brennende Danzig. Wohin? Wir gelangten nach Zoppot. Unterwegs wurde meiner Mutter noch die Handtasche vom Arm gerissen. Jetzt hatten wir nicht einmal mehr Papiere. In Zoppot fanden wir unseren Opa wieder. Welch eine Freude! Hier wurden wir registriert und in unsere Heimat zurückgeschickt. „Ein Jeglicher gehe in seine Stadt“. Der Rückmarsch war wieder unbeschreiblich. Jeden Abend kamen die Russen und holten die Frauen. Niemand von uns wird je die Worte: „Frau, komm“ vergessen. In Marienburg starb am 28. April 1945 unsere kleine Schwester den Hungertod. Wir begruben sie in einem Tulpenbeet des Gutes, welches gegenüber der Marienbug lag. So wanderten wir nun ohne sie weiter die Straßen entlang und versuchten, uns in den Nächten vor den Russen zu verbergen. Eines Tages waren wir dann endlich wieder zuhause in Allenburg. Allenburg war ziemlich zerstört. Die Häuserfassaden standen und hohe Wände starnten uns an. Wir wohnten vor dem Krieg zur Miete in der Herrenstraße 56, bei Frau Turk. Unsere Wohnung war auch ausgebombt. Mein eisernes Bettgestell hing an der Außenwand. Nie werde ich dieses Bild vergessen. Das Haus und die Schmiede von Oma und Opa Kowalsky standen noch. Das Haus wäre bewohnbar gewesen, wenn wir es hätten betreten dürfen. Die Fenster waren von außen zugenagelt. Es war uns verboten, in das Haus zu gehen. Meine Mutter hatte Glück und durfte für die Offiziere im Hotel Klatt kochen.

Wo wir zu der Zeit gewohnt haben, weiß ich nicht. Später wohnten wir noch im Hause Morgenroth, Eiserwager Chaussee und dem Schlachthof. Wenn wir es uns irgendwo wohnlich gemacht hatten, kamen die Russen, sagten: „Karoscho!“ und schon mussten wir binnen 15 Minuten mit nur 15 Kg Gepäck das Haus verlassen. Die fertigen Wohnungen erhielten dann die Neusiedler. So sind wir in Allenburg mehrfach hin- und hergezogen. Oma bekam Typhus. Wir brachten sie nach Trimmau, ungefähr 2 km von Allenburg entfernt. Im Lehrerhaus gab es ein kleines Zimmer in dem ein Bett stand. Dadurch, dass Mutti im „Hotel Klatt“ in der Küche arbeitete, konnten wir Oma jeden Tag ein bisschen Suppe hinbringen. Niemand durfte wissen, dass Oma da lag. Sie hätte ins Krankenhaus gemusst. Wegen der schlechten Versorgung im Krankenhaus wäre sie wahrscheinlich gestorben. Als es Oma wieder besser ging, mussten wir weiter nach Wehlau. Hier wurden wir in der Fabrik am Pregel einquartiert. Das war eine ganz schlimme Zeit, weil es hier außer der Not auch noch tausende Ratten gab. Die Wasserratten kamen durch die Kanalisation in das Badezimmer und die Küche. Eventuelle Vorräte konnten nirgends gelagert werden. Wenn jemand das Badezimmer betrat, flüchteten die Ratten als graue Meute in die Toilette und die Badewanne. Da die Wanne kein Sieb mehr besaß, verschwanden die Ratten schnellstens durch das Loch. Nachts suchten sie uns dann trotzdem heim. Jeder, der etwas besaß, und sei es auch nur ein Stück Seife, hatte einen Haken unter der Decke und sein Hab und Gut an einem Draht befestigt, herunterhängen. Trotzdem holten sie noch das eine oder andere Stück herunter. Meine Mutter hatte bis zu ihrem Lebensende Alpträume und träumte, die Ratten laufen ihr über das Gesicht. Dann schrie sie laut und konnte sich kaum wieder beruhigen. Der Saal, in dem wir wohnten und schliefen, besaß nur einen kleinen Kanonenofen, der natürlich nicht viel Wärme abgab. Holz und Kohlen gab es auch kaum noch. Das Sammeln von Holz in den Wäldern war verboten. Inzwischen ging das Jahr 1945 zu Ende.

1946

Es war wieder ein warmer Frühling und wir fanden in Feld, Wald und Wiese wieder Grünes zu essen. Irgendwann kamen wir von Wehlau nach Heinrichshof auf das Gut. Es lag einen km nördlich von Tapiau. Hier war es für uns Kinder schön. Wir waren viele Kinder dort und hatten alle Freiheiten. Mutti arbeitete auf dem Feld. Es waren Tomaten und Zwiebeln angepflanzt worden, die in den Sommermonaten gut gediehen. Wir Kinder halfen tüchtig bei der Ernte, indem wir uns dicht am Zaun aufhielten und taten, als wenn wir spielen. Wir warteten aber darauf, dass die Frauen die Tomaten und Zwiebeln durch den Zaun schubsten. Wenn die Aufseher mal unaufmerksam waren, sammelten wir die Ernte ein und brachten sie schnell zu Oma. Auf dem Gutshof lagerte ein großer Haufen ungedroschenes Getreide. Da bedienten wir uns natürlich auch und brachten so manche Ähre unter dem Rock versteckt, ins Haus. Wir spielten in dem Haufen verstecken, und manchmal griffen wir Mäuse, die sich auch am Korn satt fraßen. Wenn wir eine

zu fassen bekamen, steckten wir sie dem Spielkameraden in das Hemd. Das war dann ein Gejohle! Das nächste Mal war man vielleicht selbst wieder dran. Viele Störche kreisten über dem Hof. Auch sie hielten nach den fetten Mäusen Ausschau.

Vergessen kann ich das Bild nicht, wie ein Russe im Hof stand und die kreisenden Störche zum Spaß abschoss. Heute würde das Niemand mehr machen, denn die Russen lieben die Störche genauso wie wir.

Von Heinrichshof aus machte sich Mutti an einem Sonntag auf nach Pronitten. Dort wohnten bis zur Flucht meine Großeltern väterlicherseits. Sie hatten einen Kolonialwarenladen, zwei Häuser, ein Schloss mit einem großen Park mit uralten Bäumen und große Ländereien mit Wald. Mutti wollte sehen, welche Häuser im Dorf noch geblieben waren und vielleicht traf sie ja auch Jemanden, der Auskunft über den Verbleib der Verwandtschaft geben könnte. Sie hatte Glück und traf eine Frau auf der Straße, die einen Brief für Mutti aufbewahrte. Mein Vater hatte aus Wesermünde einen Brief an Mutti geschrieben und diesen an den Bürgermeister von Pronitten adressiert. Einen Bürgermeister gab es nicht mehr und so nahm diese Bekannte den Brief an sich, in der Hoffnung, meine Mutter irgendwann zu treffen. Es war nicht gewiss, wer überhaupt noch im Land war. Wie waren wir froh, zu erfahren, wer alles inzwischen in Wesermünde/ Bremerhaven angekommen war.

Es war das erste Lebenszeichen im Juni 1946, nach 1 ½ Jahren der Ungewissheit, ob Jemand überlebt hat!

Mutti fand die Häuser der Großeltern unbeschädigt und bewohnt vor. Das Schloss stand zu diesem Zeitpunkt auch noch und war auch von Russen bewohnt. In Park und Garten blühten wieder die Blumen wie früher. Zu Essen fand sie dort allerdings auch kaum noch etwas. Das hatten inzwischen die Neubürger verbraucht. Trotzdem kam sie wegen der guten Nachricht frohen Mutes wieder in Heinrichshof an.

Leider mussten wir auch von hier aus weiterziehen. Es ging nach Neuendorf, querab ein paar Kilometer westlich von Heinrichshof entfernt. Hier gab es eine Schmiede, in der mein Großvater nun arbeiten musste. Dort begann die schlimmste Zeit. Mutti musste wieder von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang auf den Feldern des Gutes Zwangsaufgabe leisten. Oma versorgte den Haushalt und wir streiften durch die Felder, immer auf der Suche nach etwas Essbarem.

Es gab nichts zu essen, denn Alte, Kranke und Kinder brauchten nichts. Stalin hatte es so befohlen. Mutti war froh, ihre Mutter zur Seite zu haben und Opa, als Spezialist, war bei den Russen gut angesehen. Er erhielt täglich eine Ration Brot, während Mutti wöchentlich 100 Gramm bekam. Wir lebten alle gemeinsam in einem Zimmer. Wenn Mutti mit dem Brot kam, wurde es in vier Teile geteilt und wir saßen da und aßen ganz langsam und andächtig jeder unser Stückchen Brot auf. Alle hatten ein Plätzchen in dem Raum. Es gab zwei Fenster zur Straße hin, die Tür ging zum Hof auf. Opa hatte seinen Platz hinten links am Fenster. Dort stand ein Tisch an dem er sich immer stehend aufhielt, wenn er nicht arbeiten musste.

Rechts daneben stand sein Bett. An der Wand rechts stand das Bett von Oma und mir. Wir schließen gemeinsam und nachts horchte sie, ob ich noch atmete und nicht schon tot war.

Nach unserem Bett kam die Tür. Rechts neben der Tür stand ein Kachelofen und an der nächsten Wand ein großer Kohleherd. An der Wand mit den Fenstern stand das Bett meiner Mutter. Hier schlief sie mit meiner Schwester. In der Mitte des Raumes stand noch ein Tisch. Stühle hatten wir keine. Einen Schrank brauchten wir auch nicht, wir hatten nichts hineinzutun.

Dort, in Neuendorf, hatten wir unwahrscheinlich viele Flöhe. Aus allen Ritzen kamen sie und ließen uns so manche Nacht nicht schlafen. Im Traum haben wir an die Stelle gegriffen, wo es gerade piekte und machten den Floh zwischen den Fingern kaputt. Da wir keine Seife hatten, mussten wir den Fußboden mit klarem Wasser aufwischen. Das störte die Flöhe nicht besonders, denn wenn der Boden zu trocknen anfing, kamen sie wieder aus den Dielenritzen gehüpft und bissen uns umso mehr. Sie waren eine größere Plage als die Läuse, die wir endlich losgeworden waren.

Opa pflanzte Tabak an und trocknete die Blätter. Er presste sie sorgfältig unter seinen Bettpfosten. Wenn sie trocken waren, stand er am Tisch und schnitt die Blätter ganz fein. Ein festes Blatt nahm er als Außenhaut und machte sich so seine Zigarren. Papier hatten wir keines, so konnte er keine Zigaretten drehen. Ob es wirklich Tabak war oder andere Blätter, weiß ich nicht. Wir nannten das Resultat „Machorka“.

Die Arbeit damit lenkte ihn ein bisschen von unserer Lage ab.

Es war der Herbst 1946. Wir ernährten uns schon seit dem Frühjahr von dem, was Feld, Wald und Wiese hergaben.

Brennnesseln und Melde wurden als Suppe gekocht. Wenn diese abgeerntet waren, gab es Disteln. Den pelzigen Geschmack auf der Zunge werde ich auch nicht vergessen. Dann gab es Pilze. Jeden Tag zogen meine Schwester und ich in den Wald und suchten jeder einen großen Korb voll. Die häufigsten Pilze waren die von uns so genannten „Stubblinge“, die zuhauf an den Baumstübben wuchsen. Wenn wir nach Hause kamen, fing Oma zu sortieren an nach „könnste essbar sein“ - oder – „den nehmen wir lieber nicht“. Selbstverständlich wurde alles nur mit Wasser, ohne Mehl, Fett oder Salz gekocht. Wir bekamen ja nichts. Übrigens, meine Schwester hielt sich mit dem essen der Pilze, trotz des großen Hungers, immer zurück. Ihr Spruch: „Esst ihr man erst. Wenn ihr nicht sterbt, esse ich auch.“ Allerdings wartete sie nicht sehr lange, um zu sehen, wie uns die Pilze bekamen. Der Hunger siegte.

Einmal lag ein verendetes Pferd an der Straße. Alle rannten hin, um auch ein Stückchen von dem Fleisch zu ergattern. Schnell war alles weg. Auch durften wir in einem ausgeräumten Kartoffelsilo die Wände abkratzen. Es war höllisch heiß in dem Silo und stank, aber wir waren glücklich, aus den abgeschabten Resten Kartoffelmehl herstellen zu können. In einem Stall fanden wir etwas rotes Viehsalz. Welch ein Schatz.

Manchmal brachte Mutti ein paar Kartoffeln oder eine Rübe unterm Kleid versteckt mit nach Hause, immer in großer Angst, entdeckt zu werden. Frauen, die dabei erwischt wurden, kamen nach Sibirien. Unsere Nachbarin musste ihre kleine Tochter und Mutter verlassen und wurde nach Sibirien geschickt. Zum Glück gab es auch Aufseher, die ein Herz hatten und beide Augen zudrückten. Sie sagten dann: „Morgens sind die Frauen immer ganz dünn und abends haben sie dicke Bäuche.“

Wir halfen auch auf den Feldern. Zuerst bei den Futterrüben und anschließend Zuckerrüben ernten. Als Lohn bekamen wir dann Zuckerrüben.

Diese wurden gerieben, ausgepresst und die trockene Masse zu Flinsen geformt, auf der Herdplatte getrocknet. Der Saft wurde zu Sirup eingekocht. Dies Essen nahmen wir auch mit auf die Reise in den Westen.

Das war im Winter 1946/47 unsere einzige Speise, denn Mutti hatte auch keine Arbeit. In den Tagen hielt uns nur noch unser christlicher Glaube am Leben. Die Hoffnung darauf, dass Gott uns nicht vergisst. Oma betete jeden Abend mit uns das Vaterunser.

Wir Kinder gingen nach Tapiau und bettelten bei den Russen um Abfälle und Brot, suchten die Müllheimer nach Kartoffelschalen aus. Wie froh waren wir, wenn wir etwas mit nach Hause bringen konnten.

Nachts versuchten wir von den Feldern Kartoffeln zu klauen. Leider wurden diese streng an allen Ecken von Frauen mit Gewehr bewacht. Ganz selten hatten wir das Glück, dass eine nicht genau hinsah und wir ganz schnell ein paar Kartoffeln ausbuddeln konnten.

Der Winter 1946/1947 war wieder sehr streng. Der Schnee lag drei Monate meterhoch. Die Erde war tief gefroren. Oma musste immer das Wasser mit einer Pede hinten aus dem Garten holen. Der Brunnen war mit einem großen Schwengel versehen und schwer zu bedienen. Die Toilette war auch draußen und wenn es frisch geschneit hatte, musste erst mühselig ein Pfad freigeschaufelt werden.

Ein Kind, Aljoscha, war geboren worden und starb noch im gleichen Jahr. Wovon sollte er auch leben. Es gab keine Milch für das Baby. Die Erde war hart gefroren und der Weg zum Friedhof zugeschneit. So trugen wir ihn in einem kleinen Brettersarg quer über einen gefrorenen Sturzacker gehend, zu einem kleinen Wäldchen und hackten mühsam ein Loch in den Boden. Da hinein legten wir den Sarg und deckten das Grab mit Tannenzweigen ab.

Auch dieser Winter ging einmal vorüber und als sich die ersten Brennesseln her-vorwagten und Melde wuchs, konnten wir wieder davon leben. Mutti musste auch wieder auf das Feld und brachte etwas zu essen mit. So ging der Sommer vorüber. Im Herbst 1947 verdichteten sich die Gerüchte, dass wir Ostpreußen verlassen müssen. Die ersten Transporte wurden auch schon zusammengestellt. In Viehwaggons verladen sollten alle in den Westen gebracht werden. Ostpreußen sollte von den Deutschen geräumt werden.

Vertreibung aus Ostpreußen November 1947

Am 26. November 1947 war es für uns soweit. Wir mussten unsere Habseligkeiten zusammensuchen und nach Tapiau gehen. Opa mussten wir in Neuendorf zurücklassen. Als Schmiedemeister war er Spezialist und wurde noch gebraucht. In Tapiau wurden wir in die Viehwaggons geladen und nach Insterburg gefahren. Die Wagen wurden von außen abgeschlossen, damit niemand mehr raus konnte. In Insterburg standen wir zwei bis drei Tage auf dem Bahnhof, ehe es weiterging. Es war erst November und doch schon sehr kalt. Der eisige Wind blies durch die Ritzen, und unterwegs auf unserer Reise ins Ungewisse, fing es auch noch zu schneien an. Die Waggons hatten eine untere und eine obere Etage, auf der wir uns aufzuhalten mussten und die Betten bestanden aus einem bisschen Stroh. Da es immer kälter wurde, wurden viele auf der Fahrt krank und erreichten den Westen nicht mehr.

Als sich der Zug in Insterburg endlich in Bewegung setzte, waren alle froh. Hatten wir doch nicht viel zu essen mit. Nur das, was sich jeder zusammengespart hatte und das war sehr gering.

Doch die Fahrt dauerte sehr lange. Am Tage wurden wir auf freiem Feld abgestellt. Die Wagen abgehängt und die Lokomotive fuhr davon. Jetzt durften wir unter Bewachung aussteigen und uns die Beine vertreten. Als erstes setzten wir uns alle malerisch in den weißen, unberührten Schnee und verrichteten unsere Notdurft. In den Waggons gab es lediglich einen Eimer, den wir während der Fahrt mit viel Geschick durch das kleine Fensterchen in der oberen Hälfte des Viehwaggons entleeren mussten.

Schnee wurde aufgetaut und das Wasser heiß getrunken. Wie gut tat das. Manchmal konnten wir auch heißes Wasser aus der Lokomotive bekommen.

Nachts bekamen wir dann wieder eine Lokomotive und es wurde rangiert. Oft hatten wir das Gefühl, wieder zurück zu fahren. Irgendwann, nach mindestens drei Wochen, kamen wir dann noch verhungerter, im Lager in Suhl in Thüringen an. Wir wurden entlaust. Das heißt, die Bekleidung wurde vorn etwas weggezogen und DDT-Pulver reingepustet, hinten dasselbe und dann der Kopf. An Krebsgefahr dachte damals niemand. Danach kamen wir alle in eine Mannschaftsdusche und konnten uns nach Wochen wieder einmal waschen. Etwas Frisches anzuziehen gab es auch.

Unsere Quarantäne dauerte sechs Wochen. Im Lager feierten wir auch Weihnachten, doch an die Einzelheiten dieses Weihnachtsfestes erinnere ich mich leider nicht.

Irgendwie muss meine Mutter meinem Vater eine Nachricht geschickt haben, wo wir sind. Jedenfalls kam mein Vater uns im Lager besuchen. Wir sollten in der sowjetisch besetzten Zone bleiben müssen und dahin entlassen werden. Natürlich wollten wir das nicht. So wurde verabredet; dass, wenn die sechs Wochen Quarantäne um sind, mein Vater uns über die Grenze in den Westen holt.

Mitte Januar war es soweit. Wir sollten entlassen werden und mein Vater kam

mit einem seiner Cousins mit dem Zug angereist.

Im Zaun des Lagers gab es ein großes Loch, durch das wir während der Lagerzeit immer hindurchschlüpften und in Suhl betteln gingen. Wir warteten die Nacht ab und stiegen alle durch das Loch, Gepäck hatten wir ja keines, und so ging es ganz schnell.

Auf vorher ausgekundschafteten Schleichwegen kamen wir an einen Viadukt, eine Eisenbahnbrücke. Da sie weit einzusehen war und es schon wieder hell wurde, mussten wir warten, bis es dunkel wurde und dann ging es los. Auf allen Vieren krochen wir über die Brücke. Unter uns eine tiefe Schlucht. Jeder Schritt musste genau sitzen. Bloß nicht nach unten sehen! Als wir endlich drüben waren, atmeten wir auf. Doch meine Großmutter stellte erschrocken fest: „Ich habe meine Tasche drüben stehen lassen!“ Wir sahen uns alle an, keiner wagte zu sagen: - Oma, lass sie stehen. – enthielt sie doch ihre letzten Habseligkeiten aus Ostpreußen. Also kroch Vaters Cousin noch einmal über die Brücke, holte die Tasche und kam zurück.

Jetzt waren wir wirklich im Westen!

Mit dem Zug fuhren wir in Richtung Norden. Wie lange die Fahrt dauerte, kann ich nicht sagen. Wir fuhren nach Bremerhaven, das damals noch Wesermünde hieß. Warum gerade dorthin? Nun, in Wesermünde lebte schon vor dem Krieg meine Urgroßmutter. Mehrere ihrer Söhne, die am Kurischen Haff keine Arbeit als Fischer fanden, waren hierher gezogen und hier in Wesermünde angesehene Fischdampferkapitäne geworden. Von den alten Fahrengesellen kennt heute noch jeder den „großen“ und den „kleinen Wilhelm“ (Karp). Der Nachname wurde nie mit genannt. Es wusste auch so jeder, wer gemeint war. Sie hatten immer „volle Büddels“, wenn sie vom Heringsfang zurückkehrten. Darum war meine Urgroßmutter schon vor dem Krieg ihren Söhnen vom Kurischen Haff aus gefolgt. Wir lernten sie nicht mehr kennen, sie starb 1947. Gewohnt hat sie in der ersten Etage des stehen gebliebenen Eckhauses in der Deich- Ecke Fährstraße. Die Geestebrücke hatte sie immer im Blick.

Wie viele andere auch, hatten wir verabredet, sollte es zum Äußersten kommen, treffen wir uns alle in Wesermünde. Nachdem wir die Nachricht meines Vaters erhalten hatten, durfte meine Mutter eine Karte schreiben Die Postkarte, die meine Mutter aus Ostpreußen geschickt hatte, hat mein Vater aufbewahrt. Dem Umstand verdanken wir, die genauen Daten zur Geburt unserer Schwester und wann wir die erste Nachricht erhielten, wer in Wesermünde lebend angekommen ist. Ich finde es heute noch erstaunlich, dass der Postverkehr zu dieser Zeit klappte.

Ankunft in Wesermünde/ Bremerhaven

Am 18. Januar 1948 kamen wir in Bremerhaven an. Hier gab es auch nur Schutt

und Trümmer. Die Stadt war sehr zerstört. Wir gingen zu Fuß zu unserem neuen Zuhause. Der Marsch vom Hauptbahnhof wurde uns Kindern lang, waren wir doch immer noch geschwächt von der Zeit in Ostpreußen. Wir kamen an eine Brücke (Alte Geestebrücke) und mitten darauf blieben wir stehen und schauten ins Wasser der Geeste. Dahinter in die Weser, in die die Geeste mündet. Hier ruhten wir ein wenig aus. Das war eigentlich mein erster schöner Eindruck von der Stadt. Diese Brücke, 1902 erbaut, liebe ich heute noch.

Vater zeigte mit dem Finger in Richtung Stadt und sagte: „Da vorn könnt Ihr schon fast das Haus sehen, in dem wir wohnen!“ Nun fassten wir wieder Mut und gingen weiter, die Deichstraße entlang, an der ausgebombten Karlsburg vorbei, die heute eine Universität beherbergt, bogen wir jetzt in die Straße „Am Alten Hafen“ ein. An den Trümmern vorbei kamen wir zu einem notdürftig mit Teerpappe abgedeckten Haus. Die Fenster mit Gittern versehen. Es trug die Hausnummer 13 und war das alte Polizeigefängnis.

Hier hatte vor dem Krieg die Polizei ihr Revier mit einem Gefängnis für kurzfristige Gäste.

Die „kleine Oma“, Vaters Mutter, hatte eine Wohnküche im ehemaligen Wachraum nach vorne raus. Wir bekamen die Pförtnerloge, ca. 4 qm groß mit einem Stockbett und einem Stuhl. Wir Mädchen schliefen oben und die „große Oma“ unten. Mutti und Vati wohnten in Zelle 9 mit der gleichen Möblierung. Gekocht wurde bei Oma im Wachraum. Außer uns wohnten in dem Gefängnis noch drei Familien mit insgesamt sieben Kindern. Erst Anfang der sechziger Jahre konnten die letzten Bewohner, Onkel und Tante mit ihrem Sohn, in eine Neubauwohnung ziehen und das Gefängnis wurde abgerissen.

Der Empfang war herzlich. Oma hatte zwei große Bäckerbleche mit Fladen gebacken. Sie schnitt einen Fladen auf und stellte die vollen Teller auf den Tisch. „Nun esst, Kinder.“ sagte sie. Wir ließen uns nicht lange nötigen und langten zu. In kürzester Zeit waren die Teller leer und unsere Blicke gingen sehnsüchtig zu dem zweiten Fladen. „Na, wollt Ihr noch was?“, fragte sie. Wir nickten stumm. Und Schwupps war auch der zweite Butterkuchen in unseren hungrigen Mäulern verschwunden.

Wir waren so dünn, dass wir mühelos zwischen die Gitterstäbe an den Fenstern passten und auf einen Schlüssel verzichten konnten.

Fischtran in reiner Form hat uns dann wieder auf die Beine gebracht. Vater arbeitete im Fischhafen und so konnte er andere Gegenstände gegen Tran eintauschen. Tran wurde unser Hauptnahrungsmittel.

Noch vor der Währungsreform konnte Oma Waldhauer ein Trümmergrundstück in der Stadt kaufen, und nun wurde meine Mutter Trümmerfrau. Jetzt klopfte sie von morgens bis abends Steine. Was hat sie alles durchmachen müssen. Das Grundstück konnte Oma kaufen, weil Marie, das Hausmädchen aus Ostpreußen, mit dem ganzen, in ihren Mantel eingenähten Geld, zu uns kam. Sie war bis zu ihrem Tode im Jahr 2000 in der Familie.

Eine treue Seele ...

Das Trümmergrundstück mit den Grundmauern befand sich in der Ulmenstraße 31, Ecke Theestraße. Hier eröffnete Oma noch 1948 in dem Parterre einen Lebensmittelladen. Sie war wohl der erste Flüchtling, der ein Geschäft in Wessermünde eröffnen konnte. Die beiden weiteren Stockwerke wurden nach und nach aufgebaut. Ein Schuhladen zog noch unten ein, nachdem unsere Oma in den ersten Stock ziehen konnte. Weitere Wohnungen in der Etage wurden auch sofort vermietet.

Ostern 1948 wurden wir Mädchen in der Humboldtschule eingeschult. Fast neun und zehn Jahre alt kamen wir in die erste Klasse. Neugierig wurden wir begutachtet. In dieser Klasse blieben wir bis zur Hälfte des zweiten Schuljahres. Nachdem wir bewiesen hatten, dass wir das Einmaleins perfekt beherrschten, wechselten wir in die dritte Klasse. Hier gaben wir nur ein kurzes Gastspiel bis Weihnachten und kamen für den Rest des Schuljahres in die vierte Klasse. Ostern wurden wir dann in die 5. Klasse versetzt. Jetzt hatten wir unser Klassenziel in nur zwei Jahren erreicht. Das ging nur, weil unsere Eltern ihre Wünsche zurückstellten und wir ein halbes Jahr lang einmal in der Woche nachmittags Unterricht bei einer Lehrerin hatten. In der 7. Klasse hatte ich Professor Herbert Brust als Musiklehrer. Leider wusste ich es noch nicht zu schätzen, wen ich da vor mir hatte. Er stammte aus Neukuhren und hatte das Ostpreußenlied vertont, das wir Ostpreußen natürlich alle kennen. Als er zum ersten Mal in die Klasse kam, fragte er: „Wer von Euch kommt aus Ostpreußen? Als ich mich meldete, überreichte er mir ein Blatt mit dem Text und Noten des Ostpreußenliedes. Er wohnte mit seiner Familie in Schiffdorf und ist dort auch begraben.

Nach und nach kamen Geschwister und Kinder von Oma und Opa in Bremerhaven an.

Die „große Oma“ (Kowalsky) konnte alle ihre Kinder wieder in die Arme schließen. Die „kleine Oma“ musste zwei Söhne und ihren Mann hergeben. Die Söhne sind 1944, 19 und 20 Jahre alt, in Rußland vermisst und Opa Franz wurde im Lager Preußisch Eylau nach Kriegsende erschlagen. Mitgefangene, die ihn kannten, bestätigten es eidesstattlich.

1949 kam Opa Kowalsky aus Ostpreußen. Er gehörte zum letzten Transport. Damit war die Vertreibung aus dem russisch besetzten Teil Ostpreußens für uns abgeschlossen.

1950

Oma und Opa Kowalsky waren inzwischen in Beverstedt auf dem Land untergekommen. Sie wohnten in einem kleinen Zimmer bei einer Bäuerin auf der Tenne. Früher war es wohl die Geschirr- oder Milchkammer. Die Umgebung dieses Bauernhauses erinnerte uns Mädchen sehr stark an Ostpreußen. Wenn wir konnten, waren wir bei Oma zu Besuch und streiften durch Feld und Wald in Beverstedtermühlen. Hier ganz ohne Angst vor Verfolgung.

1951 zogen auch wir nach Beverstedt und hier bekamen wir unsere Identität

zurück. Wir erhielten neue Geburtsurkunden! Das hört sich heute alles so einfach an, aber wenn Bürgermeister Wintjen nicht alle Augen zugedrückt hätte und uns geglaubt, dass wir bei einem Cousin meines Vaters, der mit drei Personen in zwei kleinen Zimmerchen lebte, dort auch noch uns beherbergen konnte, hätten wir keine Zuzugsgenehmigung erhalten und somit auch keine Lebensmittelkarten. Dank des Einsatzes des Bürgermeisters bekamen wir dann doch noch ein anderes Zimmer in der alten Molkerei zugewiesen, so daß wir den Cousin nicht in Anspruch nehmen mussten.

Meine Mutter hat auch weiterhin viel arbeiten müssen, weil mein Vater sich mit einem kleinen Lebensmittelgeschäft selbstständig machte. Weil das Geld fehlte, ging er noch außerhalb arbeiten und meine Mutter musste das Geschäft alleine führen. Im Jahre 1955 wurde dann auch noch ein Bruder geboren, meines Vaters ganzer Stolz.

Meiner Mutter haben wir viel zu verdanken, hielt sie uns doch unter größten Beschwernissen die Jahre in Ostpreußen über Wasser und hatte später auch kein leichtes Leben.

Lehrerhaus in Trimmau 1992

Wesermünde/ Bremerhaven
Leben nach dem Krieg.

Als wir im Januar 1948 in Bremerhaven ankamen, war die Innenstadt fast vollständig zerstört. Die Amerikaner hatten die Stadt besetzt und nutzten den Hafen für ihre Zwecke. Viele Einwohner fanden bei ihnen Arbeit. Die Werften wurden repariert, die Fischerei in der Nordsee war ein hartes Brot. Manchmal waren die Fischer mehrere Wochen unterwegs und so manch einer blieb in der Nordsee. Aber es gab damals noch Heringe, Dorsch, Rotbarsch und Kabeljau in Rauen Mengen. Man ernährte sich hauptsächlich von Fisch und Fischtran, der von den Walen gewonnen wurde. In Ermangelung eines anderen Fettes, wurde er zum Kochen, Backen und Braten eingesetzt.

Es gab Lebensmittelkarten für jeden gemeldeten Bürger. Wir erhielten keine, da wir keine Entlassungspapiere vorweisen konnten und uns daher nicht offiziell anmelden konnten.

Meine Großmutter hat uns mit dem Nötigsten versorgt.

Mein Vater und alle Soldaten, wurden nach der Entlassung aus der Gefängenschaft entnazifiziert. Sie erhielten eine Bescheinigung darüber, daß sie keine Nazis waren.

Bis zur Währungsreform 1948

blühte der Schwarzmarkt. Er war zwar streng verboten, aber wer Hunger hat oder dringend eine Medizin brauchte, versetzte hier sein letztes Hemd. Die Angst, geschnappt zu werden und eingesperrt, ging immer mit. Ständig wurden große

Razzien an den bekannten Plätzen veranstaltet.

Dann gab es noch die Zigarettenwährung.

Tabak gab es kaum und wenn, dann war er unbezahlbar. Wer Zigaretten hatte oder Tabak, konnte gut tauschen. Aber woher nehmen?

Schon bald hatten es Kinder und Erwachsene heraus, daß die „Amis“, wie die Amerikaner im Volksmund hießen, die Zigaretten nur anrauchten und dann eine lange Kippe auf die Straße fallen ließen. Also heftete man sich an ihre Sohlen und wartete, daß die Kippe weggeworfen wurde. Sofort stürzte man sich darauf, damit nur kein anderer danach greifen konnte. Meine Schwester und ich machten natürlich das Gleiche. Einmal gingen wir mit unserer Oma auf der „Bürger“ und der Ami vor uns ließ die halbe Zigarette fallen. Flix bückte sich meine Schwester danach und hob sie in die Höhe mit den freudigen Worten: „Oma, Oma, ich habe eine ganz große!“ Oma war das natürlich etwas peinlich. Wir hingegen freuten uns sehr.

Es gab sogar einen Spruch über das Kippensammeln.

„Kippen, Kippen sammeln ist modern.

Wer nicht Kippen sammelt ist kein Kerl.

Darum rat ` ich dir als Mann,

Fang das Kippen Sammeln an.

Nach der „Währungsreform“ wurde es etwas besser. Mit einem Mal gab es in den Geschäften wieder etwas zu kaufen. Jeder nahm die Arbeit an, die ihm geboten wurde. Da arbeiteten Schreibtischleute auf dem Bau und trugen die schweren Steine nach oben. Viele Frauen arbeiteten in der Fischindustrie. Bremerhaven war der größte Fischereihafen Europas.

Leider waren die Wohnverhältnisse noch lange nicht besser. So, wie wir in dem Gefängnis wohnten, wohnten viele Menschen in Holzbaracken. Im Fischereihafen wurden die Baracken erst kurz vor der Jahrtausendwende abgerissen. Auch in den Dörfern, d.h. etwas außerhalb von den Einheimischen, gab es ganze Barakensiedlungen. Man konnte ja nie wissen, was die Flüchtlinge, alles Habenichtse, in ihrer Not mitgehen ließen. Es gab aber auch Menschen, die die Flüchtlinge zu sich auf die Bauernhöfe nahmen, Ihnen ein Bett, Arbeit und Brot gaben.

Das Rote Kreuz

Suchte im so genannten „Kindersuchdienst“ Eltern oder Verwandte von den vielen auf der Flucht verloren gegangenen Kindern, die jetzt in Waisenhäusern leben mussten. Auf diesem Wege fanden viele Familien wieder zusammen oder erfuhren wenigstens, was mit ihren Verwandten geschehen war. Überall in den Dienststellen der Polizei und den Ämtern hingen große Plakate mit den Kindern, die ihre Eltern suchten. Jahrelang wurden jeden Abend im Radio Namen von Kindern verlesen, die ihre Angehörigen suchten oder von Eltern, die ihre Kinder auf der Flucht verloren hatten. Es war eine segensreiche Arbeit, die bis in die heutige Zeit andauert. Wieviele Schicksale konnten dadurch geklärt werden.

Die Kriegsgräberfürsorge

nahm ihre Arbeit auf und suchte Gräber in den Nachbarländern auf, um Tote identifizieren zu können. Viele Gefallene haben noch immer keine Namen und Eltern und Geschwister wissen bis heute nicht, wo ihre Söhne und Väter zu Tode gekommen sind. Das gilt auch für die gefallenen Brüder meines Vaters. In Insterburg, heute im russischen Ostpreußen gelegen, gibt es einen großen Friedhof mit vielen Stelen und Namen von Gefallenen. Er wird von der Kriegsgräberfürsorge unterhalten. Ebenso die großen Soldatenfriedhöfe in Pillau, Königsberg und anderen Orten.

Eine Sisyphusarbeit. Neben dem Roten Kreuz – Suchdienst gebührt auch der Kriegsgräberfürsorge unser großer Dank. Langsam normalisierte sich das Leben. Ab 1950 durften sich die Deutschen wieder in Vereinen treffen. Die Kreisgemeinschaften wurden nach und nach gegründet und fanden Paten in vielen Städten. So übernahm Syke die Patenschaft für die Stadt Wehlau mit ihren Städten Tapiau und Allenburg.

Meine Eltern hatten inzwischen mit einem Fischwagen einen Handel über Land angefangen. So konnten wir sonntags ausfahren und als das Heimattreffen der „Wehlauer Kreisgemeinschaft“ in Syke anstand, fuhren wir dort hin. Unsere Kleider rochen sicherlich etwas nach Fisch, denn wir Mädels mussten hinten im Fischwagen sitzen. Dieses erste Treffen erinnere ich sehr gut, weil die Gastwirtschaft direkt an der Hauptstraße gelegen war und dahinter ein Wäldchen mit einem kleinen Bach, auf dem Enten schwammen. Ich hatte gerade eine „Agfa Clack“ bekommen und fotografierte nun die Enten auf dem Bach. Die vielen Menschen in der Gastwirtschaft interessierten uns nicht besonders; im Gegensatz zu unseren Eltern. Die freuten sich natürlich Bekannte und Verwandte aus Ostpreußen treffen zu können. Heute, im Jahr 2024, kommen nur noch sehr wenige alte Menschen zu den Treffen. Kinder und Enkel haben genug mit sich und ihrer Arbeit zu tun. Vielleicht kehrt es sich doch eines Tages wieder um und das Interesse an ihren Vorfahren wird wieder geweckt, wenn sie in Rente gehen. Wir wünschen es uns sehr.

Ute Bäsmann, geb. Waldhauer

*Im Jahr 2025 gibt es für die
Kirche in Allenburg viele Gedenktage.*

30.08.1925 – 30.08.2025

*Neuweihung der im ersten Weltkrieg
nahezu zerstörten Allenburger Kirche.*

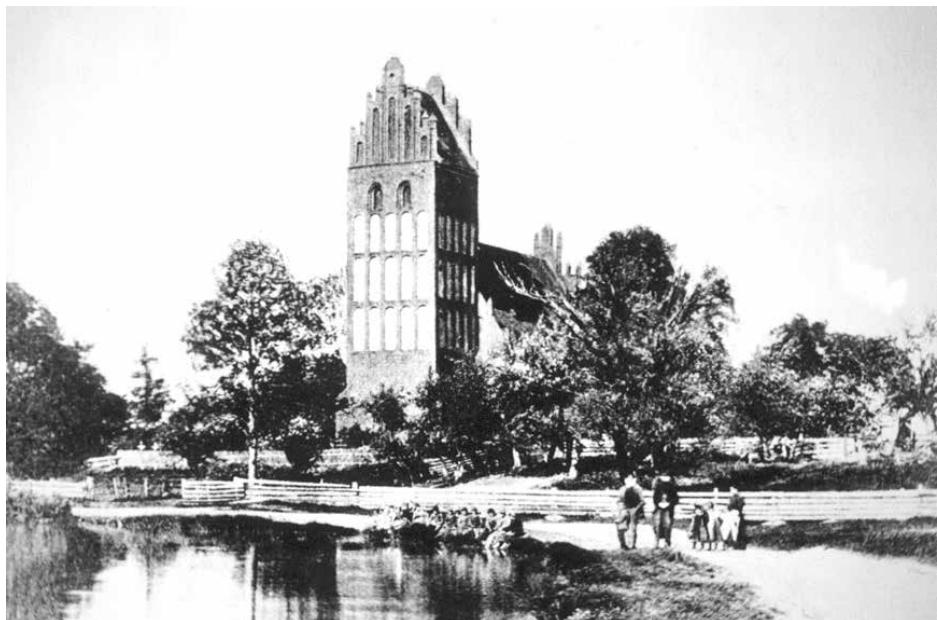
1405 – 2025 wird die Kirche 620 Jahre alt.

**1400 -2025 Vor 625 Jahren erhielt
die Stadtrechte
und das Marktrecht**

Bildgeschichte Kirche Groß Engelau

Von Steffen Kabela

Die Kirche von Groß Engelau – ein chorloser Backsteinbau vom Ende des 14. Jahrhunderts. Bis 1945 diente sie als evangelisches Gotteshaus im ostpreußischen Groß Engelau, Kreis Wehlau. Erhalten blieb lange Zeit eine hintere Ecke der Ruine des aus dem 15. Jahrhundert stammenden Turms, die inmitten eines Truppenübungsplatzes weithin sichtbar war. Die gesamte alte Kirchenausstattung mit ihrem bemerkenswerten Kanzelaltar sowie die von Georg Sigismund Caspar im Jahr 1730 errichtete Orgel ging verloren, als die Kirche im Kriegsjahr 1914 bis auf die Grundmauern vernichtet wurde. Mit großem Aufwand wurde das Gebäude nach dem 1. Weltkrieg wiederhergestellt. In den Kämpfen des 2. Weltkrieges kam es erneut zu massiven Beschädigungen. Die Turmruine mit erhaltenem bemerkenswertem Spitzbogenportal stand noch lange Zeit in einem Militärgelände und wurde in den 1990-er Jahren gesichert. Doch konnte diese Maßnahme nicht verhindern, dass, deutliche Spuren hinterlassend, Mauersteine aus den Wänden herausgebrochen wurden. Nach einem Beschuß ist die Turmruine zusammengestürzt, seit August 2014 ragt nur noch eine hintere Ecke empor. Die letzten Pfarrer: Georg Bork, 1908–1937 und Gerhard Plehn, 1937–1945



Evangelische Kirche zu Groß Engelau Kreis Wehlau Ostpreußen 1904



Innenraum der Kirche zu Groß Engelau



Kirche im Jahr 1944



Kirchenruine 1996



Die Kirche Groß Engelau im Jahr 2004



ANDREY PEPS55 NOVOZHILOV
PEPS55.LIVEJOURNAL.COM

Die Kirche Groß Engelau und die Kirche mit dem Ort im Jahr 2020



ANDREY PEPS55 NOVOZHILOV
PEPS55.LIVEJOURNAL.COM



Im Sommer 2024 waren nur noch ein paar Ziegelsteine von der Groß Engelauer evangelischen Pfarrkirche übrig



Fluchtbericht eines Wolfskindes

Im Winter 1945 gingen wir mit meiner Mutter, fünf Geschwistern und unseren Nachbarn auf die Flucht. Es war ein kalter, eisiger Winter. Wir fuhren mit einem großen Pferdewagen über das Haff. Ich erinnere mich nur nicht, ob es das „Frische Haff“ oder das „Kurische Haff“ war. Viele Wagen waren auf dem Eis eingebrochen. Die Menschen halfen einer dem anderen aus dem Wasser herauszukommen. Es war ein Durcheinander – ein großes Chaos. Viele Familien wurden durch das Durcheinander getrennt. Sehr viele Menschen ertranken.

Einige Tage wurden wir in einem Dorf dicht am Haff und an der Ostsee aufgenommen. Danach kamen wir zu einem deutschen Bauern, wo wir ein kleines Zimmer erhielten. Nach zwei Wochen kamen dann die Russen und für uns fing die Qual an. Nach drei Tagen hieß es dann, geht nach Hause! Also fingen für uns die Propagandamärsche an. Uns wurde fast alles weggenommen. Das erste, was verlangt wurde, waren Uhren. Wir wurden von einem Ort zum anderen getrieben, bis wir nach einiger Zeit zu Hause anlangten. In unserem Haus lebten schon die Russen, und wir durften nicht in das Haus hinein. Wir wussten nicht, wie es drinnen aussah. Wir mussten weiterziehen.

Einige Zeit lebten wir in einem kleinen Dorf, dann wurden wir wieder weitergetrieben. Unsere Habseligkeiten wurden immer weniger, wir wurden immer wieder beraubt. Auch die Vergewaltigungen der Frauen nahmen kein Ende. Die Männer wurden gequält und geschlagen. Wir lebten immer in großer Angst.

Die Kolchosen wurden gegründet. Meine Mutter und ich mussten auf der Kolchose arbeiten. Wir erhielten aber kein Gehalt dafür. Der Hunger wurde immer größer. Meine Mutter wurde immer schwächer, weil sie das Essen, das noch da war, immer uns Kindern zusteckte. Dann starb sie. Nach dem Tod meiner Mutter wurde ich von meinen Geschwistern getrennt. Sie kamen in ein Waisenhaus. Ich blieb alleine. Der Hunger war groß. Ich hatte tagelang nichts zu essen bekommen. Da hörte ich, dass man in Litauen betteln gehen kann, dass es dort etwas zu essen gibt. Unter großen Schwierigkeiten, auf Trittbrettern der Züge oder auf Puffern, kam ich nach Litauen. Hier fing meine Bettlerodyssee an, bis mich ein Bauer bei sich aufnahm. Ich habe schwere Bauernarbeiten erledigen müssen. Dort arbeitete ich fünf Jahre, bis in Litauen die Kolchosen gegründet wurden. Der Bauer brauchte mich nicht mehr. Ich ging nach Kaunas, wo ich eine Arbeitsstelle auf dem Bau erhielt. Dort lernte ich meinen Mann kennen, und wir heirateten. Wir haben drei Kinder und sind jetzt Altersrentner. Ich bekomme eine kleine Rente, so ungefähr 140,00 DM, mit denen ich auskommen muss, was sehr schwer ist.

Else Sakaline, geb. Gutzeit

11.12.1930 in Allenburg geboren

Bericht aus dem 2002 erschienenen Buch: Flucht, Rückkehr, Vertreibung
Eiserwagen 2001

Kritische Betrachtung zum Verlust des Deutschen Ostens

Von Gerd Gohlke

Die Deutschen im Allgemeinen, besonders aber wir, die ihre Heimat nach dem 2. Weltkrieg zwangsweise verlassen mussten, durften in den Augen der Siegermächte keine Opfer sein. Obwohl jede Familie in dem fürchterlichen Krieg Angehörige verloren hatte, Kriegsversehrte und Sachschäden zu beklagen waren, Zwangsarbeit in Gefangenschaft geleistet werden musste, wurde von den Siegermächten alles mit der Kollektivschuld gerechtfertigt.

Bereits 1944 hatte der amerikanische Finanzminister Henry Morgenthau einen Plan zur Zerschlagung des Deutschen Reichs, Demontierung aller Industrieanlagen entwickelt, mit dem Ziel, ein reines Agrarland zu schaffen. Im Februar 1945 haben Roosevelt, Churchill und Stalin in Jalta über die Aufteilung Deutschlands beraten. Nach der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands am 8. Mai 1945 und der Berliner Erklärung vom 5. Juni 1945, die die Aufteilung in Besatzungszonen festlegte, begann am 17. Juli 1945 schließlich die Potsdamer Konferenz. Eine wichtige Entscheidung war dabei die Auflösung des Staates Preußen. Damit wurde ein Sündenbock gefunden, dem die Hauptschuld zugewiesen werden konnte. In Potsdam bekräftigten die Siegermächte des Zweiten Weltkriegs die in Jalta gefassten Beschlüsse und konkretisierten die politischen Grundsätze. Dazu gehörten die sogenannten "Vier D's": Denazifizierung, Demilitarisierung, Dezentralisierung und Demokratisierung. In der Mitteilung über die Potsdamer Konferenz vom 2. August heißt es:

Zitat:

Es ist nicht die Absicht der Alliierten, das deutsche Volk zu vernichten oder zu versklaven. Die Alliierten wollen dem deutschen Volk die Möglichkeit geben, sich darauf vorzubereiten, sein Leben auf einer demokratischen und friedlichen Grundlage von neuem wiederaufzubauen.

Trotz dieser markigen Worte, zeigte sich sehr bald, dass die drei Siegermächte, sich nicht immer einig waren. Deutlich wurde das die nicht eingehaltene Zusage, die an jenseits der Oder – Neiße lebenden Deutschen auf humane Weise umzusiedeln nicht eingehalten wurden. In der Praxis erfolget die Ausweisung mit Gewalt, nachdem ihnen alle Habseligkeiten abgenommen worden waren erfolgte der Abtransport in Güterzügen. Nach meiner Meinung waren die westlichen Verhandlungsführer gegenüber Stalin zu nachgiebig. Hier fallen mir die Worte Schillers ein: „Das Gute räumt den Platz dem Bösen und alle Laster walten frei“. Die weiteren Entwicklungen sollten zeigen, dass Gutgläubigkeit gegenüber Autokraten nicht zum Ziel führt.

Deutschland hatte als Verlierer gegenüber den Militärregierungen keine Mitspracherechte.. Die Westdeutschen richteten sich in den 3 Westzonen „Trizonesien“ ein, während in der Ostzone die sozialistische Diktatur Einzug hielt. Somit waren

17 Millionen Deutsche Staatsbürger von einer Diktatur in eine Andere geraten. Noch vor der Gründung von BRD und DDR gab es im Jahre 1948 in beiden Teilen Deutschlands Währungsreformen, die die bereits eingesetzte Trennung vertieften. Die Beibehaltung einer gemeinsamen Währung und damit ein gemeinsamer Wirtschaftsraum hätte vielleicht die Bildung von zwei deutschen Staaten verhindern können, wobei die Sowjetunion weiterhin Machtansprüche verlangt hätte. Ob die Geschichtsschreibung dieses einschneidende Thema einmal aufarbeiten wird, bleibt abzuwarten.

Nachweislich führte die Auseinandersetzung über die Währungsreform zur Blockade Berlins durch die Sowjetunion. Für annähernd 1 Jahr wurde Westberlin über eine Luftbrücke versorgt. Im Jahre 1949 wurden die BRD und die DDR gegründet, wodurch sich der Konflikt zwischen den Westmächten und der Sowjetunion vertieft. Der Störfaktor und Hauptursache des fortschreitenden Ost-West-Konflikts waren die 3 Westsektoren in Berlin. Am 5. Mai 1955 erhielt die BRD von den Westmächten ihre Souveränität, so dass dieser Teil Deutschlands seine Angelegenheiten selbstständig regeln konnte. Eine Einschränkung für die Alliierten bestand aber im Grundgesetz, in dem die Herstellung der Deutschen Einheit als Staatsziel festgeschrieben war. Besonders die unterschiedliche wirtschaftliche Entwicklung in Ost- und Westdeutschland und die Unzufriedenheit mit dem Sozialismus führte in der DDR 1953 zu einem Volksaufstand. Der wurde von der Volkspolizei und der sowjetischen Besatzungsmacht niedergeschlagen. Die Deutschen selbst waren hilflos, denn sie hatten keine Einflussmöglichkeiten. Als Zeichen der Solidarität wurde in der Bundesrepublik dann der 17. Juni zu einem gesetzlichen Gedenktag.



Der immer undurchlässiger werdende „Eiserne Vorgang“ bewirkt, dass das Schicksal der östlich von Oder und Neiße gelegenen Deutschen Provinzen nur noch bei uns Heimatvertriebenen auf der Tagesordnung stand. Aus meiner Sicht war die 1955 verkündete „Charta der Deutschen Heimatvertriebenen“ ein gewünschtes Zeichen, dass das Vertrauen in ein friedliebendes Deutschland stärken sollte. Die Alliierten befürchteten immer noch Unruhen wegen der immer größer werdenden Aussichtslosigkeit der Heimatvertriebenen in die Heimat zurückkehren zu können. Die Aussagen in der Charta zu einem möglichen künftigen Leben in einem grenzenlosen freien Europa, erschien mir utopisch. Hier hat uns die Geschichte eines Besseren belehrt, wir können jederzeit ins Ermland, nach Masuren und in das Memelland reisen und dort auch wieder wohnen. Allerdings ist die Möglichkeit sein Eigentum zurück zu erwerben nur selten möglich.

Bereits im Jahre 1949 war das parteilose Kuratorium: „Unteilbares Deutschland“ mit dem Motto: „Dreigeteilt Niemals“ gegründet worden. Damit sollte in Deutschland die Solidarität und international die Forderung nach einem freien demokratischen Leben in ganz Deutschland erreicht werden. Von 1950 bis 1961

gab es die Partei „BHE Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten“. Bei den Bundestagswahlen im Jahre 1953 erhielt die Partei 14,9% der Stimmen, zog in den Bundestag ein und wurde mit 2 Ministern an der Regierung beteiligt. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung, verschärfte sich der Gegensatz zwischen Ost- und West, die Grenze zur DDR wurde immer weiter befestigt, weil Bürger häufig in den Westen flohen.

Am 13. August 1961 wurde von der DDR die Mauer gebaut und im Jahre 1962 gab es die „Kuba Krise“, die beinahe einen Atomkrieg zwischen den Vereinigten Staaten und Russland ausgelöst hätte. Danach begann auf beiden Seiten die Phase der Anerkennung einer gegenseitigen Koexistenz. Dazu gehörte die Entspannungspolitik Deutschlands mit sogenannten „vertrauensbildenden Maßnahmen“, die politisch umstritten waren und letztlich eine Rückgabe der ehemaligen deutschen Ostprovinzen nicht nur ausklammerten, sondern praktisch ausschlossen. Wir die Betroffenen wurde weder gehört noch berücksichtigt. Die politischen Vertreter der Heimatvertriebenen hatten längst in politischen und privaten Bereichen Karrieren gemacht. Die Verbände der Heimatvertriebenen und ihre Gliederungen erhielten immer weniger Verständnis für ihr Vertreibungsschicksal. Letztlich wurde die Heimatreue als rückwärtsgewandt, ewig gestrig und revanchistisch bezeichnet, weil in den Vereinssatzungen weiterhin ein „Recht auf die Heimat“ gefordert wurde. Die offizielle Politik hielt die Gesetzgebung (Bundesvertriebenen Gesetz und Lastenausgleichs Gesetz) für ausreichend. Wie in anderen Bereichen, haben die Bundesländer und die Kommunen Bundesgesetze auszuführen. Hier ist anzuerkennen, dass in unserem Fall die Bundesländer, Landkreise, Städte und Gemeinden verständnisvolle und hilfsbereite Ansprechpartner waren. In den Reihen der Heimatvertriebenen führten die Schmerzen des Verlusts der Heimat zu Resignation und Verärgerung, die vielfach zum Austritt aus den Vereinigungen der Vertriebenenorganisationen und zur Politikverdrossenheit führten. Überdeckt wurde im Westen Vieles durch erfolgreiche wirtschaftliche Entwicklungen (Deutschland war Exportweltmeister). Sofern Vertreter der Bundesregierung auf Treffen der Verbände der Heimatvertriebenen Grußworte sprachen fehlte nie der Hinweis: „Schuld an eurem Schicksal ist die von Euch mitverschuldete Nazi-Diktatur“, womit wir keine Opfer, sondern Sündenböcke waren. Die Spitze einer Herabwürdigung war wohl die Aussage eines Bundepräsidenten: „Die Vertreibung der Deutschen war eine erzwungene Waderschaft“.

Ob es letztlich die Entspannungspolitik oder die wirtschaftliche Überlegenheit des Westens war, die zum Zusammenbruch der UdSSR führte, wird die Geschichte schreiben. Im Jahre 1989 wurde somit auch die Wiedervereinigung Deutschlands möglich und in einem 2 plus 4 - Vertrag (BRD, DDR und die 4 Siegermächte) wurde die Unverletzlichkeit der zu diesem Zeitpunkt bestehenden Grenzen in Europa festgeschrieben, das beinhaltete für uns den staatsrechtlichen Verzicht auf die deutschen Gebiete östlich von Oder und Neiße. Dies war eine Vorbereitung für die Wiedervereinigung. Das Verhalten der Bundesregierungen und des Deutschen Bundestages gegenüber den Menschen die Ihre Wurzeln im

„Deutschen Osten“ haben und ihre Heimat jetzt endgültig verloren hatten, war und ist dabei ausgesprochen unwürdig und herabsetzend. Sosehr auch wir uns über die Wiedervereinigung freuen, sosehr schmerzt jede Feier, besonders am „Tag der deutschen Einheit“, dass unserer Heimat in keiner Weise gedacht wird. Das vereinigte grenzenlose Europa, zu dem Polen und Litauen gehören sind inzwischen gute Nachbarn, leider ist der Landkreis Wehlau im russischen Teil Ostpreußens kein Teil der EU. Dem Vernehmen nach gab es während der 2 plus 4 - Verhandlungen einen Moment, da wollte Russland das nördliche Ostpreußen an Deutschland verkaufen. Im Glauben auf eine friedliche Zukunft wurden andere einvernehmliche Lösungen gefunden, die heute zu bedauern sind. Über ein „Was wäre Wenn“ zu spekulieren ist sinnlos.

Wie wir bitter erfahren mussten, sind Verträge mit Autokraten nicht sehr viel wert, leider gibt es auch zwischen demokratischen Staaten nicht immer die erhoffte Vertragstreue. Da es keine ordnende Weltmacht gibt, werden wir wohl niemals eine weltumfassende friedliche Koexistenz erreichen. Seit dem Ende des 2. Weltkrieges hat es über 200 kriegerische Auseinandersetzungen gegeben und zur Zeit sind über 60 Millionen Menschen auf der Flucht. Wir deutschen Heimatvertriebenen haben einen großen Anteil am Wiederaufbau Deutschlands und den friedlichen Begegnungen mit unseren östlichen Nachbarn. Wir hätten auch unsere Heimat wieder aufgebaut, wenn es uns erlaubt worden wäre. Das wäre auch gemeinsam mit den heute dort lebenden Menschen möglich, denn sie haben für unser Vertreibungsschicksal erheblich mehr Verständnis und Eifühlungsvermögen, als die Mehrzahl in der deutschen Öffentlichkeit.



Abschied vom Werk Allenburg am

21. Januar 1945 um 19:00 Uhr

Vor Einmarsch der Russen am 23. Januar 1945

Den Bericht Herrn van Ackens im Mitarbeiterbrief No. 3 las ich mit großem Interesse. Bevor ich den letzten Tag bzw. die letzten Stunden im Werk Allenburg schildere, möchte ich noch einiges über die Fabrik und über Ostpreußen berichten. Die Fabrik liegt an der Bahnstrecke Wehlau – Bartenstein, etwa 15. km von Wehlau entfernt. Größe des Fabrikgrundstückes 2,5 ha. Hinter dem Grundstück lag die vorletzte Schleuse des Masuren-Kanals, der 1945 betriebsfertig wurde, dahinter der Bahnhof. Ostpreußen war vielen Nord- und Süddeutschen ein unbekanntes Land. Hörten sie einmal von Ostpreußen glaubten sie, es läge in Sibirien. Dagegen war es die Kornkammer Deutschlands. Die Milchwirtschaft stand in höchster Blüte, die Molkereien waren mit den modernsten Maschinen ausgerüstet und konnten Vorbild für manch holsteinische Molkerei sein.

Ich werde Ostpreußen nie vergessen mit seinen großen Wäldern, den vielen Seen, die Kurische Nehrung mit seinen einmaligen Wanderdünen und dem Elchrevier. Eissegeln auf dem Mauersee bei Angerburg konnte man noch im Monat April. In starken Wintern kamen aus Litauen Wölfe in die ostpreußischen Wälder und es wurden auch jedes Jahr einige Wölfe erlegt. Eine kleine Episode möchte ich hierbei noch erwähnen, an die sich Herr van Acken mit noch mehreren Herren, letztere sollten die Fabrik kennen lernen, erinnerte. einer der Herren war auch ein Herr aus Amerika (Name leider entfallen). Herr van Acken hatte diesem Herrn erzählt, in Ostpreußen gibt es noch Bären. Ohne Schusswaffe dürfe er nicht ausgehen. Im D – Zug von Berlin nach Königsberg, gleich hinter Dirschau sah Herr van Acken einen großen schwarzen Neufundländer, - sehen Sie da den ersten Bären! Der glaubte es auch. Wir haben herzlich gelacht. Auch Herr Schröder wird sich noch gerne der schönen Stunden erinnern, besonders in Bartenstein und Wehlau. Ja – trinkfest musste man schon sein!

Herr van Acken kam öfter nach Allenburg. Es wurden Verbesserungen an Maschinen, neue Arbeitsmethoden, Rationalisierung usw. besprochen und durchgeführt. Ein neuer Gesellschaftsraum mit Bühne wurde gebaut. Geschmackvoll eingerichtet, ringsherum Holztäfelung, zwei moderne Kachelöfen. Ein Schmuckstück der Fabrik.

Geplant war von Herrn Lagerfeld, (Besitzer von zwei großen Milchwerken im Reich) das Werk zum größten Kondensmilchbetrieb Ostpreußens auszubauen. Ich erwähne hierbei Herrn C.A. Altwegg, der den Plan mit gewohnter Energie unterstützte. Beide waren die Antriebsmotoren. Mit Herrn Altwegg, der zuletzt in Kalifornien lebte, korrespondierte ich bis zu seinem Tode.

Im November 1941 wurde eine Pioniereinheit nach Allenburg verlegt. Offiziere mit einem Oberstleutnant wohnten im Hauptgebäude der Fabrik. Es war ein imposan-

tes Gebäude mit 15 Zimmern und 3 Badezimmern. Parterre waren Milchannahme und 3 Büroräume. Einige Zimmer waren an den Landwirtschaftsverband Königsberg vermietet, der 1944 in Königsberg ausgebombt war. 6 Zimmer bewohnte ich. Für Gäste waren noch 3 Zimmer mit Bad vorgesehen.

Anfang Januar kam von der SS ein Sprengtrupp, um die Fabrik zu sprengen. Ich widersetzte mich sowie auch der Pionierstab, da wir noch normal arbeiteten. Hergestellt wurde gezuckerte entrahmte Kondensmilch in Tuben, die zum größten Teil die Wehrmacht erhielt. Erschwert wurde die Arbeit dadurch, dass mir mehrere tüchtige Mitarbeiter zur Wehrmacht eingezogen wurden, darunter auch mein Betriebsleiter, Herr Ernst Herbst, der heute Schichtmeister im „Glückskleework“ in Neustadt ist. Der größte Teil meiner Belegschaft waren zuletzt Franzosen und Polen, die erst angelernt werden mussten.

Über 20.000 kg Zucker, über 100 große Fässer Kondensmilch, die wir zurücklassen mussten, fielen in die Hände der Russen. Ferner lagerten über 3.000 kg Margarine in Päckchen im großen Lager zur Verpflegung der Wehrmacht. Abtransport wegen Mangel an Kraftfahrzeugen unmöglich.

Der Krieg kam näher, versprengte Soldaten berichteten über Gräueltaten der Russen. Die Unruhe in der Bevölkerung wuchs von Tag zu Tag. Geschützdonner war zu vernehmen. Am 18. Januar wurde der Volkssturm zur Verteidigung Allenburgs aufgerufen. Die Straßen waren von Trecks, die aus dem Osten kamen, verstopft. Viele verließen ihre Wagen und gingen zu Fuß weiter. Auf den Wiesen trieben sich herrenlose Pferde und Kühe herum. Die Kühe brüllten, wollten gemolken werden. Niemand kümmerte sich um die Tiere, Auflösung überall. Auf dem Marktplatz spielten sich hässliche Szenen ab, auch Plünderungen von Geschäften fanden statt. Der Volkssturm löste sich auf. Tragödien spielten sich ab. Einwohner, die nicht fliehen wollten, nahmen Gift. Ein Chaos, vergleichbar mit „Dantes Höllenfahrt“. Nie werde ich diese Bilder vergessen.

Es kam der 21. Januar, an Schlaf war wenig zu denken. Viele Allenburger waren bereits mit wenig Gepäck auf der Flucht. Der Bürgermeister, Herr Möller, gab noch diverse Anweisungen. Nachts machte die Wehrmacht die Straßen frei, so dass noch um 6,00 Uhr der Tankwagen mit 3.000 kg Magermilch aus Bartenstein ankam. Mein Maschinist, Herr Otto Neumann, der in Wehlau wohnte, kam nicht mehr. Er war sonst die Pünktlichkeit selber. Kondensierer Hofmann heizte die Kessel, ich schmierte die Dampfmaschine ab. Zu weiteren Arbeiten kam es nicht mehr, da die Wenigen meiner Leute sich auf die Flucht vorbereiteten. Telefonverbindung mit Wehlau und Königsberg war noch intakt. Das Landratsamt Wehlau teilte mir mit, dass viele Bewohner sich auf der Flucht befinden und Vorhuten der Russen kurz vor Wehlau ständen. Einige Tage vorher hatten die Pioniere rings um die Fabrik Einmann-Löcher ausgehoben. Im Laufe des Tages neue Hiobsnachricht, Befehl vom Oberkommando an die Pioniereinheit, sofort sämtliche Geheimsachen zu verbrennen. Dies geschah auf dem Fabrikhof. Fertigmachen zum Abmarsch nach Königsberg. Daraufhin verbrannte auch ich im Kesselhaus Geheimakten, Geschäftspapiere, als Luftschutzleiter geheime Anordnungen

usw., damit sie nicht in die Hände der Russen kamen. Meine Sekretärin, Fräulein Naujok half mir dabei. Ich verabschiedete mich von ihr, sie weinte. Auf der Flucht ist sie umgekommen.

Gegen 14,00 Uhr ging ich nach Allenburg zum Bürgermeister Moeller. Der Marktplatz war von Flüchtlingen voll, dazwischen betrunkenen Zivilisten und Soldaten. Der Pöbel machte sich breit. Mit einem Händedruck verabschiedete ich mich von ihm. Ich ging zum Bahnhof. Mit dem Vorsteher besprach ich dann die Situation. Der Morgenzug nach Wehlau-Königsberg war noch gefahren. Danach wurde der gesamte Verkehr eingestellt. Wir verabredeten, dass er mich abends gegen 19,00 Uhr mit der Draisine nach Friedland abholen werde. Gleich danach sollte die Brücke über den Masuren-Kanal gesprengt werden, es war alles dazu vorbereitet. Ich ging zurück zum Werk, wo mir ein Hauptmann der Pioniere mitteilte, dass Plünderer versucht hätten, ins Hauptgebäude einzudringen. Er ließ sofort vor dem Tor Posten aufstellen. Zum letzten Mal ging ich durch alle Räume der Fabrik. Die vollen Milchbehälter standen noch, es herrschte Totenstille. So nahm ich Abschied vom Werk Allenburg, wo ich über zwölf Jahre als Fabrikleiter gewirkt hatte, mit der stillen Hoffnung, einmal wieder zurückkehren zu dürfen. Kurz vor 19 Uhr hielt die Draisine vor dem Werk, besetzt mit vier Bahnbeamten. Ich zog meinen Ledermantel an, steckte die Pistole in die Tasche, nahm einen Koffer mit den nötigsten Sachen mit und verließ meine Wohnung. Es herrschte Schneetreiben, Nordostwind bei minus 20° Kälte. Die Flucht über das Haff begann. 36 Stunden später besetzten die Russen Allenburg.

Das Schicksal hat es anders bestimmt. Heute wohne ich in Friedrichshafen dicht am schönen Bodensee mit Blick auf die Schweizer – und Österreichischen Alpen. Mit fast 84 Jahren ist es wohl erlaubt, einen Schlussstrich über mein Leben zu ziehen. Mit seinen Tiefen, seinen Höhen habe ich es durchmessen. Ich bin gesund, nehme an allen Geschehen teil, als Mitglied deutscher Ingenieure an fast allen Vorträgen und Exkursionen. Noch jedes Jahr mache ich größere Reisen, unter andern nach Italien, Frankreich und Österreich. Obliege auch noch ab und zu dem edlen Waidwerk, bin ich doch in einem Forsthaus aufgewachsen. Ich hoffe, dass es mir vergönnt ist, noch einige Jahre auf unserem schönen Planeten verleben zu dürfen.

Die letzte Nachricht über das Werk Allenburg wurde mir später von Herrn Görke mitgeteilt, den die Sowjets wegen der Stromversorgung bis Oktober 1948 festhielten. Das Hauptgebäude war niedergebrannt. Die Fabrikräume wurden zur Lagerung von Getreide usw. benutzt. Im großen Lagerraum war eine Lokomobile aufgestellt wo Getreide gedroschen wurde. Auf dem Fabrikhof waren die beiden Wohnhäuser, der Gefolgschaftsraum verwüstet. Im Kesselhaus die beiden Dampfkessel ausgebaut und in den Osten abtransportiert, ebenfalls sämtliche Maschinen, Behälter und Apparate.

Die Demarkationslinie zwischen der UdSSR und Polen verläuft nun etwa in der Mitte zwischen Allenburg und Bartenstein. Allenburg ist somit russisches Gebiet.

Ich schließe meinen Bericht mit dem Gedanken an die Toten, die in Allenburg verhungert sind, die auf der Flucht umkamen und die von den Russen verschleppt wurden. Nur wenige von damals leben noch.

Ich grüße Sie, Hellmuth Möhrke

Anmerkungen:

Diesen Bericht schrieb Herr Hellmuth Möhrke im Jahr 1969. Herr Möhrke wurde 104 Jahre alt.

Ute Bäsmann

Der
Wehlauer Heimatbrief



Innehalten, Besinnen, Schweigen

Immer wieder berichte jüngere Geschwister und Kinder von Heimatvertriebenen, dass über die Erlebnisse während der Flucht nur wenig oder gar nichts erzählt wurde. Nach heutiger Lesart hätten Millionen von Vertriebenen zur Bewältigung der erlebten Grausamkeiten und besonders der erduldeten Misshandlungen, psychologische Beratung und Betreuung benötigt. Das war praktisch nicht möglich, abgesehen davon, dass Schmerzen einer verletzten Seele damals nicht als Krankheit angesehen wurden.

Die in den vergangenen 80 Jahren gewonnenen Erkenntnisse zeigen uns, dass sehr viele Betroffene den Verlust der Heimat und die schmerhaften Erlebnisse während der Flucht, Vertreibung, Gefangenschaft und Zwangsarbeit bis heute nicht überwunden haben. Jedes Schicksal verlief anders und so musste zwangsläufig jeder alleine seine schweren Erlebnisse bewältigen. Gemeinsam schmerzte der Verlust der Heimat und wie wir heute wissen, ist auch diese Wunde nicht heilbar. Weshalb selbst über die Heimat wenig gesprochen wurde hatte individuelle Ursachen. Der häufigste Grund waren wohl wiederkehrende Emotionen und der unterschwellige Wunsch die schweren Erlebnisse vergessen zu wollen. Es gab auch Schicksalsgefährten, die ihre Herkunft für sich behielten, manchmal wollten sie keine Vertriebenen sein um nicht als „Fremder“ zu gelten, oftmals fehlte das Bekenntnis zur angestammten Heimat dann, wenn nach kurzer Zeit berufliche und gesellschaftliche Erfolge erstrebenswerter als eine Rückkehr in die Heimat waren. Im tiefsten Herzen blieb der Wunsch nach Rückkehr in das vertraute Zuhause ein ständiger Begleiter.

Über besonders grausame Erlebnisse, besonders über ertragene körperliche Gewalt, haben besonders Frauen und Kinder selten gesprochen. Es war der Selbstschutz vor aufkommenden Emotionen und dem Sprechen über erlittene Schmerzen, Schmach und Herabwürdigungen.. Wie sollte ein Kind erzählen können, dass die Mutter vor seinen Augen vergewaltigt wurde? Wie soll ein junges Mädchen nach mehrfachem Missbrauch in ein normales Leben in Liebe und Zuneigung zurückfinden? Jeder von uns musste die erlebten Grausamkeiten bewältigen, für den seelischen Schaden gab es und gibt es wenig Verständnis. Wie sollte auch ein Außenstehender, der die Grausamkeiten eines Krieges nie erlebt hatte, würdigendes Verständnis aufbringen und die seelische Not lindern. Oftmals wurde den Erzählungen auch nicht geglaubt, so dass ein Schweigen weniger schmerzte, als die bewegenden Dinge zu erzählen.

Wie glaubhaft sind auch Ereignisse, wie das Verhungern oder Erfrieren eines Kindes in den Armen der Mutter. Die Angst in den Augen der Pferde, als das Eis auf dem Frischen Haff einbrach und sie zusammen mit dem Fuhrwerk ertrinken mussten. Über viele dieser grausamen Erlebnisse haben die Beteiligten wenig oder überhaupt nicht gesprochen. Teilweise weil es emotional belastete und

böse Erinnerungen weckte. Andererseits wurden Erzählungen nicht geglaubt, weil den Zuhörern die Vorstellungskraft fehlte oder sie kein Teil der Problematik sein wollten.

Tatsache ist, dass die betroffenen Heimatvertriebenen mit ihren schweren Erlebnissen alleine gelassen waren, dabei wurden die belastenden Erinnerungen auch im hohen Alter nicht überwunden. Beweise dafür sind Aussagen von hochbetagten Betroffenen, die besonders beim Nachlassen der Kräfte die Frage stellen: „Kommen wir wirklich nie wieder nach Hause?“ Noch bedrückender sind Aussagen von Schicksalsgefährten, die heute nach Entschuldigungen für das Verhalten ihrer Peiniger suchen: „Die mussten sich ja an den Vergewaltigungen beteiligen, weil ihre Kameraden sie sonst ausgelacht hätten“. Solche und ähnliche Aussagen zeigen, dass jeder sein Trauma alleine bewältigen muss.

Wie groß der Wunsch nach Rückkehr war, zeigt der nachstehende Briefwechsel

Am 15. Mai 1946 schrieb Herr Ernst Wiek, nach der Flucht aus Tilsit 1945 und in Freienwalde a./O. Gestrandete an den Herrn Oberbürgermeister der Stadt Tilsit. Es ging ihm, wie sehr vielen anderen Flüchtlingen auch, er wollte wieder zurück nach Hause! Nach dem ersten Weltkrieg durften unsere Großeltern auch wieder in ihre Städte und Dörfer und in ihre Häuser, soweit sie noch bewohnbar waren, zurückkehren.

Herr Wiek wusste ja nicht, daß wir in Ostpreußen hungerten und Zwangsarbeit verrichten mussten.

Nur wer Arbeiten konnte, bekam eine kleine Ration Brot, das er oder sie mit der übrigen Familie, Kinder und Großeltern teilen musste.

So bestand unsere Ernährung nur aus dem, was Feld, Wald und Wiese für uns bereit hielten. Wer beim Klauen von Kartoffeln oder Rüben erwischt wurde, musste nach Sibirien. Die Felder und Mieten wurden strengstens von Soldatinnen mit Gewehr bewacht und sie schossen auch ...

Ute Bäsmann

Aber, wie schon erwähnt, das konnte Herr Wiek nicht wissen und so schrieb er folgenden Brief:

„Bad Freienwalde a./O., den 15.05.1946

An den Herrn Oberbürgermeister der Stadt Tilsit.

Hiermit möchte ich mir die Anfrage erlauben, ob eine Möglichkeit besteht, nach Tilsit zurückzukehren. Ich wohne seit 1922 in der Stadt Tilsit. Durch meinen Fleiß und Sparsamkeit habe ich mir ein Eigenheim in der Kastanienstraße 15b erbaut, einen Obstgarten habe ich angelegt, eine Imkerei von 27 Völker habe ich mir angeschafft. Beschäftigt war ich seit 1922 als Zeichner bei dem Wasserbauamt.

Parteipolitisch war ich in der SPD, freigewerkschaftlich deutscher Verkehrsbund Abteilung Wasserbau und Flößerei, woselbst ich auch Zahlstellenleiter war, darüber könnte auch Parteigenosse und Kollege Dobinsky Auskunft geben.

Ich hätte noch gerne gewusst, ob mein Häuschen in der Verlängerten Kastanienstraße 15 b noch vorhanden ist. Auch Genosse Kriwat könnte über mich Auskunft geben. Für einen baldigen Bescheid wäre ich sehr dankbar. Vielleicht sehen wir uns an unserem lieben Memelstrom bald wieder. Eine Freimarke liegt bei.

Hochachtungsvoll

Ernst Wiek

Meine Anschrift:

Bad Freienwalde a./O.

Hagenstr. 1

Der Tilsiter Zeichner hat auch offenbar Kontakte in der Stadt, verweist er doch auf den Kollegen Dobinsky und den Genossen Kriwat. Ein Genosse Hensel, wie im Antwortschreiben genannt, wurde in seinem Brief allerdings nicht genannt. In jedem Wort steckt die liebe zur Heimat und der Wunsch, das in Sicherheit zu wissen, was man aufgebaut hat, um es selbst wieder mit Leben füllen zu können. Tatsächlich erhielt Herr Wiek zwei Monate später Antwort aus Tilsit.

Tilsit, den 26.07.46

Werter Herr Wiek!

Im Bezug auf Ihr Schreiben kann ich leider keine gute Auskunft geben.

Das Haus in der Kastanienstr. 15b steht und ist von russischen Marine-Soldaten z.Zt. bezogen. Von der Imkerei fehlt jede Spur. Das Genosse Hensel in Tilsit ist, ist mir nicht bekannt.

Die Bürgermeisterei Tilsit

Eine Rückkehr in sein geliebtes Tilsit war somit ausgeschlossen.

Die Briefe und Anmerkungen stellte Herr Schukat der " Preußische Allgemeine Zeitung" zur Verfügung. PAZ (Preußische Allgemeine Zeitung), mit Genehmigung von Redakteur Rene` Nehring

Heimat

*Meine Heimat ist nicht nur die Erde,
Nicht nur der Wald, die Wiese, das Tal -*

Meine Heimat ist mehr als die Welt:

Es ist der Ort, an dem ich geborgen

Und geliebt und wirklich bin.

Der Ort, an dem ich zu Hause bin.

Die Wehlauer und ihre Künstler

Kunst kommt von Können und diese Künstler konnten etwas, das Beste daran ist, sie stammen allesamt aus unserer Heimat Ostpreußen, aus unserem Heimatkreis Wehlau. **Lovis Corinth** aus Tapiau, ihm gedachten wir in einem eigenen Beitrag. „Die große Kunst hat nur ein einziges Vaterland: den Himmel, in dem die göttliche Kraft von Ewigkeit zu Ewigkeit waltet.“ – diese Worte von Lovis Corinth könnten als Richtschnur seines Schaffens gelten. Der Mensch Lovis blieb seiner Heimat Ostpreußen und seiner Heimatstadt Tapiau ein Leben lang treu. Paul Fechtner sagte einmal über Lovis Corinth: Man empfand immer deutlicher, dass dieser Ostpreuße nicht nur das stärkste, unmittelbarste, sondern zugleich das feinste, fast war man versucht zu sagen, das kultivierteste Talent seiner Generation und mehr als nur ein Talent gewesen war. Er besaß die Faust des östlichen Menschen und seinen Mut zum Wirklichen; er besaß aber auch die östliche Sehnsucht nach den leichten, feinen Seiten des Lebens.... „Wer nicht wagt, kommt nicht nach Wehlau, wer zuviel wagt, kommt nach Tapiau, ich hatte soviel Wagemut, dass ich sogar das Licht der Welt in Tapiau erblickte. – sagte er einmal.

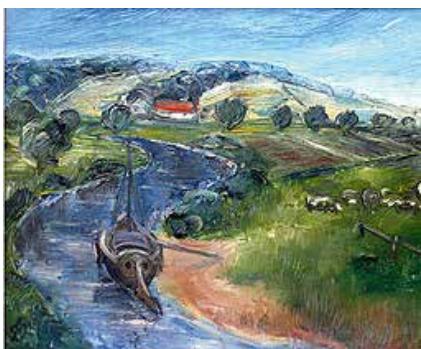


Jeder, der sich eingehend mit Ostpreußen, seinen Menschen und seiner Kultur beschäftigt, trifft fast zwangsläufig auch auf **Erich Behrendt**, geboren 1899 in Wehlau – ein bekannter Maler und Graphiker. Erich Behrendt besuchte die Deutsch-Ordens-Schule in Wehlau und interessierte sich bereits sehr früh für die Malerei. Nachdem er als junger Mann in den Jahren 1917 und 1918 noch als Soldat am I. Weltkrieg teilnehmen musste, besuchte er ab 1918 die Kunstabakademie Königsberg. Dort war er Meisterschüler von Professor Ernst Degner und erhielt ein eigenes Atelier. 1924 holte ihn der berühmte Max Liebermann nach Berlin, wo er

seine Werke in mehreren Ausstellungen zeigte. Er verdiente seinen Lebensunterhalt als Maler; sogar Museen und die Preußische Staatsbibliothek erwarben Bilder von ihm. Eine besondere Auszeichnung für Erich Behrendt war, als er das Stipendium der Hugo. J. Herzfeld Stiftung erhielt. Wegen seiner Kontakte zu Gegnern des Nationalsozialismus wurde er verhaftet und verhört; Ausstellungen waren ihm nach der Machtergreifung der Nazis nicht mehr möglich. Er wurde 1939 zur Wehrmacht eingezogen und blieb bis 1945 Soldat. Im Jahre 1944 wurde bei einem Bombenangriff seine Wohnung in Berlin zerstört und mit ihr alle dort befindlichen Bilder. Er lebte nach Ende des II. Weltkrieges von 1945 bis 1951 in Wilster, wohin er als Heimatvertriebener gelangt war. Hier traf er seinen 12 Jährigen Sohn Hans wieder; die Ehefrau Charlotte war auf der Flucht aus Ostpreußen in Mecklenburg an Typhus gestorben. Als 1945 der Künstlerbund Steinburg gegründet wurde, gehörte Erich Behrendt zu den Gründungsmitglied-

dern. Seinen Lebensunterhalt in Wilster verbesserte er durch den Eintausch von Zeichnungen gegen Nahrungsmittel.

Ab 1948 arbeitete er an der Volkshochschule in Wilster. 1949 heiratete er seine zweite Frau, die Malerin Irene geb. Fröhlich. Er stellte seine Bilder aus in Itzehoe und im Landeshaus in Kiel. In einigen Haushalten in Wilster und der Wilstermarsch werden noch Werke von ihm vorhanden sein. 1951 zog die Familie nach



Pregellandschaft mit Reisekahn, Öl, 1925-1930



Zum 115. Geburtstag von Erich Behrendt



„Osterwasser“



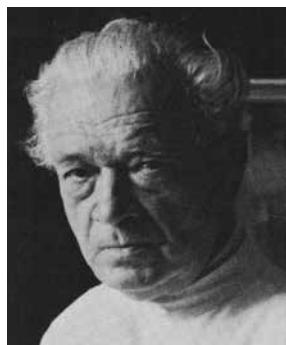
„Wehlau im Winter“.

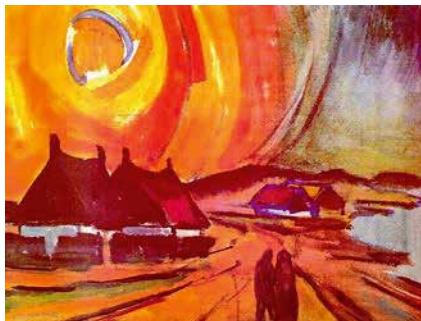
Hamburg, wo Ernst Behrendt sehr erfolgreich und fruchtbar arbeitete. Für Bücher und Zeitschriften fertigte er Illustrationen, sein Interesse gehörte jedoch der Ölmalerei und insbesondere der Aquarellmalerei, in der er einen besonderen Stil pflegte. 1966 erhielt er den Kulturpreis für bildende Kunst der Landsmannschaft Ostpreußen. 1967 zog Erich Behrendt mit seiner Frau nach Langlau in Franken. Mit seinen Werken war er mehrfach auf den Ausstellungen im Münchener Haus der Kunst vertreten. Kurz vor seinem 84. Geburtstag starb Erich Behrendt in Erlangen; er wurde auf dem Friedhof in Langlau beigesetzt. Er hinterließ seine Frau und den Sohn aus der ersten Ehe; beide betreuten in Berlin den größten

Teil des Nachlasses. Anlässlich des 100. Geburtstages von Erich Behrendt trug das Kulturzentrum Ostpreußen Ölbilder, Aquarelle, Zeichnungen und illustrierte Bücher von Behrendt zusammen, die 1999 im Kunstforum Fränkisches Seenland in Gunzenhausen ausgestellt wurden.

Den bedeutendsten Expressionisten Ostpreußens genannt, der Maler **Ernst Mollenhauer** wurde am 27. August 1892 in Tapiau geboren. Durch Lovis Corinth, ebenfalls aus Tapiau stammend und ein Freund seines Vaters, erfuhr er früh Förderung und durfte so ab 1913 an der Kunstakademie Königsberg u.a. bei Richard Pfeiffer studieren. Im Ersten Weltkrieg war Mollenhauer Soldat in Polen, Italien, Russland und Frankreich. Unmittelbar nach Ende des Krieges nahm er sein Studium wieder auf, beteiligte sich an der Gründung der Künstlervereinigung „Der Ring“ und war ab 1920 Meisterschüler bei Arthur Degner. Nach einem Malereistudium an der Königsberger Akademie zog es Mollenhauer in den berühmten Künstlerort Nidden an der Ostsee, wo er expressionistischen Malern wie Pechstein begegnete. Bedingt durch die Kriegswirren, leidvoller Verfemungen und den Verlust eines großen Teils seiner Werke zog es Mollenhauer schließlich in den Westen. 1950 besaß er wieder ein eigenes Atelier im Düsseldorfer Künstlerhaus und richtete sich auf Sylt ein weiteres Atelier ein, das ihn an seine verlorene Heimat an der Danziger Bucht und seine frühen künstlerischen Jahre in Nidden erinnerte. Mit nur wenigen wohlgesetzten Pinselstrichen im kräftigen Malduktus gelang es Mollenhauer den wesentlichen Charakter der nordfriesischen Küstenlandschaft zu erfassen und ihnen eine ausdrucksstarke Dramatik zu verliehen. In vielen dieser Bilder sind es die Sonnenuntergänge, die die Lichtstimmung und die lichtdurchtränkte Farbigkeit der Natur beherrschen.

Mollenhauer erschloss sich im Sog des Erfolges nun die Nordseeinsel Sylt. Das wurde seine letzte Inspirationsquelle. Er bezog in Keitum in weiteres Atelier und malte am Lebensende Nordseelandschaften. Zwischendurch gab es Ehrungen: den Kulturpreis der Landsmannschaft Ostpreußen und das Bundesverdienstkreuz. Der Künstler starb am 3. April 1963 an den Folgen eines Herzinfarkts. Seine letzte Ruhe fand Mollenhauer auf dem Dorffriedhof von Keitum auf Sylt. 2010 gab es im Ostpreußischen Landesmuseum eine große Ausstellung mit seinen erhaltenen Werken. „Es ist schwer Worte über mein Werk zu finden, denn schließlich sollen meine Arbeiten allein alles aussagen. Sie sollen ein Spiegel meines Lebens sein. Gott hat uns die Seele gegeben, um zu ihrer Freude unter seinem großen Himmel zu leben.“ – der Maler hat diese Sätze niedergeschrieben, als er, nach dem Verlust der Heimatlandschaft, aus der er seine künstlerische Kraft schöpfte, darum kämpfen mußte, in einer seinem Wesen zunächst fremden Atmosphäre einen neuen Beginn zu setzen.





Ein weiterer zeitgenössischer deutscher Maler und Zeichner aus unserer Heimat ist **Manfred Neumann**, 1938 in Groß Weißensee geboren. Von 1952 bis 1955 absolvierte er eine Malerlehre. Danach studierte er zuerst bis 1959 an der Fachschule für angewandte Kunst Heiligendamm und von 1959 bis 1964 bei Heinz Lohmar und Rudolf Bergander an der Hochschule für Bildende Künste Dresden. Er arbeitet seit

1966 als freiberuflicher Künstler in Frankfurt (Oder). In der DDR hatte Neumann eine bedeutende Zahl von Einzelausstellungen und war er an wichtigen zentralen und regionalen Ausstellungen beteiligt, u. a. von 1972 bis 1988 an der VII. bis X. Kunstausstellung der DDR in Dresden. Von 1973 bis 2008 nahm er beidseits der Oder an zehn internationalen Künstlertreffen (Pleinairs) teil. Mit der Ausstellung „Begegnungen“ im polnischen Ślubice verabschiedete er sich im Juni 2014 von den Künstlertreffen. Nach Räumlichkeiten in der Frankfurter Ferdinandstraße und im Kellenspring hat er sein 900 Quadratmeter großes Atelier inzwischen in den Gerstenberger Höfen (ehemaliges Konsument-Warenhaus an der Berliner Straße), das er 2016 bezog. Dort hängen mehr als 1000 Kunstobjekte, die noch nicht verkauft oder in Galerien gegeben wurden.



Und auch **Erhard Rimek**, geboren 1941 in Wehlau, darf hier bei den Wehlauer Künstlern nicht fehlen. Er ist einer von ihnen. (StK)

131

Geboren in Tapiau: Lovis Corinth

Von Steffen Kabela

Tapiau gehörte lange Zeit nicht zu den Orten der besonderen Aufmerksamkeit bei Touristen, obwohl genau hier das Geburtshaus des berühmten Malers Lovis Corinth, der zu den bedeutenden deutschen Impressionisten gehörte, steht. Diese Sehenswürdigkeit ist in der Region bereits gut bekannt, sie

wurde als „Zweigstelle“ des Königsberger Museums der Schönen Künste eröffnet. Lovis Corinths Elternhaus in der ehemaligen Wasserstraße wurde 1825 erbaut und gehörte der Mutter des Künstler, Amalia Wilhelmine Buttcher, die auch eine Geberei und ein an das Haus angrenzendes Grundstück besaß. Die Wohnräume und eine Küche mit Räucherkammer befanden sich im Erdgeschoß. Von der Vorderseite in das Dachgeschoß führte eine steile Treppe wo die Mägde und Knechte schliefen. Einen Überblick auf die Ställe, die Scheune und den Hühnerstall hatte man von der steinernen Veranda und das dortige Leben waren die ersten Motive des Künstlers Lovis Corinth.

1858 wurde ihr Sohn geboren, den sie Franz Heinrich Louis nannten. Von 1866 bis 1873 besuchte Lovis Corinth das Kneiphöfische Gymnasium in Königsberg und lebte während dieser Zeit bei seiner Tante. Später nahm er an der Kunstakademie in München ein Studium auf, kehrte aber zeitlebens oft in seine Heimat Tapiau zurück, wo er viele schöne Werke schuf. Das Geburtshaus des Künstlers in

Tapiau hat die Zeit überdauert. Während der Zeit der UdSSR und nach dem Zerfall der Sowjetunion war das Elternhaus des Malers ein Wohnhaus, was aber nach und nach verfiel. Das Haus war von einem Zaun umgeben, und die Fenster waren versiegelt. Wie es meistens geschieht, verfiel das leerstehende Haus schneller als gewöhnlich. Im Laufe der folgenden Jahre stürzte das Ziegeldach ein. Feuchtigkeit drang ein, sodass die Wände einzustürzen begannen. Als einsturzgefährdet eingestuft und die dort lebenden Menschen umgesiedelt, wurde es nicht abgerissen, sondern der Beschluß gefaßt, es in ein Museum umzuwandeln. Anfang 2020 begann der Wiederaufbau bei



Kunstwerk Apfelblüten



dem jedoch ein Teil des Hauses einstürzte. Die Regionalregierung erklärte daraufhin, dass nun ein „großer“ Umbau mit dem „Rückbau einiger Elemente“ Teil des Bauprojekts sei. Schließlich musste das ursprüngliche Haus fast vollständig abgerissen werden. Anschließend wurde eine Nachbildung errichtet. Über eine bedeutende Sammlung von Grafiken des Malers verfügt das Königsberger Gebietsmuseum, welche nun ins neue Corinth-Museum überführt wurden und fortan in der Ausstellung zu sehen sind.

Vier Ausstellungsräume befinden sich im Erdgeschoss. Hier zeigt man einen 15-minütigen Einführungsfilm über den Künstler. Der 2. Raum ist der Kindheit und der Geschichte von Tapiau zu dieser Zeit gewidmet. In einem separaten Raum zeigt man Corinths graphische Arbeiten.



Geburtshaus in Tapiau 2006

Es gibt noch einen weiteren Raum in dem verschiedene Ausstellungen von Werken zeitgenössischer Künstler ausgestellt werden. Im Dachgeschoss befindet sich ein Atelier für Kinder. Das Selbstporträt von Corinth gilt als ein wichtiges Exponat des neuen Museums. Der deutsche Professor Volker Kreier hatte das Gemälde auf einem Markt in der Bundesrepublik gekauft und es der Stadt Tapiau im Jahr 2017 geschenkt unter der Bedingung, dass dieses Selbstporträt bei der

Eröffnung des Corinth-Museums seinen Platz in der Ausstellung einnimmt. Das Werk stammt aus dem Jahr 1918 und trägt den Titel „Selbstbildnis vor der Staffelei“. Nachdem die Museumseröffnung erfolgt ist, mußte noch das Grundstück des Museums neu gestaltet werden. Geplant war vor allem ein Skulpturenpark, in dem Werke aus den Sammlungen des Museums der Schönen Künste ausgestellt werden sollen.

Im Jahr 2015 erschien ein Buch über den Künstler mit dem Titel „Lovis Corinth (1858–1925) - Leben und Werk“, und es gab drei wissenschaftliche Konferenzen zu seinem Werk. Darüber hinaus wird die Sammlung immer wieder bereichert. Insbesondere erhielt das Königsberger Kunstmuseum im vergangenen Sommer drei Corinth-Grafiken als Geschenk des Privatmuseums Walchensee in Bayern. Diese Werke nahmen ihren Platz in der Ausstellung ein, die den Titel „Kalinigrad–Königsberg: Brücke über die Zeit“ trägt.

Das Konzept einer Museumsniederlassung im Corinth-Haus wurde in Zusammenarbeit mit der nach Immanuel Kant benannten Baltischen Staatlichen Universität entwickelt und beinhaltete einen detaillierten Entwurf für jede Ausstellungshalle. Da das Häuschen klein ist und eine Gesamtfläche von etwa 275 Quadratmetern hat, sollte in die Ausstellung auch die Umgebung integriert werden. Ende 2019 wurde schließlich ein Auftragnehmer in Tapiau ausgewählt, der mit dem Wiederaufbau des Corinth-Hauses begann.

(Bild: Gemälde des Künstlers und Museum Lovis-Corinth-Haus in Tapiau im August 2024)



Ostpreußen aktuell

Meine Reise vom 02. – 13. April 2024

Am 02. April 2024 machte ich mich mit gemischten Gefühlen auf den Weg nach Ostpreußen. Die just ausgesprochene Reisewarnung unserer Außenministerin machte nicht nur mir, sondern auch meinen Kindern zu schaffen. Trotzdem, ich hatte ein 5jahresvisum von der Administration von Friedland, welches jetzt am 14. April auslief. 2019 war ich einmal darauf gereist. Was dann kam, wissen Sie ja alle und ich brauche es nicht zu erläutern.

Ich hatte das Glück, mit einem Landwirt, der jeden Monat nach Ostpreußen fährt, mitfahren zu dürfen. Wir trafen uns in Bremen und los gings über die A20 nach Swinemünde, wo wir den neuen Tunnel finden wollten, was uns auch gelang. In einigen Minuten waren wir auf der anderen Seite der Swine. Bisher musste man mit der Fähre, die kostenlos genutzt werden konnte, über diesen Mündungsarm der Oder fahren, was natürlich immer einige Zeit beanspruchte.

Weiter ging unsere Fahrt nahe der Ostsee entlang nach Danzig und Elbing. Inzwischen war es schon spät in der Nacht. Wir fuhren hinter Elbing auf die neu ausgebauten ehemalige A1 zur Polnisch-Russischen Grenze. Es war zu der Zeit kaum etwas los, nur drei Fahrzeuge vor uns. Es ging zügig voran. Mussten allerdings auch, wie alle vor uns, sämtliches Gepäck aus dem Wagen nehmen. Es wurde kurz überprüft und der Wagen auf blinde Passagiere untersucht. Dann ging es weiter zur russischen Grenze. Hier die gleiche Prozedur. Alle Zöllner waren sehr freundlich und der Weiterfahrt stand nichts mehr im Weg. Ab nach Königsberg.

Um in der Nacht Niemanden zu stören, hatte ich im Voraus im Hotel IBIS in der Nähe des Domes ein Zimmer gebucht. Wir erreichten das Hotel so um 2,00 Uhr. Und hier kam die Überraschung! Ich sollte in der Nacht die vollständige Summe in Rubel bezahlen! Woher diese Summe für neun Nächte auftreiben. Meine Bekannten wollte ich nicht aus dem Schlaf reißen. Mein Landwirt war auch schon weg, weil ich ja das Hotelzimmer gebucht hatte. Also bat ich die junge Dame, mir wenigstens für diese eine Nacht das Hotelzimmer zu geben. Am Morgen könnte ich zur Bank gehen und die Euro in Rubel umtauschen. Doch alles Bitten half nichts. Auch die Visa Card wurde nicht akzeptiert, nur russische Karten und Rubel. Sie rief mir eine Taxe, die mich in das Hotel Berlin brachte. Hier genau das Gleiche. Am Ende rief auch sie eine Taxe und schickte mich weg. Der Taxifahrer brachte mich in das Hotel Deima und dieser Wirt hatte Mitleid und gab mir für zwei Nächte ein allerletztes Zimmer für Euro. Inzwischen war es vier Uhr geworden und ich froh, wenigstens ein paar Stunden schlafen zu können. Am Morgen rief mich der Landwirt an – wir hatten uns für 12,00 Uhr verabredet – und ich teilte ihm meine Misere mit. Er nahm mich mit in sein Quartier, wo noch ein Zimmer frei war und da blieb ich dann die restliche Zeit. Die Wirtsleute waren sehr nett.

Leider war dies Quartier sehr außerhalb gelegen und ich daher auf Bus und Taxi angewiesen, um in die Stadt zu kommen.

Jedenfalls war ich froh, ein Zimmer gefunden zu haben und hatte gelernt, daß ohne Rubel kein Hotelzimmer bezogen werden kann.

Meine russischen Freunde hatten kaum Verständnis für meine Rücksichtnahme. Sie boten mir sofort an, bei ihnen zu wohnen. Inzwischen war ich nun aber gut versorgt.

Allenburg

Heute, am 04. April 2024 holte mich der Pächter der Allenburger Kirche, Gennadij Kostritsa ab und wir fuhren über Tapiau und Wehlau nach Allenburg.

Tapiau hat sich in den fünf Jahren, in denen ich nicht im Gebiet war, sehr zu seinen Gunsten verändert. Zwar war das Zentrum noch wegen Bauarbeiten gesperrt, aber mit Kenntnis der Nebenwege konnte ich einen Blick auf die Katholische Kirche werfen, die wieder gedeckte Farben hat und am Lovis-Corinth-Haus vorbei. Das Haus ist fast neu erstanden, zu besichtigen und der Platz davor samt der Straße neu mit altem Kopfsteinpflaster restauriert worden.

Das Schloss, welches lange als Gefängnis genutzt wurde, ist entkernt und wird für kulturelle und touristische Zwecke umgebaut.

Wir fuhren weiter nach Wehlau. An dem neuen Hotel und Gastwirtschaft wird fleißig gearbeitet. Die Boote werden in der Alle zu Wasser gelassen, damit die vielen Besucher - zunehmend aus dem Kernland - auf den Booten die Alle bis zur Schleuse in Allenburg genießen können. Das Lokal von Olga und ihrem Mann ist täglich gut besucht. Auch heute sind Gäste aus Novosibirsk dort um zu Mittag zu essen.

Lena, die eigentlich dolmetschen sollte, hilft fleißig ihrem Mann mit den Booten. So fahren wir weiter nach Allenburg.

Unterwegs fallen die vielen riesigen bestellten Felder längs der Straße auf. Kaum noch ein Feld liegt brach und wenn, dann soll es so sein und ruhen.

Wir kommen durch Paterswalde. Den Bäcker Maibach gibt es immer noch. Sein Brot schmeckte uns immer besonders gut. Aus der kleinen Bäckerei von vor Jahren ist eine Großbäckerei geworden mit einem florierenden Geschäftsneubau für sämtliche Lebensmittel. Sogar Supermärkte in Königsberg werden mit Brot und Kuchen beliefert.

Die Kirche steht noch und der Platz vor der Kirche ist leergeräumt und gepflegt. Diese Arbeiten übernehmen eine Gruppe Jugendlicher, die sich der Ruinen und verfallenen Plätze angenommen hat. Diese werden entrümpelt und gepflegt und nennen sich „Ruinenkeepers“, (Ruinenbewahrer).



Kirche Allenburg

Wir kommen über Leißienen, Groß Plauen und Dettmitten nach Allenburg, dessen Kirchturm uns schon von Weitem grüßt. Die Storchen nester sind wieder alle belegt. Am Ziel angelangt, empfingen uns die ersten Besucher. Das war schon zu unserer Zeit so. Kaum hatten wir unser Auto an der Kirche abgestellt, kamen – meistens russische Menschen – um auch einmal in die Kirche zu gelangen und die Kirche von innen zu sehen.

Gemeinsam stiegen Herr Kostritsa und ich die 56 Stufen der Wendeltreppe nach oben. Wieviel hundertmal sind wir, mein Mann und ich, diese Stufen mit Material hochgegangen. Wir haben es nicht gezählt.

Im Andachtsraum – jetzt als Kaffee genutzt – setzten wir uns zur Besprechung, während die Besucher sich die weiteren Etagen in Ruhe ansehen konnten. Da unsere Dolmetscherin nun leider nicht wegen der Arbeiten in Wehlau zur Verfügung stand, nutzten wir das Übersetzungsprogramm in Herrn Kostritsas Handy. Das funktionierte recht gut.

Als erstes überreichte ich Herrn Kostritsa eine Spende von W. v. Gottberg und viele Fotos, die ich vom Fortgang des Ausbaus im Kirchturm gemacht hatte,

eine ein qm große Karte des Stadtkerns von Allenburg, gerahmt, die er sogleich im Museum auf eine Staffelei stellte. Für die Großspende von Herrn Gottberg können nun schon Fenster angeschafft werden.

12 Fenster im Turm und Kirchenschiff müssen erneuert werden, ein Taubenschutz muss dringend angebracht werden, damit die Verschmutzung durch die Tauben aufhört. Im Kirchenschiff ist der Fußboden halsbrecherisch uneben, es muss also Estrich gegossen werden und vorher Elektro- und Wasserleitungen verlegt. Das Dach ist vollkommen löcherig. Die vielen kleinen ca. 2-3 cm im Durchmesser großen Löcher sind durch Hagelschlag auf den porösen grauen Platten entstanden. Das Dach muss also neu eingedeckt werden. Der Traum ist, es mit den ursprünglichen Dachpfannen „Mönch u. Nonne“ einzudecken. Die Dachpfannen, die wir vom Turm abnahmen, hat Herr Kostritsa sorgfältig aufgeschichtet im Altarraum liegen. Zunächst ist es am kostengünstigsten, das Kirchenschiff mit Blechplatten einzudecken. Leider müssen auch einige Balken erneuert werden. An der Nordwand müssen dringend die Stützpfeiler wieder aufgebaut, bzw. saniert werden, damit die Statik gegeben ist. Es gibt viel zu tun und leider fällt Allenburg aus dem Fördertopf des Gebietes heraus, weil es keine Innenstadt mehr hat. Weil die Kirche nun viel Zulauf hat und Hunderte Gäste zu den Vorstellungen kommen, will die Verwaltung in Friedland auf dem ehemaligen Stadtkern einen Parkplatz anlegen, Toiletten aufbauen und Unterstände für die Dorfbevölkerung, damit sie dort Eigenprodukte verkaufen und somit auch von der neuen Menge Besucher profitieren können.

Während unserer Besprechung schlägt die Kirchturmuhr die volle Stunde. Im Anschluss ertönt der Anfang von „Stille Nacht, heilige Nacht“. Mit den Anwohnern wurde der Kompromiss geschlossen, daß die Uhr von morgens um 9.00 Uhr bis abends um 20,00 Uhr läuten darf.

Am 06. April traf ich mich mit Cord Jacob und seiner Frau Galina in Königsberg. Wir fuhren gemeinsam nach Allenburg. Auf dem Weg dorthin hielten wir noch in Leißienen an, wo ich gern die Familie, die ich schon seit Jahren etwas betreue, besuchen wollte. Es war Niemand zuhause. Eine Nachbarin gab Auskunft. Polina, die Tochter ist nach Groß Plauen umgezogen und hat mittlerweile schon vier Kinder. Der Vater starb vor zwei Monaten. Also fuhren wir weiter nach Groß Plauen und trafen Polina an. Es geht ihr nicht besonders gut. Aus dem hübschen Mädchen ist eine sehr zierliche, früh gealterte Frau geworden. Sie ist jetzt 26 Jahre alt und hat kaum noch Zähne im Mund. Hilfe tut not. Inzwischen konnte ich mit einem Bekannten Hilfsprodukte mitgeben.

G. Kostritsa und W. Sozinow warteten in Allenburg bzw. Groß Wohnsdorf schon auf uns. Herr Kostritsa hatte noch Fragen an Cord Jacob. Herr Jacob hat mit uns den Turm ausgebaut und die schöne Treppe in die drei Etagen angefertigt. Die Fragen betrafen die Etage, die noch von der Kolchose für das Korn eingebaut wurde. Sie weist eine schiefe Ebene auf und Herr Kostritsa und Herr Jacob wollen

sich bei einem weiteren Treffen nochmals beraten, denn heute war es schon spät.

Herr Sozinow wartete in Groß Wohnsdorf am „Kant – Turm“ und hatte auch Fragen wegen des Kant-Turmes. Herr Jacob ist ein sehr guter und daher begehrter Handwerker. Nur, er hat eine feste Arbeitsstelle in Insterburg und kann daher nicht alle Arbeiten in Allenburg und Groß Wohnsdorf erledigen. Das bedauern die beiden Herren sehr. Gern hätten sie ihn vor Ort.

Herr Wladimir Sozinow ist übrigens der neue Besitzer meiner Wohnungen im Schleusenwärterhaus. Ihm ist es zu verdanken, daß meine 2/3 des Hauses wieder im alten Stil aufgebaut wurden. Nun wirkt der Blick auf die beiden unterschiedlichen Dächer, vom Kanal aus gesehen, etwas merkwürdig. Das stört aber nicht, denn nun kann man sehen, wie hoch das Dach ursprünglich war. Die Räume hat Herr Sozinow mit Möbeln ausgestattet und führt jetzt die Gäste durch die Räume. Er bietet Tee oder andere Getränke an, verkauft alte Stücke, die er auf dem Flohmarkt erworben hat oder ihm mitgebracht wurden und stellt eine Toilette zur Verfügung. Den Park (ehemals alter Friedhof), den ich für 49 Jahre zur Pacht erhielt, hat Herr Sozinow inzwischen auch übernommen.

Es war nun schon wieder sehr spät geworden. Herr Kostritsa und seine Frau nahmen mich mit nach Königsberg und Cord und Galina fuhren nach Insterburg zurück. Herr Sozinow hat sich eine Holzhütte auf dem Kant- Berg aufgebaut, in der er in der Woche leben kann. Hatte auch gerade Verwandtenbesuch dort oben. Es gibt eine wunderbare Aussicht auf den Stau und das Turbinenhaus. Das Turbinenhaus ist schon vor Jahren restauriert worden und wird bewacht. Leider ist das Stauvorbei bei Eisgang in die Alle abgerutscht und noch nicht wieder hergestellt. Im Turbinenhaus gibt es noch keine Turbinen. Das Wasser wird auch nicht gestaut wie früher.

Herr Kostritsa plant inzwischen, die Aufführungen im Kirchenschiff weiter auszubauen. (Zurzeit sind 10 Aufführungen fest geplant, Zielvorstellung sind 20 bis 30 pro Sommerhalbjahr) Seit einem Jahr lässt er dort Opern, Operetten, Musicals, Schauspiele, Chorwerke und Ähnliches aufführen. Die Abende sind mit ca. 300 Besuchern immer ziemlich raumfüllend ausgebucht. Leider sind die Kosten für die notwendige Beleuchtung, Lautsprecher und der Bestuhlung sehr hoch. Jeder Rubel, der übrig bleibt, fließt in die Sanierung der Kirche.

Herr Kostritsa ist Direktor in der Touristikabteilung in Königsberg und hat ein festes Gehalt.

Er ist somit nicht darauf angewiesen, auf den Gewinn von den Eintrittsgeldern nach Abzug der Kosten, zurückzugreifen. Spenden, die wir überbringen können, werden ausschließlich für die Reparatur der Kirche verwendet.

Soviel zu unserer Allenburger Kirche, die im Jahr 1405 erbaut wurde und eines der ganz wenigen im Kreis Wehlau, (und ganz Nordostpreußen) noch einiger-

maßen erhaltenen Bauwerke aus historischer Zeit darstellt.

Die Kosten für einige kritische Teile des Bauwerks würden zurzeit ungefähr betragen:

12 bis 17 Fenster	ca.	3.500 €
Boden/Estrichbeton im Kirchenschiff ca. 350 m ²	ca.	4.500 €
Vollständige Dachreparatur mit Holz und Profilblechen		ca. 80.000-100.000 €

Da bekanntlich Rom auch nicht an einem Tag erbaut wurde, hoffen wir, die Reparaturen nach und nach gemeinsam bewältigen zu können.

Herr Kostritsa bemüht sich auch um Spenden von Firmen und Hilfen für die Arbeiten, die ausgeführt werden müssen.

Herr Kostritsa betrachtet den Erhalt der Ordenskirche als sein Lebenswerk.

Friedland



Freitag, d. 05. April 2024. Heute treffe ich mich mit dem Deutsch sprechenden Fahrer Viktor, den ich schon von früher kannte, weil er mit seinen Gästen ins Schleusenwärterhaus kam um Kaffee zu trinken und sich zu unterhalten.

Ich wollte heute Nadia Gousseva besuchen, die Witwe von Wladimir Goussev, der am 30. Oktober des vergangenen Jahres plötzlich verstorben ist. Am 24. November 2023 wäre er 67 Jahre alt geworden.

Er war seit Jahren mein steter Begleiter in Ostpreußen, machte Termine für mich und übersetzte vom Russischen ins Deutsche.

Viele seiner schönen Fotos, die er mir schickte, haben Sie in den letzten Heimatbriefen bewundern können. Bis zuletzt hatten wir mindestens einmal wöchentlich Kontakt über E-Mails. Herr Goussev schickte mir auch immer Fotos seiner großen Familie. Viele davon hatte ich noch schnell ausdrucken lassen und konnte sie jetzt übergeben. Über die Fotos haben sich alle sehr gefreut.

Seine Frau Nadia, ihre Tochter und ein Enkel waren anwesend. Es war ein trauriges Wiedersehen. Wir saßen eine Weile zusammen und besuchten dann sein Grab auf dem Friedhof in Friedland. Es war schon spät geworden und so fuhren Viktor und ich schweigend zurück nach Königsberg in meine Herberge.

Labiau, Pronitten, Lablacken

Es ist Samstag, der 06. April 2024 und ich bin mit Cord und Galina Jacob am Dom verabredet. Meine Wirtsleute begleiten mich, damit ich nicht in den falschen Bus einsteige und endlich, weil wir umsteigen mussten, komme ich einmal in den Genuss mit der Straßenbahn zu fahren. Welch angenehmes Gefühl, wenn sie so langsam um die Kurven zuckelt. Man kann alles viel genauer betrachten, als wenn man mit dem PKW oder Bus unterwegs ist.

Am Dom angekommen, stellten wir fest, daß der angekündigte Gottesdienst in der evangelischen Kapelle ausfällt. Das Wetter lud nicht gerade zum Spaziergang ein und so gingen wir in das neu entstandene Kaffee „KUCHE DE PREUSS“. Der Domvorplatz hat sich sehr verändert. Rund um das Portal Verkaufsbuden, Stände mit Bernsteinschmuck und Kaffees, in denen man auch gut zu Mittag essen kann.

Als Cord und Galina eintrafen, löste sich unser Kränzchen auf und wir fuhren nach Labiau. Da ich ein Foto vom leider verstorbenen Direktor des Labiauer-Schloss Museums dabei hatte, das ich seinem Sohn geben wollte, besuchten wir das Schloss. Wir kamen in der Mittagszeit und er war nicht dort. Mitbewohner nahmen das Foto an sich und wollten es ihm übergeben.

Weiter fuhren wir nach Pronitten, wo meine Großeltern väterlicherseits ein Geschäft und zwei Häuser besaßen, die beide noch erhalten sind. Das im Jahr 1936 erbaute Haus muss einen neuen Besitzer haben. Es wird saniert.

Weiter fuhren wir in Richtung Kurisches Haff nach Lablacken, wo mein Großvater das Schloss mit Ländereien und Wald gekauft hatte. Das Schloss wurde abgetragen und die Steine nach St. Petersburg gebracht. Der auch heute noch schöne Park mit seinen vielen Buschwindröschen und zum Teil uralten Bäumen, lud uns zum Picknick ein. Da wir in Königsberg beim „Königsbäcker“ belegte Brote gekauft hatten, konnten wir sie hier ohne den vielen Wind, der heute herrschte, verzehren.

Besuche in Allenburg

Es ist Sonntag, der 07.04.2024. Zunächst besuchte ich einen guten Freund in Königsberg. Wir kennen ihn schon seit unserer ersten Reise nach Königsberg im Jahr 1992. Er teilte im Hotel Tourist die Taxifahrer für die Fahrten ins Gebiet ein. Auch mit ihm halten mein Mann und ich immer noch Kontakt. Er ist ebenso KFZ-Mechaniker und mein Mann half ihm damals, seine Werkstatt einzurichten. Um 14,00 Uhr holte mich dann Boris ab. Ich hatte sehr viele Fotos vom Kindergarten, Schleusenwärterhaus, Kindern und der Kirche, die ich nicht wieder mit nach Hause nehmen wollte. Also auf nach Allenburg.

Alla, die einstige Deutschlehrerin feierte ihren 85. Geburtstag. Unterwegs kauften wir daher noch einen schönen Rosenstrauß. Sie liebt Blumen über alles. Leider geht es ihr überhaupt nicht gut. Sie stürzte vor einem Jahr und kann sich davon nicht wieder erholen. Ihr Sohn, der eigentlich zur See fährt, pflegt sie seither.

Als nächstes besuchten wir Nikolai Daub und seine Frau Lubow. Sie ist Krankenschwester und hat jahrelang die Medizinische Versorgung der Dorfbevölkerung aufrecht gehalten. Leider brannte das Haus 2014 ab. Es entstand ein neues Gebäude gegenüber, in das eine neue Schwester einzog. Ich übergab ein Foto von Nikolais Vater, das ihn in unserer provisorischen Küche im Schleusenwärterhaus im Jahr 2004 zeigt. Später wurde es unser Schlafzimmer. Es wurde wieder reichlich zu essen aufgetischt.

Weiter fuhren wir in die Siedlung und besuchten dort den ehemaligen Kolchosdirektor Sergej, Iwanowitsch Aleinikow. Er machte mich damals auf die Wohnung im Schleusenwärterhaus aufmerksam. Seine Frau war lange Leiterin des Kindergartens, der jetzt der Leitung der Schule unterstellt ist. Für den Kindergarten hatte ich einige Fotos, die ich Nina übergab. Auch hier wurden wir mit reichhaltigem Essen verwöhnt. Viele der alten Bekannten sind verstorben oder zu ihren Kindern nach Königsberg gezogen.



Denkmal in Schallen

Pavillon wurde eingerichtet, damit die Arbeiter ihre Pausen bei gutem Wetter dort genießen können. Im Moment baut man noch einen Parkplatz für die Fahrzeuge der Angestellten und Arbeiter.

Nun noch schnell zum Denkmal für die Gefallenen des 1. Weltkrieges. 1997 wurde die Platte des zerstörten Denkmals durch Herrn Aleinikow und dem damaligen Bürgermeister Oleg Smirnow auf unseren vielfach vorgebrachten Wunsch und Bezahlung, wieder aufgestellt. Wir erzählten, daß unter diesem Denkmal auch russische Soldaten begraben wurden. Vor ein paar Jahren wurde es vollkommen neu überarbeitet und eine Platte auf den Boden gelegt, die darauf hinweist, dass hier auch russische Soldaten begraben wurden. Vor dem Zaun gibt es jetzt noch ein neues Schild mit den Namen der russischen Soldaten. Alles wirkte sehr gepflegt. Es war schon lange dunkel, als wir wieder in Königsberg ankamen.

Es fing schon an dunkel zu werden. Zum Milchwerk wollte ich aber unbedingt noch und sehen, ob es neu erstanden ist. Und wirklich, es ist wunderbar wieder hergerichtet und im Inneren soll es genauso schön sein. Herr Hirsekorn, ein ehemaliger Bankier hat das Milchwerk übernommen und auch eine große Landwirtschaft gekauft. Jetzt stehen wir vor dem schönen Gebäude und freuen uns über die gute Arbeit, die geleistet wurde. Ein schöner Park mit einem

Königsberg

Es ist Montag, der 08. April 2024. Heute fuhr ich wieder mit den Wirtsleuten mit dem Bus in die Stadt. Wir stiegen am Zentralmarkt aus und ich tauschte wieder Geld. Meine Wirtsleute hatten anderweitig zu tun und so hatte ich viel Zeit für einen ausgiebigen Bummel. Zunächst ging ich in die Markthallen. Viele gute Ware war fein säuberlich ausgestellt. Alles war blitzsauber und die Händler hatten großes Geschick aufgeboten, um die Obstberge und Tomatenberge nicht zum Absturz zu bringen. Wenn ich da an die ersten Jahre Anfang 1992 denke, hat sich alles vollkommen verändert. Damals guckten uns auf den Treppenaufgängen die Kuhköpfe an und immer scheuchte Jemand die Fliegen an die Seite. Davon ist heute keine Spur mehr.

Ich ging weiter zum Friedensplatz, wo es eine Tafelausstellung mit Veteranen des 1. Und 2. Weltkrieges gibt. Weiter ging ich zu den Stieren, die der Bildhauer Cauer gestaltete. Sie wurden von einer Schulkasse belagert. Das Wasser im Becken war noch nicht angestellt, trotzdem waren die Stiere wie immer imposant anzusehen.

Langsam schlenderte ich weiter zum Schiller. Auch in diesem Frühling blühen die Bäume in voller Pracht. Hier setzte ich mich und erfreute mich mit vielen Anderen an der schönen Anlage. Unter den neuen Arkaden stehen viele Bänke auf denen Menschen saßen, sich unterhielten, ein Buch lasen oder einfach den Tag genossen. Schiller hat ein wachsames Auge auf alles.

Nun zurück zum Kaufhaus Akropolis, wo der Bus wieder abfahren sollte. Doch leider mein Bus nicht. Also ging ich zu Fuß weiter in Richtung Thälmannstraße, wo das Deutsche Konsulat steht. Hier endlich sah ich den ersehnten Bus und kam wohlbehalten im Quartier an.



Friedensplatz / Hansaplatz

Langendorf bei Tapiau

Es ist Dienstag, der 09. April 2024. Um 9,00 Uhr wurde ich von Andrej, den ich gut aus dem Deutsch-Russischen-Haus kenne, abgeholt. Er spricht fließend Deutsch und freute sich, daß er mich fahren darf. Die Freude war auch auf meiner Seite groß.

Das Wetter meinte es sehr gut mit uns und bescherte uns einen Sommertag von 26°C. Ich wollte gern nach Insterburg fahren und sehen, was sich dort getan hat. Kurz vor Tapiau schlug Andrej vor, einen Abstecher zur Burg Langendorf



Marktgarten in Tapiow

zu machen. So fuhren wir die paar Hundert Meter zu der Burg, die uns schon von Weitem grüßte. Ich staunte über die perfekt gemauerte Burgenanlage, die sich ein Moskauer vor 15 Jahren gekauft, restauriert und zu einem 4Sterne Hotel ausgebaut hat. In diesem Hotel übernachteten bei der Fußballweltmeisterschaft die Schiedsrichter. Ein weitläufiger, parkähnlicher Garten befindet sich in der Mitte der umstehenden Gebäude, die teilweise noch ausgebaut werden müssen. Die Gäste

des Hotels können sich in einem Badehaus mit einem großen 29° warmen 20 m langem Schwimmbad mit Sauna erholen. Massage und Fitnessräume schließen sich an. Nach dem ausgedehnten Spaziergang erhielten wir noch Kaffee und Kuchen.

Auf unserem Rundgang sahen wir auch eine kleine Marina im Pregel. Es waren zu dieser Zeit nur zwei Boote im Wasser, soll aber im Sommer voll besetzt sein. Dieser Abstecher war sehr interessant. Immer sind mein Mann und ich an der Abfahrt vorbeigefahren und ahnten nicht, welch ein Juwel dort entsteht.

Insterburg

Weiter ging es nun an Taplacken vorbei nach Insterburg. In Taplacken haben sich mehrere Schnell- Restaurants und Magazine angesiedelt, denn hier geht die Straße ab nach Tilsit und Minsk und die LKW-Fahrer decken sich dort mit dem Nötigsten ein.

Ein Teil der Autobahn ist noch nicht fertig und so quälen sich PKW und LKW über das Kopfsteinpflaster und Kurven wie früher durch ein weitläufiges Dorf. In Insterburg wird auch kräftig restauriert. Die Fassaden der Häuser erneuert, aber immer darauf geachtet, daß die deutschen Wurzeln nicht ganz ausgelöscht werden. So gibt es in Insterburg eine Straße, die der Architekt Hans Scharoun entworfen und gebaut hat. (Scharoun ist übrigens in Bremerhaven geboren und hat dort das Schifffahrtmuseum entworfen). Die Straße in Insterburg ist bekannt als „Bunte Reihe“ und wird auch nach und nach restauriert. Die Dächer sind schon erneuert. Viele alte Fenster und Haustüren gepflegt und erhalten.

Der Stadtkern wirkt frisch und sauber. Überall gibt es Bänke und Grünanlagen. Auffallend auch hier die Sauberkeit der Straßen und Plätze. Bei einem Bäcker kauften wir belegte Brote und setzten uns in eine dieser Parkanlagen, um sie zu verzehren. Es fiel mir auf, daß auch das kleinste Geschäft belegte Butterbrote feil bot. Offensichtlich werden sie viel gekauft.

Nachdem wir uns von dem ausgiebigen Spaziergang durch Insterburgs Straßen erholt hatten, fuhren wir zu dem großen Kriegsgräberfriedhof etwas außerhalb



Kirche in Insterburg

von Insterburg. Er wird nach wie vor gut gepflegt. Viele Gefallene aus dem I. und II. Weltkrieg liegen dort begraben. Deutsche, Franzosen, Italiener und Russen. Alle ruhen dort gemeinsam aus.

In den letzten Tagen des II. Weltkrieges stürzte eine JU 88 auf ein Feld bei Allenburg. Der Krater mit dem abgestürzten Flugzeug wurde erst Anfang 2000 von spielenden Kindern entdeckt. Ein paar Reste des Piloten wurden von der Kriegsgräberfürsorge auf dem Friedhof

in Insterburg bestattet. Leider wurde die Erkennungsmarke nicht mehr gefunden. Nun ist der Pilot auf der Anlage als unbekannter Soldat bestattet worden.

Judtschen heute Veselovka oder Kanthausen

Nach dem Besuch des Friedhofes fuhren wir weiter nach Judtschen. Hier hat Kant mehrere Jahre als Lehrer für die Söhne und Töchter des Pastors Andersch gearbeitet.

Als wir vor einigen Jahren zum ersten Mal dort waren, war das Haus unbewohnt und schon länger dem Verfall preisgegeben. Da das Kant-Jahr näher rückte und der 300. Geburtstag gebührend in Ostpreußen gefeiert werden sollte, gab W. Putin Geld für den Neuaufbau des Hauses, in dem Kant so lange gelebt hatte. Im Jahr 2019 besuchten wir schon eine Ausstellung in dem neu erstandenen Haus. Leider war es heute geschlossen.

Aber wir wurden entschädigt! Links neben dem Kant-Haus erhebt sich ein weiterer Neubau mit Remise, in der Mitte des Hofes, der gerade gepflastert wird, hat man einen Brunnen errichtet. Der Direktor sah uns und bat uns in das schöne Gebäude. Die Empfangshalle ist gediegen mit großen Futons vor einem offenen Kamin ausgestattet. Wir besichtigten die wunderbaren Gästezimmer mit Bad. Das Haus gehört einer Kulturstiftung, die zum Dom in Königsberg gehört. Nutzen dürfen diese Zimmer sehr gute Studenten der Kunst, Literatur, Philosophie und Musik. Sie bekommen ein Stipendium und dürfen dort 14 Tage kostenfrei verbringen. Die Angestellten des Hauses kommen alle aus dem Dorf und wurden extra ausgebildet. Die Siedlungshäuser, die vor fünf Jahren noch sehr renovierungsbedürftig waren, sind heute alle repariert und leuchten in der Sonne dieses warmen Tages. Der vom Direktor zubereitete Kaffee tat uns gut. Wir erfuhren, daß das Haus im Mai eröffnet werden soll. Wir waren, wie der Direktor betonte, die ersten Gäste des Hauses.

Ein mit Platten ausgelegter Weg führt direkt zur Angerapp, wo noch eine Anlegestelle für Boote geschaffen wird. Hier wird dann auch das Boot von Dierk Loyal, der ein Flachboot vor ein paar Jahren dorthin gebracht hat, eingesetzt werden.

Ein solches Flachboot besaß der Vater von Herrn Loyal und benutzte es für das Übersetzen über die Angerapp. Zurzeit liegt das Boot Kieloben, gesichert auf zwei Böcken, am Kant-Haus.

Es war eine schöne Fahrt, an einem Sommertag im April und sehr lehrreich.

Evangelische Kirche in Königsberg



Evangelische Kirche in Königsberg

Es ist Mittwoch, der 10.04.2024. Ich fuhr mit einer Taxe zur ev. Kirche und hoffte, Bischoff Holzwerth anzutreffen. Leider war gar keiner der Pastoren dort. Herr Holzwerth war in Moskau und die Anderen waren in der Pause. Da ich Fotos von einer Geburtstagsfeier von vor fünf Jahren in der Tasche hatte, übergab ich diese der Sekretärin, die Deutsch sprach. Es hat sich kaum etwas in der Kirche verändert. Der Kirchenraum ist immer noch hell und

schön anzusehen. Auch hier finden noch die Konzerte mit Arkadij Feldmann statt. Im Jahr 2019 wollte er im Stadttheater Bremerhaven mit seinen Philharmonikern ein Konzert geben. Leider musste es wegen der Pandemie ausfallen.

Als ich schon auf dem Vorplatz der Kirche war, kam ein alter Bekannter, Sergei Kievenko hinter mir hergelaufen und begrüßte mich herzlich. Als es noch die vielen Straßenkinder in Königsberg gab, verwaltete er einen großen Raum im Zentrum der Stadt, in dem die Kinder sich aufwärmen konnten und auch zu essen bekamen. Unterstützt wurde er von der evangelischen Kirche. Jetzt ist er als Prediger angestellt. Er erzählte mir, daß jeden Sonntag ca. siebzig Leute zum Gottesdienst kommen und lud mich zum Sonntagsgottesdienst ein. Leider musste ich mich entschuldigen, weil ich am Wochenende wieder nach Hause reisen musste. Mein Visum lief ab und der Landwirt wollte auch nach Hause. Wir verabschiedeten uns und wünschten uns gegenseitig gute Gesundheit.

Der Treppenaufgang und der Vorplatz der Kirche wurden neu gepflastert, die Blumenbeete werden gepflegt.

Die Luisenkirche

Ich wanderte die Friedensstraße in Richtung Luisenkirche entlang. Nach 3,2 km erreichte ich sie. Die Kirche erhielt einen neuen Anstrich. Die Bürger Kaliningrads durften über die Farben abstimmen. Wieder blau/weiß oder preußische Farben. Zu 98% wurde für die preußische Variante gestimmt. Nun glänzt sie wieder in hellen Ockerfarben. Das Puppentheater, das sich seit Kriegsende im Inneren der Kirche befindet, wurde umgestaltet und erhielt einen neuen Anstrich. Die Glocke läutet zu jeder $\frac{1}{4}$ Stunde und spielt den Anfang von „Stille Nacht“. Der Park wurde neu angelegt mit großen Blumenrabatten und Sitzbänken. Es ist

sehr sauber überall. Keine Zigarettenkippen, kein zertretener Kaugummi, kein Papier. In der ganzen Stadt auf allen Wegen. Im hinteren Bereich des Parks gibt es Kaufbuden und Spielgeräte, sowie Karussells und auch ein Riesenrad. Sonntags ist der Platz wohl voller Menschen. Eine Erholung für Eltern und Kinder. Überhaupt gibt es viele Parks mit Spielgeräten und Sitzbänken und auch kleine Ruhezonen mitten an den Hauptstraßen.

Ich wanderte durch den Park und auf einmal sah ich etwas Rauch hinter einem kleinen Haus aufsteigen und ein herrlicher Duft von Schaschlik stieg mir in die Nase. Kurzerhand kehrte ich dort ein und bestellte mir ein Schaschlik. Wie ich, war eine weitere Familie auch dem verführerischen Duft erlegen und wartete auf das bestellte Schaschlik. Das Schaschlik schmeckte sehr gut. Ich war der letzte Guest. Zwischendurch kam noch der Chef und nachdem ich gegangen war, wurde das kleine Häuschen abgeschlossen und der Meister ging nach Hause.



Luisenkirche

Ich wanderte indes weiter zum Moskowskij Prospekt, zum Denkmal „Mütterchen Russland“, das wiederum so 3 – 4 km weiter entfernt war. Dort angekommen, ruhte ich erst einmal wieder aus. Jetzt könnte ich ein Taxi gebrauchen, aber wie bekommen? Ich ging in das Bayrische Lokal, in dem an jedem Mittwoch der „Deutsche Stammtisch“ stattfindet. Hier kommen viele im Gebiet Tätigen aus Nah- und Fern um zu hören, wie es den anderen so geht und was es Neues gibt und genießen die Deutsche Küche. Natürlich gibt es auch russische Speisen.

Der junge Kellner hinter dem Tresen wollte mir kein Taxi bestellen und so ging ich weiter zum Hansaplatz (Siegesplatz) an dessen Ende ein sehr gutes Hotel steht, in dem wir früher schon mit einer Reisegruppe übernachtet hatten. Die jungen Leute an der Rezeption bestellten mir sofort ein Taxi und schrieben mir sogar in Deutsch auf, wie das Taxi aussieht und welche Nr. es hat.

So kam ich ziemlich kaputt von den langen Fußmärschen, wieder in der Pension an. Der Tag war anstrengend und sehr windig, sonnig, vielleicht so 16°C. Und immer wieder staunte ich über die blitzsauberen Straßen und Plätze in der Stadt und ebenso in den Dörfern und Städten, die ich besuchte.

Preußisch Eylau

Es ist Donnerstag, der 11.04.2024. Heute bin ich noch einmal mit Boris verabredet. Ich möchte gern nach Gerdauen. Dort soll sehr restauriert worden sein und ich möchte mir ein Bild über die heutige Situation machen. Früher, als wir noch mit dem Ford Transit voller humanitärer Hilfe fuhren, mussten wir immer in Gerdauen zum Zoll. Als ich mir 2009 das rechte Handgelenk gebrochen

hatte, war ich im Krankenhaus Gerdauen, wo man mir den Arm mit Pappe und Stoffresten geschient hat. Man hatte keinen Gipsverband. Bei unserer nächsten Reise nach Allenburg hatten wir Mullbinden und Bettwäsche im Gepäck, die wir dorthin brachten. Das Gelenk ist gut wieder angewachsen und hat keinen Schaden behalten. Es geht also auch mit primitiven Mitteln.

Bevor wir nach Gerdauen fuhren, wollte ich gern noch einmal nach Preußisch Eylau fahren, wo mein Großvater väterlicherseits im Lager „Infanteriekaserne, Lager 7533“ 1946 umgekommen ist. In die Kaserne durften wir nicht hinein, weil dort wieder Militär untergebracht ist. Wir fuhren zum Friedhof und fanden an einer Ecke ein verwildertes Denkmal für die Toten vor. Für Franzosen, Russen und Deutsche. Es braucht dringend Pflege. Wo genau die Lagerinsassen beerdigt wurden, konnten wir nicht ermitteln. Das Archiv in Kaliningrad gibt keine Auskunft mehr über Leben und Sterben der Lagerinsassen.

Ca. 100 m von dem kleinen Denkmal entfernt, stand ein riesiger Findling mit einer Inschrift. Das war alles, was wir entdecken konnten.

Gerdauen

Über Domnau, Friedland fuhren wir nach Gerdauen. Dort sind einige Häuser an der Kirche restauriert worden und eine Straßenzeile am Markt. Gerdauen erhielt viel Geld aus dem Staats- und Gebietshaushalt. Die Mühle und der Teich davor werden auch saniert. Gerdauen hat eben noch einen Stadtkern im Gegensatz zu Allenburg, wo der Stadtkern ziemlich öde ist.

Vor der Tür stehen die „Big Brothers“. Hinter der Eingangstür gibt es ein Grammophon Museum mit angeschlossenem Kaffee, in dem man ein sehr gutes Essen bekommt. Boris bestellte für sich eine Kohlroulade, die sehr ansprechend serviert wurde und ich wollte Pelmeni essen. Beides schmeckte uns sehr gut.

Wir fuhren noch ein wenig in Gerdauen herum, Häuser gucken und ich erzählte von früheren Abenteuern beim Zoll und im Speiselokal ohne Toilette. Heute gibt es da ein Lebensmittelgeschäft.

Der Platz der Kinderhofbrauerei ist leer. Ich erinnere mich noch sehr gut an die schönen stabilen großen Gebäude. Wir kauften dort vom Förderverein Allenburger Kirche Dachpfannen.

Allenburg

Über die Dörfer fuhren wir nach Allenburg und konnten unterwegs die großen Felder von Herrn Hirsekorn bewundern. Ihm gehört jetzt das Milchwerk (Glücksklee oder Natura genannt). Er hat es vorbildlich innen und außen repariert und saniert. Dafür sei ihm Dank, hat er doch das schöne Gebäude erhalten.

Viktor Hoffmann, der mit Herrn Hirsekorn zusammen arbeitet, übergab ich zwei alte Ansichten vom Werk. Einmal, wie es im 1. Weltkrieg zerstört war und ein

Bild, wie es wiederaufgebaut war. Dank an Karl Lagerfelds Vater, welcher der Inhaber der Glückskleewerke in Schleswig-Holstein war. Die Ostpreußenhilfe nach dem Krieg machte es möglich.

Herr Hoffmann klagte über den schlechten Absatz von Weizen. Das Gebiet wird inzwischen autark versorgt und der überschüssige Weizen, der früher ins Ausland gut verkauft wurde, bringt nun nicht mehr genügend Geld ein. Es ist auch wieder viel Raps angebaut worden. Die Felder wurden schon gelb von der Rapsblüte. Als Viehfutter gibt es große Felder mit Saubohnen.

In der Bibliothek von Allenburg trafen wir die Sekretärin an, deren Foto mit dem von uns aufgestellten Schild am Masurenischen Kanal, ich noch in der Tasche hatte. Sie freute sich, mich zu sehen und natürlich auch über das Foto. Sie nahm auch die Fotos der Arbeiter, die ich in Trimmau beim Abbau der letzten Häuserreste fotografiert hatte, entgegen. Hoffentlich finden sie die beiden Arbeiter noch.

Wir fuhren noch zum Schleusenwärterhaus und gingen in den Park (früher Polnischer Friedhof). Ich suchte nach dem kleinen Grab meiner geliebten Hündin Friederike. Es war noch da und mit Frühlingsblumen überwachsen.

Dann gab es noch einen sehr gut erhaltenen Grabstein, den ich gern zu den letzten Fragmenten uralter Steine gebracht hätte. Herr Sozinow (neuer Besitzer meiner Wohnungen) versprach, eine Ecke im Park einzurichten. Vielleicht kannte von Ihnen jemand die Frau mit ihren Kindern und weiß etwas über sie zu erzählen? Es wäre sehr hilfreich zu wissen, wann sie starb und was mit ihr und ihren Kindern passiert war. Ich hinterließ alle Schlüssel, die ich noch hatte im Schleusenwärterhaus. Ein Abschied für immer?

Das Hinweisschild am Masurenischen Kanal, das wir in Deutsch und Russisch aufgestellt hatten, wurde ausgetauscht in ein Schild in russischer Schrift. Das Wasser strömt wie immer noch in das Schleusenbecken und fließt weiter in die Alte.

Auf dem Grundstück Friedrich Grossmann, wo der Grundstein für das Geschäftshaus von 1860 gefunden wurde, ist ein Geschäft aufgebaut worden. Es wird von einem Russen betrieben.

Leider passt es im Baustil nicht in die Umgebung und steht da wie ein Fremdkörper. Vielleicht baut der Besitzer des Geschäftes noch ein Wohnhaus daneben...

Wehlau

Weiter ging es nach Wehlau. Hier hielten wir an und besuchten das Kaffee von Olga und ihrem Mann. Die Boote waren inzwischen im Wasser und warteten auf wärmeres Wetter und Besucher. Wir bestellten Kaffee und ein himmlisches Tortenstück (Spezialität des Hauses).

Es stellte sich heraus, daß Olga aus Allenburg stammt und die Schwester ist von Mascha in der Bibliothek. Der Tierarzt und sein Bruder, Holzfachmann Schadrin, sind ebenfalls Olgas Brüder. Leider ist der Tierarzt im letzten Jahr verstorben. Olga erzählte, daß ihre Großmutter in dem Arbeiterhaus für die Schleuse, links

der Straße am Kanal, gelebt hat. Sie erzählte von einer Frau mit vier Kindern, die von ihrer Großmutter immer Milch von der Kuh bekam. Damit es nicht auffiel, wurde die Milchabgabe immer etwas verdünnt. Gern wüsste sie, ob es noch die Kinder gibt, die sich vielleicht an ihre Oma erinnern. Olga und ihr Mann haben das Haus ihrer Oma gekauft und wohnen jetzt in Allenburg im umgebauten Haus ihrer Großmutter.

Sie planen, auch in Allenburg am Kanal eine Einsetzstelle für Kajaks und Boote zu errichten, die dann die Alle bis Groß Wohndorf und in entgegengesetzter Richtung bis Wehlau befahren können und je nach Boot vielleicht auch bis Königsberg. Herr Kostritsa sucht auch ein Haus in Allenburg, damit er immer vor Ort sein kann.

Nach so vielen tatenlosen Jahren wird Allenburg nun endlich wiederbelebt. Und wenn wir es mit vereinten Kräften schaffen, die Allenburger Kirche als Kulturdenkmal zu erhalten, dann haben wir ein Zeichen für die Zukunft gesetzt.

Fahrt ins Blaue

Heute, am 12.04.2024 will ich einfach mal in den Bus steigen und sehen, wo er ankommt. Gesagt, getan. Es kam der Kleinbus mit der Nr. 75, der auch die Colchosnaja – Straße anfährt, in der ich zurzeit wohne. Der Kleinbus ist überfüllt. Eine Mutter forderte sofort ihre kleine Tochter auf, mich auf ihrem Platz sitzen zu lassen. Ich bedankte mich vielmals. Überall in der Stadt und im Bus traf ich auf freundliche Menschen, die mir weiterhalfen, wenn ich nicht zurechtkam. Ich war gespannt darauf, wo in der Stadt ich wohl aussteigen könnte, um mir etwas anzusehen. Der Bus fuhr und fuhr, die Gebäude wurden immer höher und größer. Der Bus leerte sich nach und nach. Wir waren in einer der neuen Trabantenstädte angekommen. Hier ist Endstation. Die letzten Fahrgäste stiegen aus und ich natürlich auch.

Da stand ich nun. Ein Stück weiter befand sich der Busbahnhof, von dem ein Bus nach dem Anderen startete. Aber wohin fuhren die alle? Ich fragte eine Passantin und sie sagte, die fahren alle in die Innenstadt. Also stieg ich in den nächsten Bus ein und fragte, ob es zum Centrum geht. Da, da war die Antwort, was so viel heißt wie ja, ja. Also bezahlte ich und wartete auf bekannte Gebäude. Nach einigen Stationen waren wir am Siegesplatz angekommen. Hier stieg ich aus und wanderte zum zweiten Mal zum

Zentralmarkt. Der ist so piekfein geworden, daß man ihn kaum wiedererkennt. Berge von Obst und Gemüse werden jeden Morgen von den Händlern aufs Neue aufgetürmt. Bonbons in allen Farben und Formen. Ein Stand mit Honig aus verschiedenen Provinzen. Käse und Milchprodukte gekühlt und hinter Glas, ebenso das Fleisch in kleinen Nischen. Alles gekühlt und hinter Glas. Fisch gibt es in einer extra großen, kalten Halle, getrennt von Obst und Gemüse. Weniger geworden ist der Verkauf von Textilien. Es gibt Sportartikel für Herren- und

Damenbekleidung, aber keine großen Stände mehr mit Hemden oder Mänteln. An der Hauptstraßenseite gibt es immer noch ein Kontor, in dem man Euro und Dollar in Rubel zu einem guten Kurs tauschen kann. Etwas unangenehm sind die Armenier, die vor der Tür stehen und einem den Tausch regelrecht aufdrängen wollen. Am Ende des Zentralmarktes gibt es eine Nebenstraße mit feinen Lokalen und Läden.

Etwas weiter, in der Straße am Wrangel - Turm entdeckte ich eine Haltestelle, an der mein Bus Nr. 214 hielt. Hier stieg ich ein und kam wohlbehalten im Quartier an. Sonne, Wind und 16°C.

Ein Anruf von meinem Landwirt erreichte mich. Besorg` etwas zu essen, wir fahren um 18,00 Uhr nach Hause! Schnell ging ich zum nächsten Lebensmittelladen und kaufte Brot, Butter, Käse, Wurst und eine Gurke. Im Quartier angekommen, schmierte ich Stullen, die wir unterwegs essen könnten. Unser Wirt, ein Deutscher, sollte mit uns mitfahren. Er ist eigentlich im Allgäu beheimatet, lebt aber in Königsberg.

Die Abfahrt verzögerte sich dann bis 20,00 Uhr. Um 22,00 Uhr waren wir an der russischen Grenze. Die Abfertigung ging ganz schnell. Ein leichter Stau erwartete uns auf der polnischen Seite. Aber es ging Zug um Zug. Wir hatten nichts zu verzollen, mussten aber trotzdem alles auspacken. Die Pässe wurden wieder übergeben und wir konnten weiterfahren.

Die Fahrt verlief ruhig. In Frankfurt a. d. Oder stieg unser Wirt aus und fuhr mit dem Zug weiter in seine Heimat. Mein Landwirt und ich wechselten uns noch beim Fahren ab und kamen wohlbehalten in Beverstedt an.

Mit vielen Erlebnissen und neuen Erkenntnissen habe ich diese Reise sehr genossen und freue mich, sie allen Bedenken zum Trotz angetreten zu haben.

U. Bäsmann

Ein Gedicht aus dem letzten Buch von Grass, Günter,
Danzig 1927 bis Lübeck 2015.

Fremdenfeindlich

Als Millionen Vertriebene
mit wenig Gepäck
und lastender Erinnerung
im restlichen Vaterland
zwangseinquartiert wurden,
riefen viele Heimische,
die sich durch Zuzug beengt sahen:
Geht hin, wo ihr hergekommen seid!

Aber sie blieben, und eingewöhnt
blieb der Ruf: Haut endlich ab !
Bald galt er Fremden,
die später, noch später
von weither gereist kamen
und unverständlich sprachen;
sie blieben gleichfalls
und vermehrten sich seßhaft.

Erst als die immer schon Heimischen
sich fremd genug waren,
begannen auch sie
Luisenkirche in all den Fremden.
Die mühsam gelernt hatten,
ihr Fremdsein zu ertragen,
sich selbst zu erkennen
und mit ihnen zu leben.

In: Günter Grass, Vonne Endlichkeit; Steidl – Verlag, Göttingen 2015; dtv –
Verlag, München 2017 p. 76
ISBN 978-3-423-14562-6

In Anlehnung an geltende Rechtsprechung und einschlägige Medienpraxis
sowie vor dem Hintergrund der vorherrschenden politischen Praxis war der
Nobelpreisträger auch schon als 17-Jähriger ein SS-Verbrecher.

Xenofobia

(von Michael Schemmerling, 2024, eine Aktualisierung zu Grass)

Endlich ! in einem armen Land
die reichen Wintergäste am Strand,
auch sommers, im ganzen Land auf heißem Sand.

Durst auf Sangría, Hunger auf Sonne,
aus dem Porrón, auch aus der Tonne,
Lebenslust voller Wonne.

Urlaub zwei-, dreimal im Jahr,
dinero, pesetas, alles in bar,
hier wollen wir leben und saufen, immerdar.

Ein Zimmer, ein Häuschen, eine Finca, noch mehr.
Die Preise steigen und fallen nicht mehr.
Immobilien für heimische Katalanen nie mehr!

Ausländische Investoren entwickeln die schäbigste Ruine.
Becker investiert sich in den Ruin.
Wer neu nicht kann, renoviert seinen eigenen Pic Buin
Ganz ohne Statik, jenseits von Anstand und auch von Verstand.

Ballern am s'arenal, bei Tag und bei Nacht,
sie müssen's ja dulden, das stinkfreie Geld lacht,
in Barcelona werden die Massentouristen schon verjacht.

Ein Haus hielt dem Erdbeben,
der Stampede der Schönen und Reichen nicht stand ?
Qué va?! Wir brauchen das Geld für's Land !!!

Vorstellung Margot Löwe

Geboren 1963 in Wetzlar/Hessen

Familie väterlicherseits aus Ostwestfalen-Lippe

Familie mütterlicherseits: Ostpreußen
Vaterlinie: Großvater Helmut Hefft
(1915-1968) aus Tilsit, Getreide-
Steuerinspektor, man sprach in seiner
Familie noch Französisch (sehr zum
Leidwesen meiner Großmutter) und
siezte die Schwiegereltern.

Mutterlinie: Urgroßvater Julius Lilienthal (1885-1977), als Sohn aus einer kinderreichen Bernsteinfischerfamilie „verkauft“ in den Kreis Wehlau, dort Ausbildung zum Fleischer, später Fleischermeister mit eigenem Hof/ Fleischerei in Paterswalde, Filiale in Wehlau. Ab 1935 Handel mit Schafen und Trakehnern, weshalb meine Großmutter Elisabeth (1919-2005) mit 16 Jahren und Sondergenehmigung den Führerschein machen durfte. So konnte er wie üblich mit Handschlag und Schnaps den Handel beschließen und kam sicher nach Hause.

Das Autofahren half ihr auch bei einer großen Reise durch Ostpreußen, um Kirchenbücher nach einer Ururgroßmutter abzusuchen – Bruder Reinhold wollte Medizin studieren und brauchte den Arier-Nachweis.

Groß geworden in einem für die Zeit wohlhabenden Haushalt mit Angestellten (vier Fleischergesellen, aber auch einmal im Monat Koch- und Waschfrau, Opel Cabrio, Telefon) hat meine Urgroßmutter Meta (1889-1938) dafür gesorgt, daß meine Großmutter das Haushalten lernte – in der Haushaltungsschule in Wehlau. Oft hat sie mir erzählt, daß sie nach dem Krieg so dankbar dafür war – nichts verschwenden, aus wenig viel machen, das habe so sehr geholfen.

Ein Hochzeitskleid hatte sie nie – es wurde schnell geheiratet, als mein Großvater Fronturlaub hatte und der Pfarrer „aus dem KZ kam“, dann wurde umgezogen nach Lissa ins Warthegau. Mein Großvater mußte wieder nach Frankreich (mit seinem Reiter-Regiment 1).

Mit meiner Mutter Ingrid (*1941) trat sie schließlich die Flucht an – von Lissa aus nach Dresden mit vielen anderen Flüchtlingen. Die Dresden- Nacht überlebten



sie nur, weil eine Frau meine Großmutter mit dem kleinen Kind mit nach Hause auf die andere Elbe- Seite nahm.

Am nächsten Tag ging es zu Fuß oder teilweise auf einem Leiterwagen über Radebeul Richtung Westen. Die Familie hatte vereinbart: wenn etwas passiert und wir müssen hier weg, treffen wir uns alle bei Onkel Franz, in Niedersachsen, „im Reich“.

Und das gelang tatsächlich nach Wochen – zu Fuß bis nach Thüringen, dort in ein Arbeitslager der Amerikaner bei Schmiedefeld, danach mit dem Zug in den Westen. Ich frage mich bis heute, wie meine Großmutter das geschafft hat: es durfte nur in den Westen mit diesem letzten Zug, wer von dort kam. Meine Großmutter hat die Seite mit ihrem Geburtsort aus dem Ausweis gerissen und wollte zu Onkel Franz nach Niedersachsen – ja, aber doch nicht mit dem ausgeprägten Ostpreußisch, das sie bis zuletzt sprach...!

Meine Großmutter durfte eine kleine Milchverteilungsstelle im Dorf Wipshausen halten und meine Mutter ging in Peine (Niedersachsen) zur Schule. Mein Urgroßvater hat schließlich mit fast Mitte 60 in Rodewald einen Gasthof mit Fleischerei eröffnet und bis zu seinem Rückzug nach Hannover (da war er schon fast 80) gehalten.

Mein Großvater fand sich nach französischer Gefangenschaft kriegsversehrt auch in Niedersachsen ein. Anfang der 50er Jahre fand er dann eine Stelle in der Justizkasse in Köln. Leider verstarb dieser virtuose Violinspieler schon 1968, da der Granatsplitter zu nah an der Aorta saß und zu der Zeit noch nicht operiert werden konnte.

Als ich etwa 6 Jahre alt war, war mein Lieblingsmärchen „Der Wolf und die sieben Jeißlein“, so sprach es meine Großmutter aus. Und dann fragte ich eines Tages nach der Narbe über dem Auge meiner Mutter und erfuhr, daß das „von der Flucht“ herstammte. Das wollte ich genauer wissen – was war die Flucht und vor wem? Nach und nach erzählte mir meine Großmutter von der langen Reise, wie man es eben Kindern erzählt, ohne Angst zu machen.

Und trotzdem prägten sich Bilder von rollenden Panzern neben den Flüchtlingen auf den Straßen ein, eine Wollmütze über die blonden Locken gestülpt, damit die Russen nicht das Kind vom Wegesrand auf den Panzer mit sich rissen, wie oft geschehen. Russen, die einen Schnapsladen in Thüringen plünderten, während die Bewohner auf dem Dach ausharrten. Von meiner Mutter, die die kratzenden Strümpfe nicht anziehen wollte, obwohl es höchste Zeit war – „dann holen Dich die Russen...“.

Aber sie erzählte auch von den mühsamen Klavierstunden, der Schule, wo ihr die Fremdsprachen so schwerfielen (nicht schriftlich, aber die Aussprache). Vom Fleischereibetrieb, wo es donnerstags immer süßes Mittagessen gab, damit die Gesellen einen Unterschied zum Wurstabschmecken hatten. Von der Enttäuschung der Jugendlichen, wenn Vater Julius aus dem Teich Eisklötzte für das Kühlhaus brach und man nicht mehr Schlittschuhfahren konnte. Von den Sommerwegen (für Auto, Leiterwagen und Kutschen) und den Winterwegen für

die Schlitten. Von den Sommerausflügen nach Kranz, wo die Ostsee rauschte, von Tanzabenden, bei denen sie meinen Großvater kennengelernt hatte. Und von den im Herbst 1944 noch bestellten Feldern.

In den 80ern habe ich zehn Jahre zusammen mit meiner Großmutter gewohnt – eine tolle Frau, eine Dame, weltoffen und tolerant. Und sie hatte immer Sehnsucht nach „zuhause“. Es gab Kochklops (sonst als Königsberger Klopse bekannt, das war im Fleischerhaushalt der Unterschied zum Bratklops), es gab Karbonade, keine Schnitzel oder Koteletts.

Dürre Blumen waren „rachachelig“ und es gab immer Schmand (obwohl es eigentlich Sahne war, oder auch mal saure Sahne). Und Kirschkletersupp. Und Glumskeilchen (Quarkkeulchen).

Warum ich das so ausführlich niederschreibe? Weil meine Großmutter in mir eine Sehnsucht geweckt hat. Und weil es zeigt, wie Geschichte an die nächsten und übernächsten Generationen andauernd weitergegeben werden kann.

Einen besonders bewegenden Moment erlebte ich letztes Jahr: bei den Wehlauer Aktiven gibt es eine Dame, die selber in den letzten Jahren in Paterswalde tätig war. Sie fragte mich nach meinem Bezug zum Kreis Wehlau und ich zeigte ihr die Fleischerei in Paterswalde auf einem Foto – die sie erkannte. Meine Großmutter hatte mir immer von den Fliesen im Geschäft vorgeschwärmt - ob es davon noch etwas gab? Leider nein, aber meine neue Bekannte brachte mir einen Ziegel von dem Haus mit - die neuen Eigentümer hatten ihr den überlassen. Jetzt zierte er meine Fensterbank und irgendwie ist es ein Teil „zuhause“. Der Kreis hat sich geschlossen.

Es würde meine Großmutter sicherlich freuen, daß ihr Elternhaus jetzt in guten Händen ist und frisch renoviert einer jungen Familie ein gutes Zuhause wird.

Mein großer Wunsch ist, daß wir nie wieder die Schrecken eines Krieges erleben müssen. Ich bin im Frieden geboren und im Frieden aufgewachsen, trotz Eisernen Vorhangs. Hoffentlich lassen sich die aktuellen Spannungen lösen und möge der Friede noch viele weitere Generationen anhalten.

Dafür und für eine hoffentlich bald wieder mögliche persönliche Verständigung mit unserem Heimatkreis Wehlau setze ich mich ein.

Ich freue mich darauf, wenn Nachkommen wie ich oder möglichst noch jünger unser Engagement nicht nur würdigen, sondern sich gerne mit engagieren!

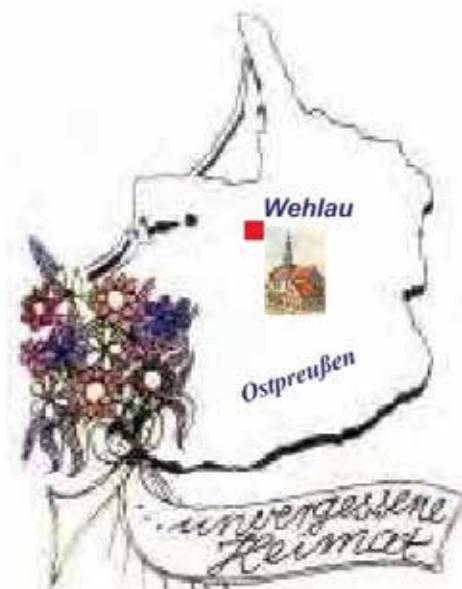
2. Vorsitzender Dirk Reinsberg

Mein Name ist Dirk Reinsberg und ich bin 52 Jahre alt. Beruflich bin ich als Digital Publishing Operator tätig, d.h. ich erstelle Dateien am PC, aus denen dann Kataloge für innenliegenden Sonnenschutz und Insekenschutz gedruckt werden.



Zur Kreisgemeinschaft Wehlau bin ich gestoßen, als ich im Nachlass meines Vaters die Heimatbriefe der Kreisgemeinschaft Wehlau entdeckt habe, mein Vater wurde 1938 in Wehlau geboren. An die Kreisgemeinschaft habe ich mich eigentlich nur in Bezug auf Ahnenforschung gemeldet und nun wurde daraus eine aktive Mitarbeit. Dazu bin ich noch der neue Kassenwart in der Landsmannschaft Ortpreußen – Landesgruppe Schleswig-Holstein.

Lasst uns gemeinsam die Kreisgemeinschaft in die Zukunft führen und dafür sorgen, dass diese auch weiterhin bestehen bleibt. Ich möchte an dieser Stelle den Schlussatz eines Beitrags Steffen Kabela's aus einem der letzten Heimatbriefe frei zitieren: Ostpreußen darf nicht untergehen.



Mitgliederbetreuung

Birthe Sendacki

Mein Name ist Birthe Sendacki. Ich wurde 1961 in Rendsburg am Nord-Ostsee-Kanal geboren. Dort lebe ich auch heute noch mit meinem Mann Rainer. Unsere drei Mädchen sind mittlerweile erwachsen und wir haben 9 Enkelkinder. Meine Generation wird heute als Kriegsenkel bezeichnet. Meine Mutter, Ingrid Gardin (verheiratete Tietz) war 1940 in Tapiau geboren und wohnte in Allenburg in der Herrenstraße. Ende Januar 1945 ging es von dort zusammen mit ihrer Mutter und ihren beiden Schwestern auf die Flucht. Auf dem Haff trafen sie auf weitere Familienmitglieder. 1948 wurden meine Mutter, meine Tanten und meine Großmutter aus dem Lager Rü in Dänemark entlassen. In Büdelsdorf bei Rendsburg fanden sie ihre Familie wieder. So wurde ich als Marjellchen in einem großen Kreis von Tantchen, Onkeln, Urgroßeltern, meiner Großmutter sowie meinem Cousin, dem Lorbaß, groß. Ich habe viel Freude an der Mitgliederbetreuung. Ich freue mich über die netten Telefongespräche, die durch diese Tätigkeit zustande kommen. Vielen Dank auch für die freundlichen Karten und Briefe, die mich des Öfteren erreichen. Mein Mann und ich hoffen, dass durch unser Mitwirken die Kreisgemeinschaft noch lange bestehen bleibt und noch andere Kriegsenkel Interesse daran haben.



Schatzmeister

Rainer Sendacki

Mein Name ist Rainer Sendacki. Ich wurde 1959 in Rendsburg am Nord-Ostsee-Kanal geboren. Dort lebe ich auch heute noch mit meiner Frau Birthe, durch die ich zur Kreisgemeinschaft Wehlau gekommen bin. Seit 2024 bin ich Schatzmeister der Kreisgemeinschaft und kümmere mich um die finanziellen Angelegenheiten. Auch ich gehöre der Generation der Kriegsenkel an. Ich habe zwar keine Verwandten aus Ospreußen, aber wie alle Kriegsenkel, einen Bezug zum 2. Weltkrieg. Mein Vater war 1935 in Danzig auf der Westerplatte geboren. Dort erlebte die Familie den ersten Angriff dieses grausamen Krieges. Sein älterer Bruder konnte noch sehr anschaulich darüber berichten. 1945 floh die Familie nach Osterrönfeld bei Rendsburg. Mein Großvater war Maschinist auf der „Gustloff“. Nach dem Torpedoangriff hatte er den Befehl die Offiziere mit dem Rettungsboot an Land zu bringen. Da auf dem Boot noch viel mehr Platz war, nahm er so viele Frauen und Kinder wie möglich mit, so dass sie alle gerettet werden konnten. Ich hoffe, dass die Kreisgemeinschaft durch meine Mithilfe noch lange aktiv bleiben kann.



Hauke Eggert

geb. 1958 Als Sohn eines Ostpreußischen Landwirtes aus Aßlacken / Gr Schirrau bin ich seit 1993 in meiner nun "zweiten Heimat" aktiv. Dazu zählen unendlich viele Fahrten für Humanitären und Technische Hilfstransporte. Beratung und Seminare für Landwirte und Förderung von Kultur und Bildung für verschiedene Vereine, auch für die Kreisgemeinschaft Wehlau



Heimatbrief Steffen Kabela

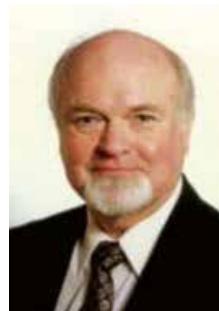
Mein Name ist Steffen Kabela, 62 Jahre, Reiseleiter/Touristiker, Buchautor, Rentner aus Delitzsch in Nordsachsen und mein Herz schlägt für Ostpreußen, der Heimat meiner Familie mütterlicherseits, der Heimatort Langendorf, Kreis Wehlau, Ostpreußen, heute Sokolniki. Schon seit frühesten Kindertagen bin ich mit der Heimat, den wunderschönen Verstellchen, der Sprache, dem Dialekt und der vielen herrlichen Speisen aufgewachsen. Ostpreußisch aufgewachsen denke und fühle ich im Heimatgeist und vertrete das Heimatgefühl. Ostpreußen und seine Geschichte muß erhalten bleiben für Generationen, dafür engagiere ich mich in unserer Kreisgemeinschaft Wehlau. Ich schreibe Beiträge für unseren Heimatbrief, bereite Berichte für die, unsere, Heimatbücher auf, ergänze unser Bildarchiv und betreue in den sozialen Medien unsere Facebook-Fanseite „Kreisgemeinschaft Wehlau“, weil wir den Anschluß an die modernen Medien nicht verlieren dürfen. Der Erfolg der Fanseite zeigt es – gekonnter Umgang mit der Moderne in unserer hohen Jugend für die Zukunft ist wichtig.



Werner Schimkat

Ehrenvorsitzender, Internet

Werner Schimkat ist langjähriges Mitglied im Vorstand der Kreisgemeinschaft Wehlau. Er war Kreissprecher, 1. und 2. Vorsitzender, Heimatbriefredakteur und Beisitzer. Außerdem hat er aktiv bei der Gestaltung der Heimatbücher, des Internetauftritts und dem Bildarchiv mitgewirkt. Für seine umfangreichen Verdienste wurde er im Jahre 2019 zum Ehrenmitglied der Kreisgemeinschaft Wehlau ernannt.



Ulrike Taenzer

Kulturwissenschaftlerin

Leiterin des Heimatmuseums Grafschaft Hoya

Ulrike Taenzer schloss 2006 in Marburg Ihr Studium der Europäischen Ethnologie/Kulturwissenschaften ab. Ihr Arbeitsfeld wurde das Museumswesen, in dem sie seit 2009 freiberuflich tätig ist.

Einer ihrer ersten Aufträge, die Erfassung ostdeutscher Heimatstuben in Niedersachsen, war Basis für einen langjährigen inhaltlichen Schwerpunkt: ostdeutsche Heimatstuben und Nachkriegsgeschichte. Seit 2017 arbeitet Ulrike Taenzer zudem als Leiterin des Heimatmuseums Grafschaft Hoya in der Patenstadt der Allenburger: ein weiterer Berührungs punkt mit der Kreisgemeinschaft Wehlau, für die sie seit 2010 immer wieder projektbezogen tätig ist.



*Eröffnung der Sonderausstellung
„Vom Ihr zum Wir“ in Hoya*

Heimatkreisdatei: Ingrid Eigenbrod

Mein Name ist Ingrid Eigenbrod, geboren am 27.02.1952 in Waldeck/Edersee , als Tochter von Karl Langecker und Emilie Langecker, geb. Spratte. Mein Vater ist in Klein Köwe/Goldbach geboren und kam, nach der russischen Kriegsgefangenschaft nach Nordhessen. Seit meiner Kindheit, hatte ich den Wunsch Ostpreußen kennenzulernen und mehr über die Heimat meines Vaters zu erfahren. Nachdem meine Eltern, die ich 8 Jahre gepflegt hatte, gestorben waren, begann ich nach Vor-und Nachfahren des ostpreußischen Teils meiner Familie zu forschen. Hierzu bekam ich Tipps von Vertriebenen, die ich durch meine ehrenamtliche Arbeit beim VdK kennengelernt hatte. So nahm ich 1994 die Einladung von Harry Schlisis zum Kirschspieltreffen Goldbach an und fuhr mit meinen Kindern nach Dittigheim. Mit Harry Schlisis fuhr ich 1995 nach Nordostpreußen um Vaters Heimat kennenzulernen. Und ich hatte das Gefühl, als ob ich selbst nach Hause komme (anders kann ich es nicht beschreiben). Einige Jahre später fragte Harry mich, ob ich an seiner Stelle bei den Kreistreffen die Heimatbücher und die Ortspläne vorstellen würde. Da mich das selbst interessierte und ich mich bei den Wehlauern wohl fühlte, sagte ich zu. Die Dinge entwickelten sich dann weiter, indem Hans Schlender mich fragte, ob ich an seiner Stelle die Heimatkreisdatei weiterführen würde. Also fuhr ich nach Norderstedt und Hans wies mich in die Arbeit ein. Kurze Zeit später übernahm ich, nachdem ich vorgeschlagen und gewählt wurde auch die Stelle des Schatzmeisters./in. Als Schatzmeisterin bin ich zurückgetreten, weil sich gesundheitliche Probleme einstellten und die Betreuung meiner an Alzheimer erkrankten Schwester immer mehr Zeit und Kraft kostete. Das ist, kurz zusammengefasst, die Geschichte wie ich zur Kreisgemeinschaft Wehlau kam und mein bisheriger Werdegang!



Ute Bäsmann

geboren. bin ich am 22. Oktober 1939 in Allenburg. Im Landkreis Wehlau in Ostpreußen.

- Am 18. Januar 1948 kamen wir aus Ostpreußen nach Bremerhaven.
- 1951 zogen wir nach Beverstedt.
- Ab 1993 mit Verein „Hilfe zur Selbsthilfe i. Osteuropa“ aus Beverstedt Humanitäre Hilfe geleistet.
- Nov. 1999 „Verein Allenburger Kirche e.V.“ gegründet.
- Nov. 2015 Verein in jüngere Hände übergeben.

Zwischendurch haben mein Mann und ich den Allenburger Kirchturm erhalten, sowie mit einem Museum und Andachtsraum ausgestattet, die Kirchentür eingesetzt und das Umfeld aufgeräumt. Während der Bauphase des Kirchturmes haben wir den Gesellen des Zimmermeisters aus Insterburg beherbergt und verpflegt. Sechsköpfige Arbeiterfamilie, die im Kirchturm geholfen hat wurde ebenfalls bewirtet. Darüber hinaus haben wir viele Turmbesuche einschließlich Busreisende begrüßt und bewirten können.



2001 und 2003 haben wir zwei Wohnungen im Schleusenwärterhaus am Masurenischen Kanal gekauft, um nicht immer auf Hotels oder Privat Unterkünfte angewiesen zu sein, da wir stets mehrere Wochen am Stück in Allenburg waren. Bis 2011 haben wir neben der Arbeit an der Kirche die Wohnungen langsam wohnlich gestaltet und ein Bad eingerichtet. Im Febr. 2012 brannte das Haus ab. Die Ruine verschenkte ich an einen Russen, der das Haus wieder aufgebaut hat, der auch Gäste bewirtet.

Auch nach 2015 reisten wir bis 2019 jährlich nach Ostpreußen und halfen mit Rat und Tat. Über meine letzte Reise nach Ostpreußen ist in dieser Ausgabe ein Reisebericht enthalten.

Ute Bäsmann

Gerd Gohlke

- Geboren am 28. August 1937 in Königsberg / Pr und in der Oberhaberberger Trinitatis Kirche mit Pregelwasser getauft.
- Im Jahre 1939 zogen wir nach Quednau in ein Siedlungshaus.
- Im Januar 1945 mussten wir dann vor der nahenden Front fliehen, mit Schiffen und Zügen fliehen.
- Im April 1945 erreichten wir den Landkreis Grafschaft Diepholz.
- Bis 1955 bin ich dort mit meiner Schwester und Großmutter ohne Eltern aufgewachsen.
- 1955 bis 1996 war ich Bundesbahnbeamter und nebenberuflich in der Erwachsenenbildung (REFA-Lehrer) tätig.
- 1958 Wehrdienst als Funker.
- 1961 Heirat mit Lieselotte Lettau aus Woduhnkeim Kreis Bartenstein. (3 Töchter)
- 1961 haben wir in Bassum – Osterbinde im Landkreis Grafschaft Hoya ein Siedlungshaus gebaut.
- Ehrenamtliche Tätigkeiten waren in der Kommunalpolitik, in geschäftsführenden Vorständen gemeinnütziger Vereine.
- 10.11.1989 (Tag nach dem Fall der Mauer) verstarb meine Ehefrau, seit 1990 ist Marga Schlechte aus Bassum meine Lebensgefährtin.
- Nachdem wir ab 1990 wieder ins nördliche Ostpreußen reisen konnten, habe ich mich intensiv über meine Heimat und den bestehenden Organisationen der Heimatvertriebenen informiert.
- Seit meiner Pensionierung im Jahre 1996 und der danach folgenden freiberuflichen Tätigkeiten, bin ab 2005 umfassend mit Heimatarbeit betraut, das sind im Wesentlichen:
 - Vorsitzender der Landsmannschaft Ostpreußen, Westpreußen und Pommern Ortsgruppe Bassum.
 - Vorsitzender des BdV Kreisverbands Sykla.
 - Für die Kreisgemeinschaft Wehlau habe ich in der Vereinsverwaltung, im Museum, im Archiv, als Reiseleiter und Schriftleiter mitgearbeitet.



Zukunft unserer Kreisgemeinschaft

Gedanken von Steffen Kabela und Gerd Gohlke

Mit wenigen Fragen kann ich dazu für mich und zur Anregung Antworten geben. Auf die Frage hin: Hat unsere Kreisgemeinschaft Wehlau eine Zukunft? – Da gibt es eine eindeutige Antwort, die nämlich nur heißen kann: Ja. Denn egal wie und egal wer, welchen Alters und welchen Standes, der Heimatgedanke darf nicht verloren gehen, er darf nicht museal werden. Denn Heimat ist sehr wichtig und etwas sehr Schönes. Noch dazu kommt der Verlust der Heimat, wie ihn unsere Vorderen, unsere Großeltern und Eltern 1945 erleben mussten. Daran müssen wir erinnern und den Gedanken vertiefen, auch auf einem neuen Niveau. Natürlich sehen wir und müssen damit umgehen, dass uns unsere Mitglieder in großem Maße für immer verlassen, unsere „Familie“, denn 80 Jahre ist die Flucht schon her und das Verlassen der Heimat. Aber es gibt Nachkommen und wie ich persönlich bei der Arbeit mit unserer Fanseite feststelle, kommen immer mehr jüngere Leute auf diese Seite und interessieren sich für unsere Heimat. Ich denke, der Trend der Ignoration hat sich etwas gedreht und hoffe auf weiteres Interesse. Nicht zuletzt fanden sich die ehemaligen Bewohner unseres Heimatkreises nach dem Krieg wieder zusammen und gründeten unsere Kreisgemeinschaft 1947. Das sollte genug Ansporn für uns sein, dies nicht aufzugeben. Spenden sind nach wie vor ein Thema um unsere Arbeit finanzieren zu können. Daran müssen wir immer wieder unsere Mitglieder, Folger, Interessenten erinnern. Ich sprach von einem neuen Niveau: unser Heimatbrief ist das wichtigste Bindeglied, die Brücke, zwischen uns. So soll es auch bleiben. Die Heimatbücher bestehen auf einem hohen Niveau und müssen auch dort bleiben. Nicht optimal in der heutigen Zeit ist die Arbeit an unserem Internetauftritt, denn gerade der ist im digitalen Zeitalter sehr wichtig. Die Fanseite kann unsere Homepage, welche übrigens eine richtig gute Seite ist, nur leider ungepflegt im Moment, nicht ersetzen, aber ergänzen und stärken. Und daran arbeite ich täglich und setzte darauf. Wir haben viele Folger, sehr viele Interessenten und auch sehr viele Nachrichten und Anfragen. Also das Interesse ist vorhanden an unseren Heimatkreis. Auf die Frage hin: Muß sich unsere Kreisgemeinschaft erneuern? – kann die Antwort nur JA lauten. Neues Niveau heißt auch neue Medien, also Ausbau von der Fanseite durch mehr Informationen aus der Heimat. Der Grundstein dafür ist gelegt, der Kontakt in die Heimat steht und wird gepflegt. Neue Ideen und Projekt müssen geplant werden und die fordern auch unsere Folger ein. So muß auch unsere Homepage aktualisiert und gepflegt werden, schon in Hinblick auf 80 Jahre Kreisgemeinschaft Wehlau. Auch hier schlage ich vor einen Einleger in den Heimatbrief durch die Heimatbriefredaktion zu entwickeln der sich intensiv mit der Gründung unserer Kreisgemeinschaft befaßt. Ein Sonderheft ist da nicht unbedingt notwendig. Und auf die Frage hin: Wird sich unsere Kreisgemeinschaft weiter etablieren, erneuern und modern sein? Die Antwort lautet auch hier : Ja. Packen wir es an und ich will dabei sein. Mir liegt sehr viel an die alte Heimat Ostpreußen und an speziell unserem Heimatkreis Wehlau.

Steffen Kabela

Seitdem in den Jahren 1989 bis 2020 die politischen Verhältnisse den uneingeschränkten Besuch unserer Heimat ermöglichten, hatten wir erkannt, dass wir Wege finden müssen, die Erinnerungen an Ostpreußen wach zu halten. Die Dokumentationen unserer gesammelten Kulturgüter und Optimierung der Dauerausstellung im Wehlauer Heimatmuseum sind als Grundlage wesentliche Zwischenschritte. Die von Steffen Kabela aufgezeigten Nutzungsmöglichkeiten moderner Medien ergänzen unseren Wehlauer Heimatbrief und werden an Bedeutung gewinnen.

Das Alter unserer Mitglieder bedingt die Übertragung von Führungs- und Leistungsaufgaben auf nachfolgende Generationen, die selbst nicht in Ostpreußen geboren sind. Am Beispiel des „Vereins der Sazburger“ die im Jahre 1731 nach Ostpreußen immigrierten, ist zu erkennen, dass Historisches lange in Erinnerung gehalten werden kann. Wir Wehlauer sollten unsere Enkel und Urenkel mit unserer Heimat vertraut machen.

Da wir nicht absehen können, wann wir den russische Tei, unseres Heimatkreises wieder uneingeschränkt besucht können und wieder Freundschaften mit den Bewohnern pflegen können, sollten wir mit benachbarten Kreisgemeinschaften aus dem polnischen Teil Ostpreußens zusammenarbeiten, um den Kontakt zur Heimat nicht gänzlich zu verlieren. Infrage kämen hier vordringlich die Kreisgemeinschaften Bartenstein / Patenkreis Nienburg und Preußisch Eylau / Patenkreis Verden. Unser Patenkreis Diepholz ist Nachbarkreis für Nienburg und Verden. Wir könnten eine Gemeinschaft „Ostpreußen zwischen Weser und Hunte“ bilden. Ein größerer Rahmen bietet die Möglichkeit die Arbeit für unsere Heimat Ostpreußen dauernd aufrecht zu erhalten. Letztlich wird auch die Nutzung moderner Kommunikation eine Zusammenarbeit erleichtern. Schon jetzt nutzen wir vermehrt den E-Mail-Brief und planen Video-Konferenzen.

Gerd Gohlke



Musurischer See
165

Der Kreis Wehlau im Herzen Ostpreußens

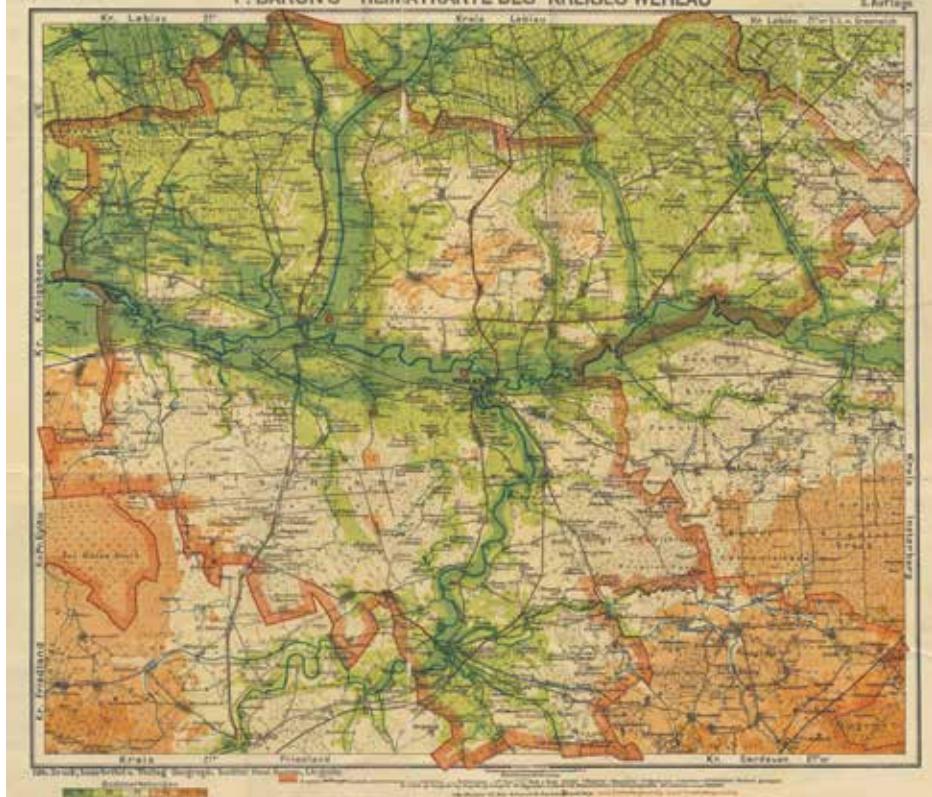


Rathaus
Wehlau



P. BARON'S HEIMATKARTE DES KREISES WEHLAU

E. Buffoni



55. Jahre

Wehlauer Heimatbrief

1969 - 2024



Das Rathaus in Wehlau



Wehlauer Heimatbrief

Die Brücke zur Heimat

Alle bisher erschienenen Heimatbriefe
auch im Internet unter:
www.kreisgemeinschaft-wehlau.de

Heimatmuseum

Wiedereröffnung unseres Heimatmuseums



Wo fanden die ehemaligen Bewohner des Kreises Wehlau nach der Vertreibung eine neue Heimat?

1.) Länder außerhalb Europas:	363	Bewohner
davon		
USA	164	Bewohner
Kanada	111	Bewohner
Australien	44	Bewohner
andere	44	Bewohner
2.) Europa ohne Deutschland:	231	Bewohner
davon		
Österreich	42	Bewohner
Schweiz	42	Bewohner
Schweden	24	Bewohner
andere	123	Bewohner
3.) Deutschland:	31 952	Bewohner
davon		
Baden-Württemberg	2 096	Bewohner
Bayern	1 150	Bewohner
Berlin	687	Bewohner
Brandenburg	741	Bewohner
Bremen	423	Bewohner
Hamburg	1 225	Bewohner
Hessen	1 362	Bewohner
Mecklenburg-Vorpommern	1 210	Bewohner
Niedersachsen	6 196	Bewohner
Nordrhein-Westfalen	6 938	Bewohner



Heimatmuseum

Wiedereröffnung unseres Heimatmuseums



Rheinland-Pfalz	864	Bewohner
Saarland	45	Bewohner
Sachsen	505	Bewohner
Sachsen-Anhalt	710	Bewohner
Schleswig-Holstein	7 333	Bewohner
Thüringen	467	Bewohner

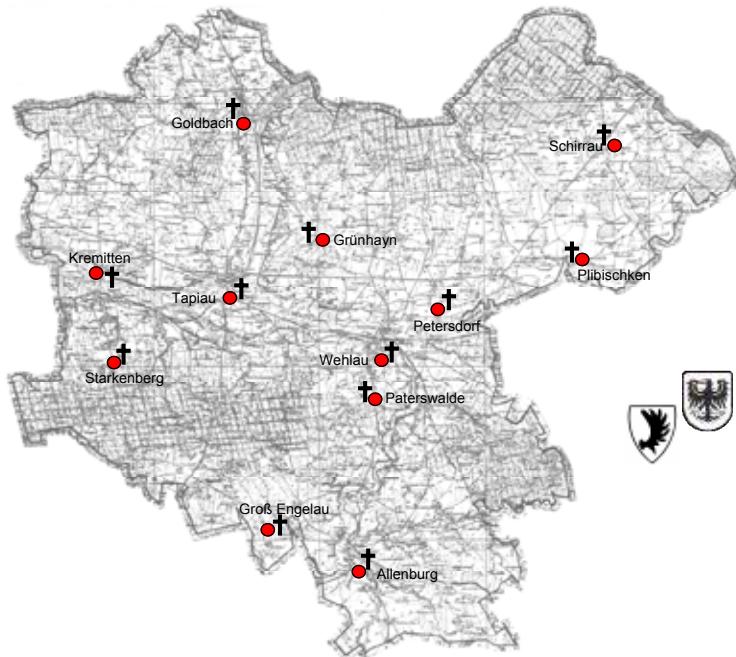
Wehlau verpflichtet!



Vertriebenen-Wohnzimmer in den 50er Jahren



Kreisgemeinschaft Wehlau e.V.



Kirchspiele des Kreises Wehlau



URKUNDE

Zum Zeichen der engen Verbundenheit mit
unseren Brüdern und Schwestern aus dem
deutschen Osten / die wider Recht & Gesetz
aus ihrer angestammten Heimat vertrieben
wurden / hat der Kreistag
des Landkreises Grafschaft Hoya
einstimmig beschlossen /

die PATENSCHAFT für
den LANDKREIS
 WEHLAU
IN OSTPREUSSEN
zu übernehmen &

Der Landkreis Grafschaft Goya
wird alle Bestrebungen fördern/ die
geeignet sind/ die Zusammengehörigkeit der
Einwohner des Landkreises Wehlau zu
festigen. Er wird es sich angelegen sein lassen/
die heimatliche Eigenart dieses deutschen Körri-
ses zu pflegen/ die geretteten Kulturgüter zu-
erhalten und den unveräußerlichen Anspruch
auf die angestammte Heimat zu vertreten.
Wölge die Zeit nicht mehr fern sein/ wo
dieser heute unter einer Fremdherrschaft da-
bende/ einst so blühende Kreis wieder zu-
— Deutschland zurückkehrt —

SYKE, DEN 27. AUGUST 1955

Landkreis
Grafschaft Goya

Ulrich Weißath
LANDRAT



OBERKREISDIREKTOR

KREISTADSMITGLIED

Urkunde

DIE STADT BASSUM
IM LANDKREIS GRAFSCHAFT HOYA
ÜBERNIMMT AUF GRUND DES RATSBESCHLUSSES
VOM 17. NOVEMBER 1969 DIE

Patenschaft

FÜR DIE OSTPREUSSISCHE STADT TAPIAU
IM KREISE WEHLAU.

SIE MÖCHTE DEN IN WESTDEUTSCHLAND
WOHNENDEN MENSCHEN DIESER STADT ALS
HEIMATLICHER MITTELPUNKT STETS ZUR
VERFÜGUNG STEHEN.

BASSUM, DEN 20. JUNI 1970

NAMENS DER STADT BASSUM

H. Meissner
BÜRGERMEISTER a.K.



O. Lüder
STADTDIREKTOR

URKUNDE



Die Kreisstadt Syke

im Landkreis Grafschaft Hoya

übernimmt auf Grund des
Ratsbeschlusses vom 10. Okt. 1972

die Patenschaft für die ostpreußische
Kreisstadt Wehlau

Syke möchte den
ehemaligen Bürgern dieser Stadt
heimatlicher Mittelpunkt sein.

Syke, den 7. April 1973

Bürgermeister

Stadtdirektor

Vertrude



Die Stadt Hoya/Weser

IM LANDKREIS GRAFSCHAFT HOYA

ÜBERNIMMT AUF GRUND DES
RATSBeschlusses vom 20. April 1972 DIE

**Patenschaft für die ostpreußische
Stadt Allenburg, Kreis Wehlau**

HOYA MÖCHTE
DEN EHEMALIGEN BÜRGERN
DIESER STADT
HEIMATLICHER MITTELPUNKT SEIN

HOYA/WESER, DEN 17. JUNI 1972

Fritz
BÜRGERMEISTER

Ernst Knoblauch
STADTDIREKTOR





Charta der deutschen Heimatvertriebenen

Im Bewußtsein ihrer Verantwortung vor Gott und den Menschen, im Bewußtsein ihrer Zugehörigkeit zum christlich-abendländischen Kulturkreis, im Bewußtsein ihres deutschen Volkstums und in der Erkenntnis der gemeinsamen Aufgabe aller europäischen Völker, haben die erwählten Vertreter von Millionen Heimatvertriebenen nach reiflicher Überlegung und nach Prüfung ihres Gewissens beschlossen, dem deutschen Volk und der Weltöffentlichkeit gegenüber eine feierliche Erklärung abzugeben, die die Pflichten und Rechte festlegt, welche die deutschen Heimatvertriebenen als ihr Grundgesetz und als unumgängliche Voraussetzung für die Herbeiführung eines freien und geeinten Europas ansehen.

1. Wir Heimatvertriebenen verzichten auf Rache und Vergeltung. Dieser Entschluß ist uns ernst und heilig im Gedenken an das unendliche Leid, welches im besonderen das letzte Jahrzehnt über die Menschheit gebracht hat.
2. Wir werden jedes Beginnen mit allen Kräften unterstützen, das auf die Schaffung eines geeinten Europas gerichtet ist, in dem die Völker ohne Furcht und Zwang leben können.
3. Wir werden durch harte, unermüdliche Arbeit teilnehmen am Wiederaufbau Deutschlands und Europas.

Wir haben unsere Heimat verloren. Heimatlose sind Fremdlinge auf dieser Erde. Gott hat die Menschen in ihre Heimat hineingestellt. Den Menschen mit Zwang von seiner Heimat trennen, bedeutet, ihn im Geiste töten.

Wir haben dieses Schicksal erlitten und erlebt. Daher fühlen wir uns berufen zu verlangen, daß das Recht auf die Heimat als eines der von Gott geschenkten Grundrechte der Menschheit anerkannt und verwirklicht wird.

So lange dieses Recht für uns nicht verwirklicht ist, wollen wir aber nicht zur Untätigkeit verurteilt beiseite stehen, sondern in neuen, geläuterten Formen verständnisvollen und brüderlichen Zusammenlebens mit allen Gliedern unseres Volkes schaffen und wirken.

Darum fordern und verlangen wir heute wie gestern:

1. Gleiches Recht als Staatsbürger nicht nur vor dem Gesetz, sondern auch in der Wirklichkeit des Alltags.
2. Gerechte und sinnvolle Verteilung der Lasten des letzten Krieges auf das ganze deutsche Volk und eine ehrliche Durchführung dieses Grundsatzes.
3. Sinnvollen Einbau aller Berufsgruppen der Heimatvertriebenen in das Leben des deutschen Volkes.
4. Tätige Einschaltung der deutschen Heimatvertriebenen in den Wiederaufbau Europas.

Die Völker der Welt sollen ihre Mitverantwortung am Schicksal der Heimatvertriebenen als der vom Leid dieser Zeit am schwersten Betroffenen empfinden. Die Völker sollen handeln, wie es ihren christlichen Pflichten und ihrem Gewissen entspricht.

Die Völker müssen erkennen, daß das Schicksal der deutschen Heimatvertriebenen wie aller Flüchtlinge, ein Weltproblem ist, dessen Lösung höchste sittliche Verantwortung und Verpflichtung zu gewaltiger Leistung fordert.

Wir rufen Völker und Menschen auf, die guten Willens sind, Hand anzulegen ans Werk, damit aus Schuld, Unglück, Leid, Armut und Elend für uns alle der Weg in eine bessere Zukunft gefunden wird.

Stuttgart, den 5. August 1950



Snamensk – unser Wehlau heute



Die Kirche zu Wehlau 2024 (Quelle: facebook Fanseite)

Bevölkerung wurde, sofern sie nicht bereits geflüchtet war, in der Folge vertrieben und durch Siedler aus der Sowjetunion ersetzt. Im Jahr 1947 wurde Wehlau in Snamensk (übersetzt etwa Bannerstadt) umbenannt. Dabei verlor der Ort seine Stadtrechte und wurde als Siedlung städtischen Typs klassifiziert. Bei der Einrichtung der Landgemeinde Snamenskoje im Jahr 2005 verlor Snamensk auch diesen Status und wird seither als einfache Siedlung eingestuft. In den neu gebildeten Stadtkreis Gwardeisk wurde der Ort 2014 eingegliedert. Wahrzeichen des Ortes ist die Ruine der Pfarrkirche, deren Turm durch Mittel der ehemaligen Bewohner renoviert und mit einer Aussichtsplattform versehen wurde. Die geschichtsträchtige Altstadt von Wehlau wurde 1945 und danach fast vollständig vernichtet. Zu den verlorenen Sehenswürdigkeiten gehören: die Pfarrkirche mit reicher Ausstattung, als Ruine erhalten, das Rathaus mit gotischem Schaugiebel, das gotische Steintor, die Hakenbuden am Rathaus, zahlreiche Giebelhäuser, die Schanze, der Platz vor der Stadt, Schauplatz eines der größten Pferdemärkte in Europa. Erhalten wurden folgende Sehenswürdigkeiten: Wasserturm erbaut 1913,

Snamensk (Знаменск), deutsch Wehlau, ist eine Siedlung im Rajon Gwardeisk (Tapiaw) im russischen Oblast Kaliningrad (Königsberg) im historischen Ostpreußen. Der Ort hat heute 3820 Einwohner und gehört der kommunalen Selbstverwaltungs -einheit Stadtkreis Gwardeisk an. Sie Siedlung befindet sich an der Mündung der Alle (Lawa) in den Pregel auf einer Höhe von 14 Meter über dem Meeresspiegel, etwa 10 Kilometer südöstlich von Gwardeisk, Tapiaw. Im Januar 1945 wurde das Kreisgebiet durch die Rote Armee besetzt. Die Altstadt mit ihrem rechteckigen Grundriss und den vielen Giebelhäusern wurde fast völlig zerstört. Die



Der Bahnhof Snamensk 1993

die Katholische Kirche unweit des „Alten Friedhofes“ 1929 erbaut, das Gebäude der ehemaligen Deutschordens-Schule, heute Schule, der „Alte Friedhof“ mit einer Vielzahl erhaltener Grabstätten aus deutscher Zeit. Die einstige Altstadt, welche den ehemaligen Marktplatz einschließt, wurde nach dem Krieg nahezu gänzlich ausgelöscht. Von der Vorkriegsbebauung existiert, abgesehen von der Ruine der Pfarrkirche, nur noch ein Gebäude an der ehemaligen Klosterstraße/Ecke Kleine Vorstadt. Vereinzelt wurden Neubauten errichtet. Die einzige Durchfahrtsstraße des Areals befindet sich auf Höhe der ehemaligen Klosterstraße. Der einstige Marktplatz und das direkte Umfeld werden seit 2012 komplett umgestaltet. Auf dem nunmehr „Zentralen Platz“ befindet sich ein großer Findling mit der Inschrift „Реконструкция Центральной площади Знаменск – Wehlau год 2012“ (Wiederaufbau/Rekonstruktion des Zentralen Platzes Snamensk – Wehlau im Jahr 2012). Der Platz wird parkähnlich mit Wegen, Skulpturen und Sitzmöglichkeiten neugestaltet. Ein Wiederaufbau oder eine Rekonstruktion alter Gebäude und Straßenzüge ist nicht vorgesehen. (Quelle: Wikipedia)

Rautenberg Druck

200 JAHRE JUBILÄUM 1825-2025



Online bestellen
per QR-Code oder unter
info@rautenberg-druck.de

19,80 €

plus Porto und Verpackung

Format A4

176 Seiten



Die illustrierte Verlagsdruckerei-, Reisen- & Familiengeschichte

Am 12. Mai 1825 gründete Carl Ludwig Rautenberg in der Herder-Stadt Mohrungen in Ostpreußen die Verlagsbuchhandlung C. L. Rautenberg. Mehrere Zweigbetriebe entstanden und ab 1856 konzentrierte er seine Aktivitäten in Königsberg, der Hauptstadt der Provinz

Ostpreußen. Die Buchdruckerei Emil Rautenberg wurde dort Ende August 1944 bei Bombenangriffen total zerstört. Im Jahre 1948 begann Gerhard Emil Rautenberg mit dem Wiederaufbau der Druckerei & Verlag Rautenberg in Leer/Ostfriesland.

Unser Auftritt ...

Was macht unsere Kreisgemeinschaft Wehlau e.V. so interessant!

Viel Liebe, Engagement, Zeit und Arbeit stecken wir in die Heimatbücher unserer politischen Gemeinden. Diese werden überarbeitet und aktualisiert und sind sehr gefragt. So auch unser Bilderarchiv. Jedes alte und neue Bild, Foto, ist für uns interessant, wertvoll und ständig Willkommen. Bitte denken auch Sie an uns, alle Ihre Dokumente werden von uns eingescannt und Sie bekommen diese umgehend zurück. Das vor vielen Jahren von uns aufgelegte Buch „Heimatbuch Kreis Wehlau“ ist vergriffen und wird nicht wieder aufgelegt. Aber es wurde zukunftssicher gemacht und digitalisiert. Ganz wichtig sind für uns unsere halbjährlich erscheinenden Heimatbriefe der Kreisgemeinschaft Wehlau. Es ist unser Kontakt zu unseren Mitgliedern und Sympatisanten und gleichzeitig die Brücke zu unserer Heimat.

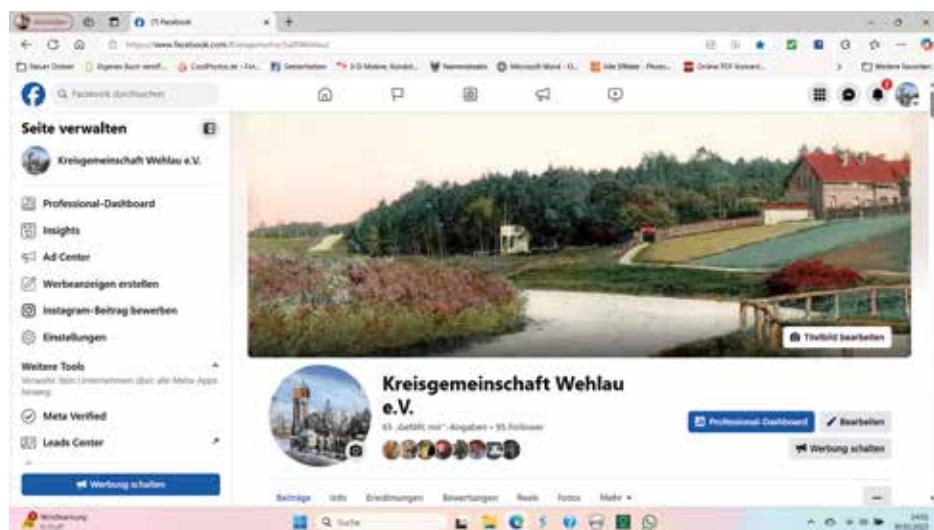
Auch wir sind gerüstet für die Moderne, für das digitale Zeitalter mit unserem Internetauftritt. Unter „www.Kreisgemeinschaft-Wehlau.de“ erreichen Sie unsere Kreisgemeinschaft online. Schauen Sie einfach einmal hinein. Online finden Sie unser Bildarchiv, die Heimatbücher und wie Sie dies bestellen können, unser Heimatbuch Kreis Wehlau können Sie hier digital lesen, aber auch jedes unserer,



bis dato, 111 Folgen der Heimatbriefe sind hier hinterlegt. Aber nicht nur das, sondern noch einiges mehr, wie zum Beispiel die Chronik unserer Kreisgemeinschaft und Chroniken einiger unserer Heimatorte. Es lohnt sich. Leider mußten wir uns von unserem Forum trennen. Es war eine schwere Entscheidung, aber dennoch sinnvoll. Ihre Anfragen konnten Sie auch an uns persönlich per Brief, Anruf oder e-Mail stellen. Was unsere Kreisgemeinschaft ausmacht, das sind unsere Mitglieder, das Wichtigste in unserer Gemeinschaft. Unsere Mitglieder und Heimatdaten werden in einer Heimatkreisdatei erfaßt, bearbeitet und liebevoll gepflegt, denn das alles ist unser Kapital, überaus wichtig und es ist unser aller Geschichte.

Auf unser Forum mußten wir verzichten wie bereits erwähnt, aber seit Frühjahr 2023 sind wir auch in facebook zu finden. Wie Sie dort hinkommen? Ganz einfach: <https://www.facebook.com/KreisgemeinschaftWehlau>. Keine Angst, diese Seite ist sicher. Und auch hier freuen wir uns auf Ihre Kommentare, Beiträge und „Folgen“.

Wir freuen uns sehr, auch Sie bald bei uns online begrüßen zu dürfen.





Impressum

Der Wehlauer Heimatbrief ist eine unabhängige, gemeinschaftsfördernde Publikation für die vertriebenen Ostpreußen aus dem Landkreis Wehlau sowie für alle, die sich dem Kreis verbunden fühlen. Das Blatt erscheint zweimal im Jahr, in der Jahresmitte und am Ende des Jahres. Es wird allen Interessenten zugesandt. Zur Deckung der durch Druck und Versand entstehenden Kosten wird um freiwillige Spenden gebeten.

Herausgeber: Kreisgemeinschaft Wehlau e.V.

1. Vorsitzende: Margot Löwe, Weitzelstraße 9, 09648 Mittweida
Tel.: 03727 5165, Mail: margot.loewe@web.de

2. Vorsitzender: Dirk Reinsberg, Mail: reinsbergd@web.de

Heimatbrief: Gerd Gohlke, Steffen Kabela, Tel.: 034202/92741
Mail: Steffen.Kabela@magenta.de

Heimatmuseum: Gerd Gohlke, Syker Straße 26, 27211 Bassum.
Tel.: 04241 5586, Mail: gerd.gohlke@wehlau.net

Internet: Werner Schimkat, E-mail: werner.schimkat@wehlau.net
Telefon: 0611-50509840 - Fax: 0611-50509841

Kreisdatei: Ingrid Eigenbrod, Am Rotlauber 1, 34513 Waldeck
Telefon: 05623-6225, E-Mail: chamuela@gmx.net

Konten der Kreisgemeinschaft Wehlau e.V.:
IBAN: DE65 2915 1700 1110 0199 97, BIC: BRLADEF21SYK
IBAN: DE52 2915 1700 1110 0020 92, BIC: BRLADEF21SYK

Für Überweisungen aus dem europäischen Ausland
folgende IBAN-Nr. eingeben: DE65 2915 1700 1110 0199 97

Auflage: 850 Stück

Internet-Adresse: www.kreisgemeinschaft-wehlau.de

Druck und Vertrieb: Rautenberg Druck GmbH, Blinke 8, 26789 Leer

Redaktionsschluss: Jeweils 31. März und 30. September

Artikel, die mit dem Namen des Autors unterzeichnet sind, geben nicht unbedingt die Auffassung der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich Änderungen, Kürzungen sowie den Zeitpunkt der Veröffentlichung der eingesandten Berichte vor.

